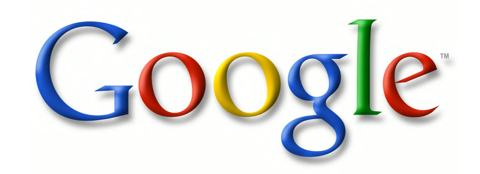
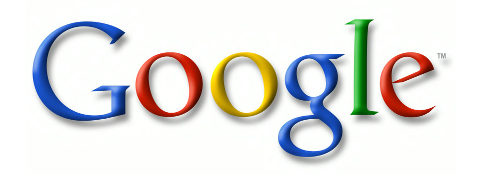
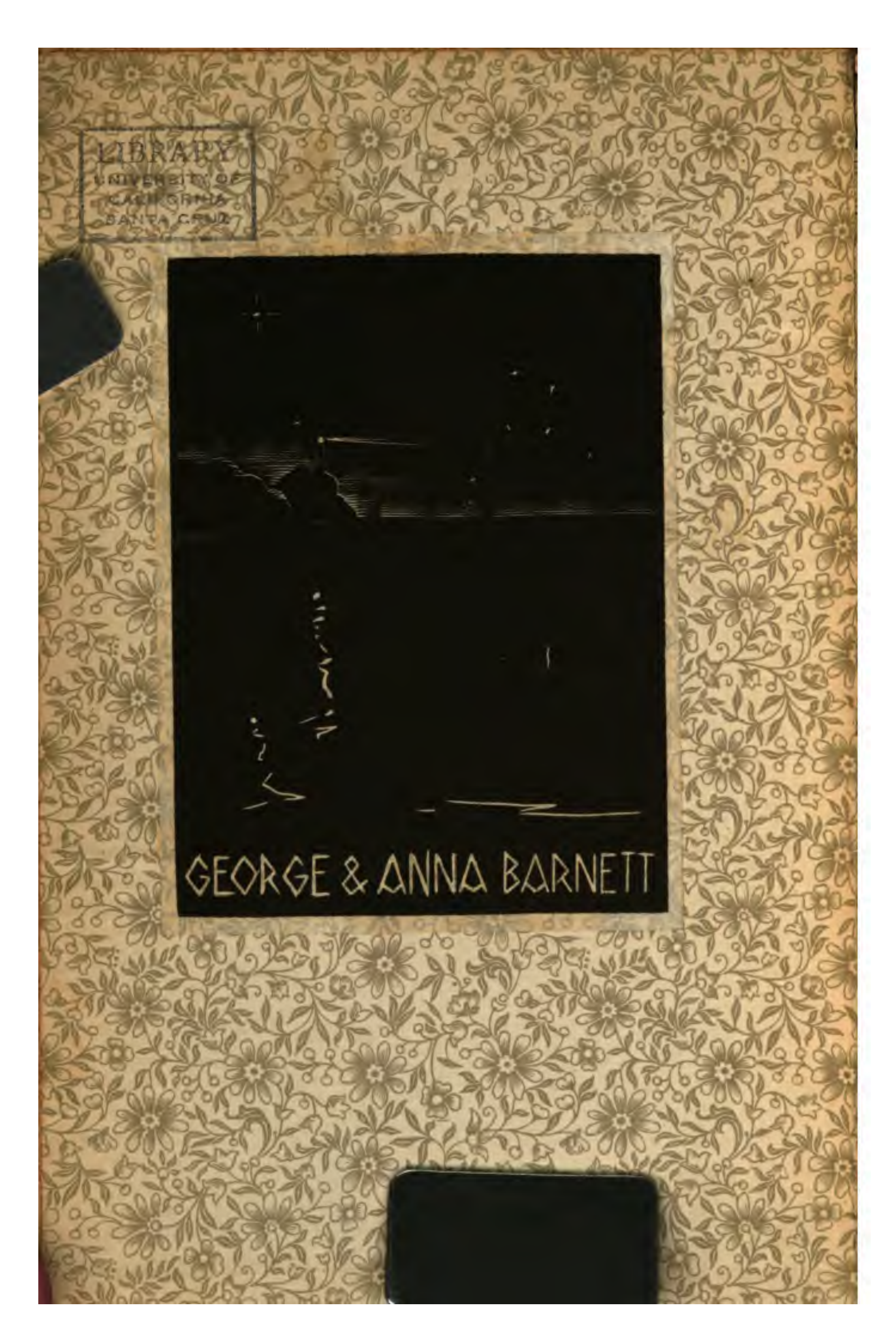


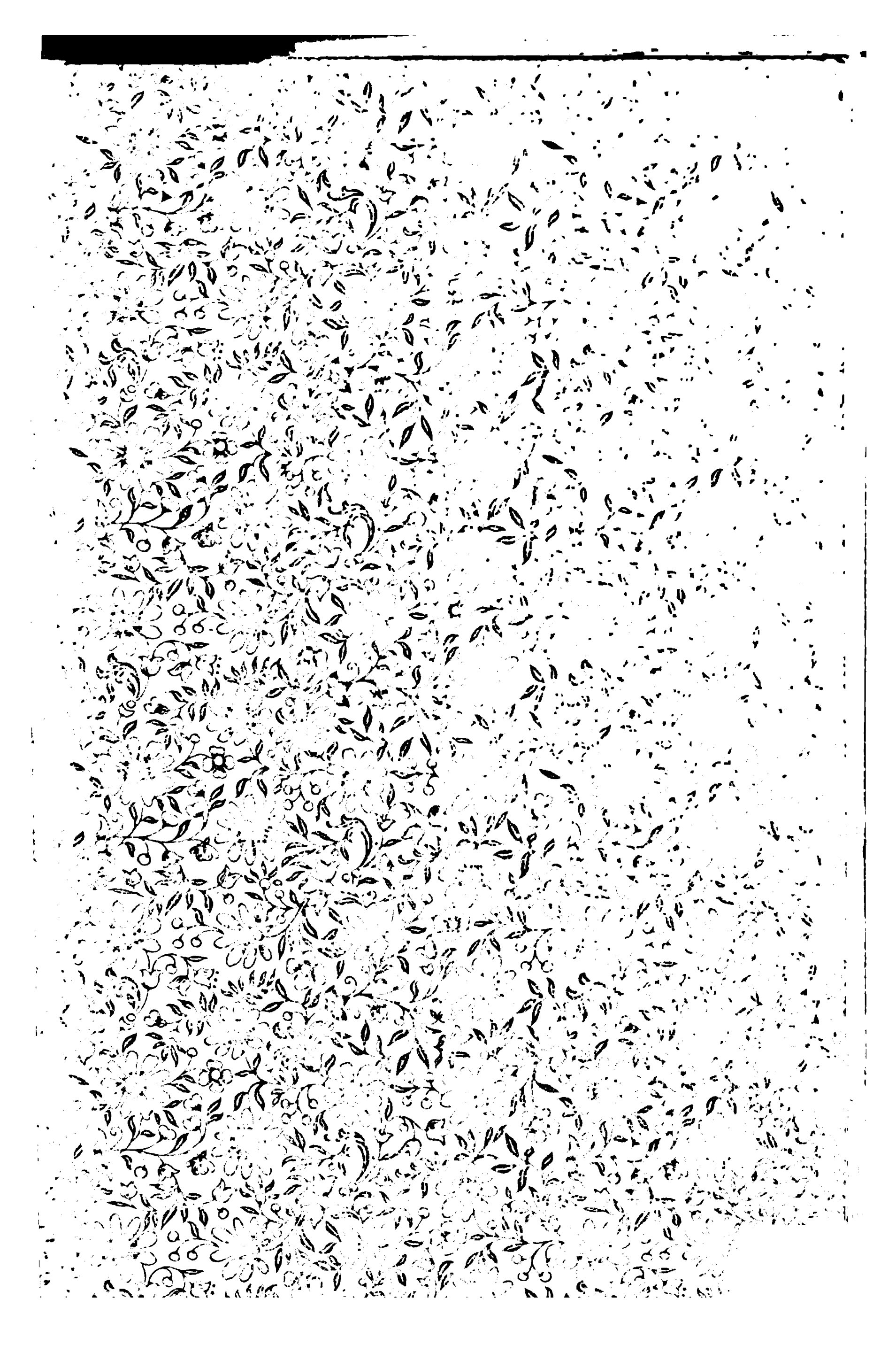

Google

MALWIDA VON MEYSENBUG

MEMOIREN EINER IDEALISTIN

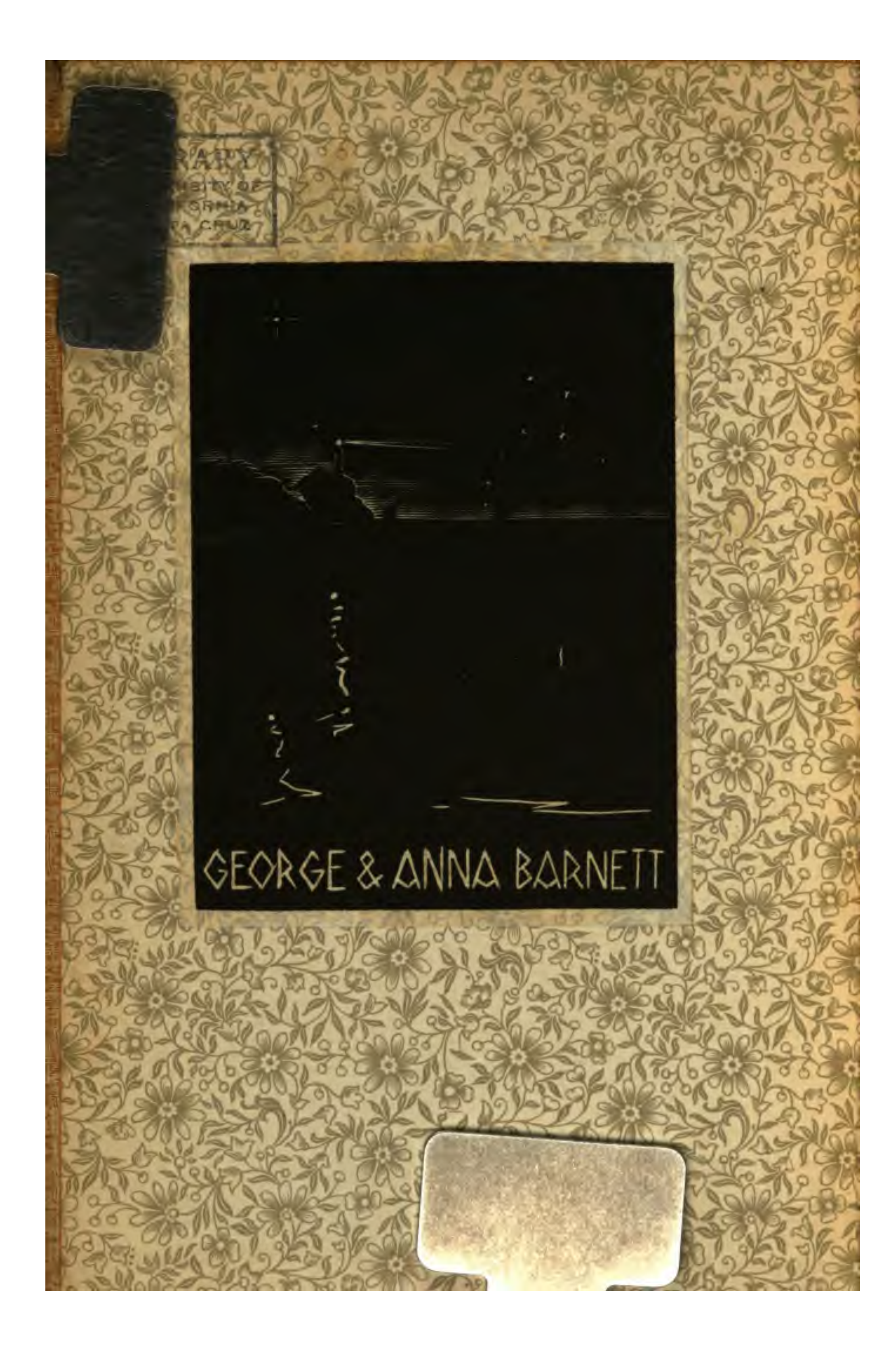


GEORGE & ANNA BARNETT



Memoiren einer Idealistin

Zweiter Band



GEORGE & ANNA BARNETT



Memoiren einer Idealistin

Zweiter Band

MEMOIREN EINER IDEALISTIN

VON

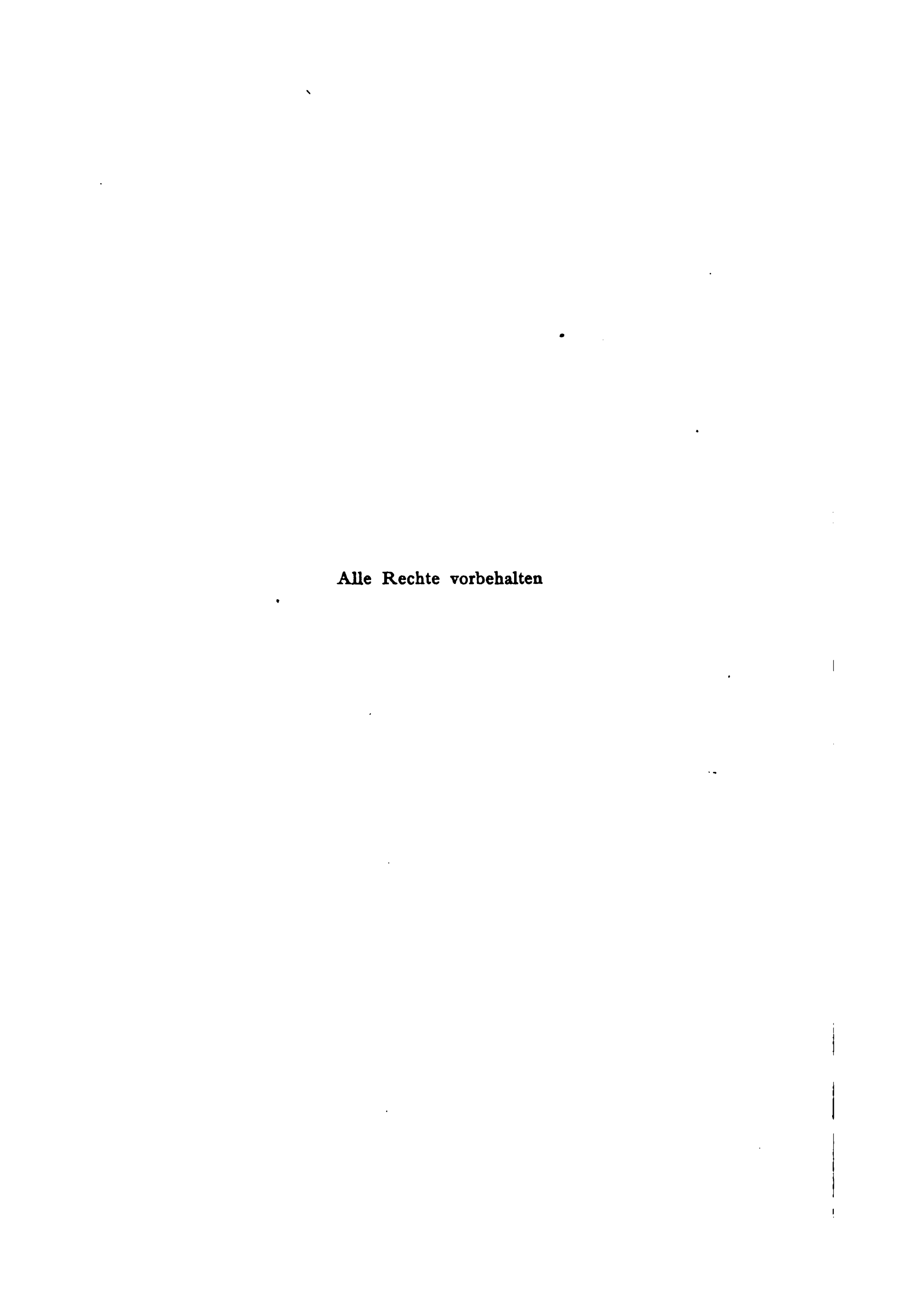
MALWIDA VON MEYSENBUG

ZWEITER BAND

SECHSTE AUFLAGE



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900



Inhalts-Verzeichniss

Erstes Kapitel.

Das Exil.

So schwamm ich denn auf den Meereswogen, allein, flüchtig und tiefbetrübt. Ich dachte daran, wie oft der Mensch, in seinem Wahn, das Schicksal aufhält, um es nachher sich in bitterer, beleidigenderer Weise erfüllen zu sehen. Hätte mich damals nicht die Rücksicht auf meine Mutter zurückgehalten nach Amerika zu gehen, auf jene freie Erde, wo ich meinen Ueberzeugungen gemäss hätte leben können, ohne mit der Gesellschaft in der ich geboren war, in Widerspruch zu gerathen, ohne die Sympathien meiner Famile zu verletzen, so hätte ich mir wahrscheinlich zu der Zeit schon irgend eine friedliche Existenz jenseits des Oceans zu gründen vermocht und die Meinigen hätten meiner mit Bedauern, ja mit Schmerz gedacht, aber ohne jede Bitterkeit, welche ihnen die Art meiner Abreise nothwendig zurücklassen musste. Und doch war ich dabei schuldlos, es war ja Alles nur die Folge des Zusammenstosses des Charakters mit den äusseren Verhältnissen, der mit unerbittlicher Logik niemals

weder in der einen noch in der andern Richtung führt, sondern zwischen beiden in einer Diagonale, zu einem Punkt, an den wir selbst niemals gedacht hatten. Eines Tages hatte ich freiwillig das Vaterland verlassen wollen, in dem das Ideal, welches ich geträumt hatte, sich nicht verwirklichte; aber jetzt, als ich die deutsche Küste hinter mir versinken sah, und nur die grüne Welle und der bleigraue Himmel sich noch meinen Blicken darboten, da fühlte ich, dass es hart ist aus der Heimath in das Exil fliehen zu müssen.

Am Morgen der Abreise hielt ich mich in der Kajüte, wie mir meine Freunde gerathen hatten, bis der Inspectionsbesuch der Behörde, der auf jedem abfahrenden Schiffe stattfindet, vorüber war. Als wir abfuhren, ging ich auf das Deck und glaubte daselbst bleiben zu können, wurde aber bald inne, dass dem nicht so sei und dass ich dem Meere meinen Tribut zu zahlen haben würde. Ich verliess die Kajüte während der Ueberfahrt, die zwei Tage und zwei Nächte dauerte, nicht mehr und machte keinerlei Bekanntschaft, woran mir auch nichts gelegen war. Als ich hörte, dass wir die Mündung der Themse erreicht hätten, stand ich auf und begab mich auf das Deck. Hier sah ich nun, unter einem nebligen Himmel, eine neue, reiche, mächtige Welt sich vor mir aufthun. Grosse Schiffe lagen vor Anker, Dampfer und Boote von allen Grössen schossen auf dem breiten Strome hin und her, Städte

und Dörfer winkten von den Ufern, an denen buntes Gewimmel Zeugniss gab von der Lebendigkeit des Verkehrs, und Alles das steigerte und mehrte sich, je näher wir der grossen Welthauptstadt kamen. Ich war angezogen, interessirt und zu gleicher Zeit bedrückt, denn ich kam allein an, von Niemand erwartet, kaum wissend, wohin ich meine Schritte richten sollte und, obgleich ich die Sprache vollkommen kannte, doch kaum verstehend, was die Kehllaute meinten, als ich sie zum ersten Mal aus dem Munde des Volkes hörte. Endlich hielt unser Schiff in den grossen Sanct-Katharinen-Docks, und ich verliess es, gleich den anderen Passagieren, um mich auf das daselbst befindliche Zollamt zu begeben. Die Durchsicht des einzigen Reisesacks, den ich bei mir hatte, war bald gemacht. Es überkam mich aber ein angenehmes Gefühl der Freiheit, als man mir keinen Pass abforderte. Sich auf einer gastfreien Erde zu fühlen, ohne das beleidigende Verhör von „wer? woher? wohin?" durchmachen zu müssen, das war wohlthuend und ein Sachverhältniss, würdig eines grossen Volkes, das sich sicher fühlt unter dem Schutz seiner Gesetze und den Fremdling daher von vornherein mit Vertrauen aufnimmt. Zeigt er sich dessen unwerth — nun, so wird er die Folgen derselben Gesetze fühlen, welche da sind um die Gesellschaft zu beschützen, nicht um sie zu bedrücken. Ich konnte also gehen, wohin ich wollte, und bat einen der Beamten, mir die Weise anzuzeigen,

wie ich Sanct-Johns-Wood, einen Theil Londons, wo die Flüchtlingsfreunde wohnten, an die ich mich zu wenden dachte, erreichen könne. Er zeigte mir ziemlich bereitwillig einen grossen Omnibus, der mich dorthin bringen würde. Ich vertraute dem Führer meinen Reisesack, nannte ihm die Adresse, die ich suchte, und übergab mich meinem Schicksal. Ich hatte geglaubt glücklich eine Reise vollendet zu haben, merkte aber bald, dass ich eine neue angetreten hatte, denn wir fuhren durch Strassen und über Plätze, über Plätze und durch Strassen ohne Zahl und ohne Ende. Die dunklen, hohen Häuser, der graue Himmel, der Lärm der sich unaufhörlich folgenden Wagen, die Massen der Fussgänger, die sich auf den Trottoirs in fieberhafter Hast drängten, als ob das Leben davon abhinge, Einer dem Andern zuvorzukommen — Alles das verwirrte und betäubte mich. Mein Nachbar im Omnibus erklärte mir, dass dies die „City“ sei, der Mittelpunkt des Handels- und Arbeitslebens von London.

Danach kamen wir in schönere, breitere Strassen mit palastähnlichen Häusern, mit dem unverkennbaren Charakter eines Daseins voll Pracht und Macht, aber immer ebenso von dem Schleier des grauen, bleifarbenen Himmels umzogen; das war das „Westend,“ der Aufenthalt der Aristokratie.

Endlich, nach einer Fahrt, die mir eine Ewigkeit schien, erreichten wir einen Theil der Riesenstadt, wo Alles einen freundlicheren,

vertrauteren Anstrich annahm. Hübsche, kleine, neue Häuser, in buntestem Baustil durcheinander gebaut, von zierlichen Gärten umgeben, machten einen versöhnenden Eindruck nach den dunklen Steinmassen, die wir bis jetzt durchfahren; ebenso die breiten, ungepflasterten Strassen, auf denen das Wagengerassel weniger empfindlich war, und die Fussgänger, die still auf den Trottoirs einherschritten, statt sich in ängstlicher Hast zu jagen. Man fühlte hier, dass man auch irgendwo in diesem Ungeheuer von Stadt ruhig leben und athmen könne, und ich ward angenehm überrascht, als unser Omnibus anhielt und der Conducteur mir erklärte, dass wir am Ziel seien und ich nun blos zu Fuss die Strasse, an deren Ecke wir hielten, weiter zu verfolgen habe, um an das bezeichnete Haus zu gelangen. Er reichte mir meinen Reisesack, ich hielt ihm. eine Hand voll kleiner, englischer Münze hin und liess ihn, was er wollte, nehmen, da ich sie noch nicht gut kannte. Dann verfolgte er seinen Weg nach einer anderen Seite und liess mich an der Strassenecke allein. Ich fasste meinen Sack und schritt, nicht ohne eine tiefe innere Erregung, dem Hause zu, in welchem ich die bekannten und doch unbekannten Freunde finden sollte, die mein einziger Anhaltspunkt waren.

Um dies zu erklären, muss ich ein wenig zurückgreifen und berichten, was ich, um den einheitlichen Gang der Erzählung nicht zu stören, im Anfange ausgelassen habe. Schon

ehe ich nach Hamburg ging, hatte ich, aus meiner Einsamkeit heraus, eine Correspondenz mit einer Frau angefangen, deren Genie und deren Unglück mich gleich anzogen. Diese Frau war keine Andere als Johanna Kinkel. Ich hatte zuerst von ihr reden hören durch Theodor, welcher ein Schüler ihres Mannes auf der Bonner Universität gewesen war und mir oft mit Begeisterung von dem von der akademischen Jugend vergötterten Lehrer erzählt hatte, sowie von dessen hochbegabter, sehr eigenthümlicher Frau und ihrem reizenden häuslichen Leben.

Im Frühjahr des Jahres 1849, als Kinkel, der einzige unter seinen academischen Collegen, die Waffen ergriff, um als gemeiner Soldat im badischen Revolutionsheere seine Ueberzeugungen mit seinem Leben zu vertreten, hatte sich mein Interesse für ihn bis zur Begeisterung gesteigert, und mit tiefem Antheil hatte ich den Verlauf seines Prozesses, seiner Verurtheilung zum Tode, seiner Begnadigung zu lebenslänglichem Zellengefängniss verfolgt. Als ich später den Bericht über sein Kölner Verhör und die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede las, lief ich in leidenschaftlichem Schmerz im Zimmer auf und ab, zerknitterte die Zeitung in meinen Händen und verwünschte meine Ohnmacht. Das Bild des Gefangenen, dessen schönheitsdurstige Augen jetzt auf nackten Zellenwänden ruhten, der, anstatt dass er in jungen Seelen durch seinen Vortrag Begeisterung weckte oder seiner Seele Träume in Liedern

ausströmte, Wolle spinnen musste, aus der ihm von nun an seine grobe Kleidung gefertigt werden sollte — dieses schmerzensvolle Bild kam mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinn. Auch war bei allen Redlichen in Deutschland nur ein Schrei des Schmerzes und der Empörung über dieses Schicksal. Nur die Pietisten frohlockten, denn ihnen schien jetzt diese Seele, die ihnen vordem aus der Theologie in die Freiheit entflohen war, eine sichere Beute, auf die sie sich in der grauenvollen Einsamkeit der Zelle mit Tractätchen und Bibeln niederlassen konnten, um sie in ihren Krallen in den pietistischen Himmel zu entführen. Mit ebensoviel Sympathie als an ihn, dachte ich aber auch an seine hochherzige Frau, die, nachdem sie Alles vergebens zu seiner Rettung versucht hatte, nun, wie ich wusste, ausser dem ungeheuren Schmerz auch noch die Sorge um den Unterhalt ihrer Familie zu tragen hatte, den sie als treffliche Musikerin durch Stundengeben zu bestreiten suchte. Zu ihr mit liebevoller Theilnahme zu dringen war nicht so unmöglich wie zu ihrem Gatten. Ich entschloss mich ihr zu schreiben, und wohl musste mein Brief das Gepräge der tiefen Mitleidenschaft getragen haben, denn ich erhielt die allerherzlichste Antwort und die Aufforderung, mehr vor mir selbst zu sagen, damit wir uns nicht fremd blieben, uns persönlich vertraut würden. Ich liess mir das nicht zwei Mal sagen, und es kam damit ein neues, hohes, erwärmendes

Interesse in mein damals so armes Leben. Bald kannte ich ihre Geschichte, ihr vergangenes Glück, ihr jetziges Leiden, die Charaktere und Anlagen ihrer Kinder; sie dagegen wusste in Kurzem mein ganzes Leben, den Dualismus, in dem ich mich befand, die Leiden, die ich für meine Ueberzeugungen duldete. Sie billigte ganz und gar meinen Entschluss nach Amerika zu gehen; sie schrieb mir darüber: „Was ist Ihr Leben hier? Eine Quelle ewigen Schmerzes für Sie und die Ihren. Was kann Ihr Leben dort sein? Eine belebende Sonne für Ihre dortigen Freunde." Als ich in Hamburg war, schrieb sie mir um mich zu fragen, ob ich ihr nicht Briefpapier mit Vignetten schicken könne. Sie durfte ihrem Manne nur einmal im Monat schreiben; ihre Briefe wurden vom Director des Gefängnisses gelesen und mussten sich auf Familiennachrichten beschränken. So hatte sie sich ausgedacht, auf Bogen mit Vignette zu schreiben, um die Oede des Gefängnisses dadurch etwas zu erheitern. In Bonn und Köln hatte sie Alles erschöpft, was sich von illustrirten Briefbogen finden liess, und sie wandte sich nun an mich, um zu sehn, ob ich ihr etwas Neues schicken könne. Ich kam auf den Einfall, selbst kleine Zeichnungen, Copien von schönen Architekturen oder von Landschaften auf Briefbogen zu verfertigen und ihr diese zu schicken, und so suchte ich noch einmal mein altes Talent hervor, um einem edlen Unglück zu dienen. Einmal, auf die Auf-

forderung seiner Frau, schrieb ich auch dem Gefangenen, natürlich einen offenen Brief, der nur literarische Fragen enthielt. Ich bekam auch eine sehr schöne, Leben, ja Heiterkeit athmende Antwort. Später wurden mir Mittheilungen gemacht über einen Plan, der entworfen war, um Kinkel zur Flucht zu verhelfen, und wie gross war mein Glück, als eines Abends in der Hochschule, als Theodor den Prometheus von Aeschylus vorgelesen hatte, nach dem letzten Wort Jakob Venedey in den Saal trat und mit lauter, freudig bewegter Stimme ausrief: „Meine Herren und Damen, ich bringe eine frohe Nachricht: Kinkel ist aus Spandau entflohen!"

Seitdem bewohnte die glücklich wieder vereinigte Familie London, und schon mehr als einmal war von dort aus die Aufforderung an mich ergangen, auch nach London zu kommen, und mir dort gleich ihnen eine neue Heimath der Arbeit zu gründen. Nun trieb mich das Schicksal selbst, der Aufforderung Genüge zu leisten, und zu ihnen, zu Kinkels, war es, dass ich jetzt, ein einsamer Flüchtling, meine Schritte lenkte. An dem kleinen „cottage," das, wie fast alle Häuser jenes Theils von London, an der Thür des sie umgebenden, mehr oder minder grossen Gartens einen besondern Namen, ausser der Hausnummer, angeschrieben hatte, stand ich einen Augenblick still, um das gewaltige Pochen meines Herzens zu beschwichtigen. Ueber dieser Thür stand sicher nicht geschrieben:

„Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!" Im Gegentheil: wenn es auf Erden noch etwas zu hoffen für mich gab, so lag der Anfang davon hinter dieser Thür; gab es aber überhaupt noch etwas für mich zu hoffen auf dieser Welt? War der Kampf um das nackte Dasein es noch werth, ihn aufs Neue zu beginnen? — Da indess in solchen Augenblicken das Schicksal uns gewöhnlich keine Antwort giebt, sondern uns stumm den Versuch wagen lässt, so entschloss ich mich endlich die Klingel zu ziehen und das darauf erscheinende Mädchen zu fragen, ob Frau Kinkel zu Hause sei. Sie liess mich in ein Zimmer ebener Erde eintreten und verliess mich, kehrte aber bald darauf mit einem Blättchen Papier und einem Bleistift in der Hand zurück und bat mich meinen Namen aufzuschreiben. Ich schrieb blos meinen Vornamen, und sie verliess mich abermals, um den Zettel in die obere Etage zu bringen. Gleich darauf hörte ich ein freudiges Aufschreien mehrerer Stimmen, eilige Schritte flogen die Treppe herunter, die Thür ward aufgestossen, und ehe ich irgend etwas unterscheiden konnte, fand ich mich von grossen und kleinen Armen umfangen und mit Jubel begrüsst. Mit Rührung empfand ich es, was die Vergütung sei für den bittern Kelch des Exils, nämlich: dass die, die sich vordem nie gesehen, sich augenblicklich als Kinder derselben idealen Heimath erkannten und sich als einander angehörig fühlten, ohne alle die Ceremonien durchmachen zu müssen,

welche die alte Gesellschaft, deren Hauptzweck es war, den Menschen vor dem Menschen zu verstecken, für erforderlich hielt.

Nachdem der erste Sturm des Fragens und Antwortens sich gelegt, nachdem sich ihr Erstaunen und ihre Entrüstung über das mir Widerfahrene, welches die Ursache meiner Flucht geworden war, ausgesprochen hatte, kam ich dazu, mir den ersten Eindruck klar zu machen, den ich von meinen neuen Freunden empfing. Johanna Kinkel hatte nichts in ihrem Aeussern von dem, was man gewöhnlich bei Frauen schön oder anmuthig nennt; ihre Züge waren stark, fast männlich, ihr Teint auffallend dunkel, ihre Gestalt massiv, aber über dem Allen thronten ein Paar wunderbare dunkle Augen, die von einer Welt von Geist und Empfindung zeugten, und in den reichen Modulationen ihrer tiefen, vollen Stimme tönte eine Fülle des Gefühls, so dass man unmöglich beim ersten Eindruck sagen konnte: „Wie hässlich ist diese Frau!“ sondern sagen musste: „Welch eine bedeutende Frau! und welches Glück wird es sein, sie näher kennen zu lernen!“ — Kinkel dagegen war, trotz aller überstandenen Leiden, in der vollen Kraft seiner männlichen Schönheit; sein Benehmen hatte etwas Sanftes, Feines, ja Zierliches, das man Johannens schrofferem Wesen gegenüber weiblich nennen konnte; er war höflich bis zur Galanterie, äusserst angeregt in der Unterhaltung und voller Witz, dem er zuweilen absichtlich den Anschein der Frivolität

geben wollte, weshalb ich ihm später, als wir herzlich gute Freunde waren, einmal lachend sagte: „Ach geben Sie sich doch nicht so viel Mühe, frivol zu scheinen, es gelingt Ihnen ja doch nicht.“ Er kam mir mit der freundlichsten Offenheit entgegen, dennoch fühlte ich bestimmt vom ersten Eindruck an, dass er, trotz so vieler glänzender Vorzüge, mir nie so viel werden würde wie Johanna, wohl aber, dass ein festes Vertrauen in seinen Charakter, der durch die mannigfach schillernden Aeusserlichkeiten und einen Anflug von selbstgefälligem Wesen, in echt deutscher Treue, Redlichkeit und Männlichkeit durchschaute, in mir die Grundlage zu einer dauernden Freundschaft werden könnte, die sich denn auch durch die Jahre und den Wechsel der Geschicke hindurch bewährt hat. Die vier Kinder waren noch zu klein, um etwas Anderes von ihnen zu sagen, als dass ihr munteres, zutrauliches Wesen und ihre geistige Lebendigkeit den wohlthuendsten Eindruck machte.

Beide Gatten gingen sogleich mit wahrhaft rührender Sorglichkeit zur Berathung der praktischen Lebensfragen für mich über. Ihre angebotene Gastfreundschaft wollte ich unter keiner Bedingung länger als für den ersten Tag in Anspruch nehmen. Ich wusste, wie beschränkt ihre Mittel waren und wie hart sie kämpfen mussten, um sich in diesem Land, wo die Arbeit besser bezahlt wird als irgendwo, wo aber auch das Leben im Verhältniss theurer ist, mit der Familie eine Existenz zu gründen.

Johanna, die zum Glück an diesem Tage keine dringende Arbeit hatte, ging mit mir, und der Zufall fügte es so gut, dass wir ganz nahe bei ihnen eine kleine Wohnung fanden. Nachdem ich bei ihnen gegessen und den Abend traulich wie unter den Meinigen verbracht hatte, geleitete Kinkel mich in dieses neue Asyl und verliess mich mit ermunternden Worten und Wünschen.

Kaum fand ich mich aber in meinem engen unschönen Zimmerchen, in dem ein colossales Bett, wie sie in England üblich, fast den ganzen Raum einnahm, allein, als das volle Gefühl meiner Lage mit Allgewalt über mich kam. Zum ersten Mal im Leben war ich ganz allein, fern von Allen, die ich bis dahin geliebt hatte, auf einer fremden Erde, mit dürftigen Mitteln, vor einer Zukunft die stumm, düster und verheissungslos vor mir aufstieg. Die Aufnahme, die ich bei Kinkel's gefunden hatte, war so liebevoll als möglich gewesen und hatte mir innig wohl gethan, aber rechnen durfte ich doch nicht auf sie, denn sie mussten, wie gesagt, selbst den schweren Kampf um das Dasein in diesem stürmischen Ocean von Leben, der London heisst, kämpfen, und sie hatten bei aller Freundschaft nicht einmal Zeit für mich, da die Zeit in London Alles ist, das grosse Kapital, das ein Jeder so hoch als möglich zu verzinsen strebt. Die Aussicht, die sich vor mir aufthat, war Stunden zu geben und so auch in die peinliche Lage zu kommen, den Freunden,

den Bekannten Concurrenz machen zu müssen. Noch stärker als die Sorge um die Zukunft quälten mich aber die Gedanken an die Vergangenheit; die Furcht, wie meine Mutter die Nachricht meiner Flucht aufgenommen haben würde, was meine Freunde in Berlin vielleicht noch zu leiden gehabt haben würden nach meiner Abreise, das Weh über das, was auf ewig versunken und verloren war — alle diese Sorgen und Schmerzen umstanden wie bleiche Gespenster mein Lager, als ich mich endlich, bis zum Tode erschöpft, niederlegte, und verscheuchten für lange Zeit die Ruhe, 'deren ich so dringend bedurfte.

Als ich am Morgen erwachte, kehrte mit dem Tageslicht auch mir etwas Muth zum Leben zurück, und ich begann damit, mich in meiner neuen Häuslichkeit umzusehen. Ich wohnte zu ebner Erde in einem Hause, das zwei Fenster in der Front und drei obere Stockwerke hatte, während die Küche und das Schlafzimmer der Hauswirthin sich im Souterrain befanden. Jedes Stockwerk hatte zwei Zimmer, eins nach vorn und ein Schlafzimmer dahinter; die zu ebner Erde waren kleiner, weil die Hausthüre und der Gang davon abgeschnitten waren. Das vordere Zimmer ebner Erde heisst in England immer „the parlour“ (das Sprechzimmer) und dient meist, wenn nur e i n e Familie das Haus bewohnt, als Esszimmer. Wenn mehrere Miethsleute im Hause sind, so ist es öfter die Hauswirthin, welche sich dieses

Zimmer vorbehält und den Niessbrauch davon dem Miether, welcher das hintere Schlafzimmer bewohnt, überlässt. Diese Einrichtung hatte auch ich getroffen: ich hatte nur die kleine hintere Schlafstube gemiethet, durfte mich aber am Tage mit meiner Arbeit in dem parlour aufhalten, indem ich dabei freilich jeden Augenblick einer Unterbrechung durch die Hauswirthin, die auch ihre Besuche hierher führen konnte, gewärtig sein musste. Aber es blieb mir keine Wahl, denn das Schlafzimmer enthielt ausser einem, wie schon gesagt, enorm grossen Bett, einer Kommode, dem Waschtisch und zwei Stühlen, nur gerade noch so viel Raum um meinen zu erwartenden Koffer hinzustellen; zudem ging es in einen düstern kleinen Hof und hatte also weder Raum noch Licht zur Arbeit; eines der oberen Stockwerke zu miethen, hatte ich aber keine Mittel. Vor dem Hause befand sich ein kleiner viereckiger Raum mit ein paar dürftigen, von Strassenstaub bedeckten Sträuchern und einem winzig kleinen Rasenplätzchen, das gegen die Strasse mit einem Gitter und einer Thür abgeschlossen war, durch die man zu dem Hause einging. Diese Beschreibung passte auf sämmtliche Häuser der Strasse, die sich so durchaus ähnlich sahen, dass man sein Haus nur an der Nummer erkennen konnte, und sie passte nicht allein auf die Häuser dieser Strasse, sondern auf die meisten Londoner Häuser, nur dass in den reicheren, vornehmeren die Dimensionen

andere waren und ein Haus alsdann nur von einer Familie bewohnt wurde. Meine Hauswirthin war nicht die Eigenthümerin des Hauses, sie hatte es nur auf eine Reihe von Jahren gemiethet, es möblirt, und vermiethete es nun wieder. Es ist auch dieses etwas sehr Allgemeines in England und bildet die Erwerbsquelle einer ganzen Klasse von Menschen, freilich auch zuweilen ihren Ruin.

Ich suchte mich zunächst mit meiner Hauswirthin bekannt zu machen. Sie war Wittwe und hatte kürzlich ihren einzigen Sohn verloren. Bei unserer ersten Unterredung erzählte sie mir gleich alle diese Umstände und schilderte ihren sehr natürlichen Schmerz mit einem so komischen, prahlerischen Pathos, dass mein Mitgefühl dadurch etwas beeinträchtigt wurde. Auch hatte der Kummer offenbar ihrer Gesundheit nicht geschadet, denn sie war rund, fett und kupferroth im Gesicht, welche blühende Farbe, wie ich bald merkte, die Folge des häufigen Genusses von „gin" und „brandy" war, denen sie, wie viele Engländerinnen ihres Standes, einen allzu eifrigen Cultus widmete. Diese anderen Götter, welche sie neben dem Gotte ihrer anglicanischen Kirche verehrte, hätten sie mir sicher sehr antipathisch gemacht, wenn sie nicht dabei eine sehr komische Seite gehabt hätte und ein so volksthümlicher Typus gewesen wäre, dass es mich unterhielt sie zu studiren. Sie war die leibhaftige Mrs. Quickly aus Shakespeare's Heinrich V., es fehlte nur

Falstaff, um die Scene zu vervollständigen. Dabei trug sie sich auch ganz abenteuerlich; ich sah sie nie anders, auch im Haus, als mit einem kurzen, schäbigen, alten Sammetmäntelchen und auf dem Kopf einen ebenfalls alten, verbogenen schwarzen Hut mit vergilbten Trauerblumen. Ich merkte bald, dass dies ihr gewöhnlicher Anzug sei, und als ich mehr von London gesehen hatte, begriff ich den Grund. In London macht nämlich keine Frau aus dem Volke, keine Magd einen Schritt aus dem Hause, ohne einen Hut auf dem Kopt, und es ist das eines der hässlichsten englischen Vorurtheile. Während das reinliche weisse Häubchen der französischen Dienstmagd hübsch und anständig aussieht, ist dieser meist schmutzige, verbogene, mit verblichenen Blumen oder Bändern geschmückte Hut der Engländerin, der sie „respectable" macht, abscheulich. Zur Aufwartung im Hause hatte Mrs. Quickly nur ein einziges vierzehnjähriges Mädchen, ein kleines, mageres, schwärzliches, schmutziges Geschöpf, dessen Glück sie zu machen behauptete, indem sie ihm eine tüchtige praktische Erziehung gäbe. Diese Erziehung bestand darin, dass ihr alle grobe Arbeit des Hauses aufgebürdet wurde, dass sie laufen und arbeiten musste vom Morgen bis zum Abend, so dass sie oft vor Müdigkeit umfiel, und dass sie tüchtige Ohrfeigen und Püffe bekam, wenn sie nach Mrs. Quickly's Ansicht nicht genug gearbeitet hatte oder wenn der Gin Mrs. Quickly's Sinne derart

umnebelt hatte, dass ihr kein Schatten von Vernunft mehr blieb. Oft hielt sie aber auch noch in solchen Momenten dem Mädchen lange Reden voll hochtönender Phrasen, die aber nie über einen gewissen Anfang hinauskamen. Ich musste ihrer in späteren Jahren öfter gedenken, als ich den trefflichen Komiker Robson in einer seiner beliebtesten Rollen sah, wo er sich im betrunkenen Zustande bemühte, die Definition eines vollkommenen Menschen zu Stande zu bringen, aber nie über die drei ersten Worte hinauskam. Kurz, Mrs. Quickly war mir eine der ersten typischen Erscheinungen des englischen Lebens, wie sie in Charles Dickens Romanen mit photographischer Treue geschildert sind. Ich wollte jedoch durchaus mit ihr in gutem Einvernehmen bleiben und hörte im Anfang mit unerschütterlicher Geduld den Erzählungen zu, die sich alle um das einzige Thema, ihren verstorbenen Sohn, drehten und mit bombastischen Reden seine unvergleichlichen Tugenden priesen. Doch wollte ich auch dem armen dienenden Wesen nicht so viel Mühe machen und, schon seit lange gewöhnt, jeder Dienstleistung Anderer für meine Person zu entbehren, nahm ich die Kleine in dieser Beziehung gar nicht in Anspruch. Einen der ersten Tage stieg ich, ein Musselinkleid auf dem Arm, zur Küche hinab, um mir ein Eisen zu erbitten und das Kleid dort zu bügeln. Die Küche war das wahre Königreich von Mrs. Quickly; hier herrschte sie allein am Herd und

das Mädchen durfte den Kasserollen auch nicht von ferne nahen. Mrs. Quickly sah mich mit unverhohlenem Erstaunen an, als ich eintrat, aber als ich meine Bitte vortrug, verwandelte sich ihr Erstaunen in Zorn: „Wie?" schrie sie, „Eine „lady" will in der Küche bügeln? Das ist unmöglich!" Und mit der Miene beleidigter Majestät entriss sie mir das Kleid, befahl der Kleinen einen Stahl ins Feuer zu legen und das Kleid zu besorgen; dann wandte sie sich wieder zu mir und sagte mit tragischem Ausdruck: „Sie sind eine Fremde, Sie kennen unsere englischen Gewohnheiten nicht; wir halten es aber für sehr unladylike, wenn eine Dame in die Küche kommt, und nun gar wenn sie ihr Kleid selbst ausbügeln will. No Ma'am, please to ring the bell, wenn Sie etwas nöthig haben, Sie verderben mir sonst meine Diener!" Sehr beschämt über meine Unwissenheit in Beziehung auf diese hohe Moral englischer Sitten, schlich ich mich in mein „parlour" zurück und musste herzlich lachen, indem ich dies ziemlich schmutzige, erbärmlich möblirte Zimmerchen ansah und dachte, welchen Abgrund die Beschränktheit des Vorurtheils zwischen dieser Stube zu ebener Erde und der Küche im Souterrain gegraben hat. Dann aber wurde ich traurig, denn ich sah, dass ich, die ich durch so viele schmerzensvolle Kämpfe gegangen war, um mich von Vorurtheilen unabhängig zu machen, in diesem Lande noch dümmeren Vorurtheilen zu begegnen haben würde, ohne

die Möglichkeit ihnen entgegen zu treten, weil ich, um mir eine Existenz zu gründen, von einer Gesellschaft abhängig werden musste, welche so eifersüchtig auf ihr „savoir-vivre" ist, dass sie jede Abweichung davon wie eine Todsünde ansieht. Ich fand mich angesichts eines der gräulichsten socialen Probleme, die es giebt, nämlich: Heuchler sein und sich erniedrigen zu müssen, um des täglichen Brodes willen. Bittere Betrachtungen belagerten meine Seele und erhöhten die Melancholie, die ohnehin von mir Besitz genommen hatte. Ich hatte die Elasticität der ersten Jugend nicht mehr, nicht mehr den ungemessenen Glauben an die Zukunft, der über die Abgründe hinweg trägt; meine Wunden waren noch zu frisch und öffneten sich alle wieder vor einer Gegenwart, die auch nicht einen heilenden Balsam hatte. In den ersten Tagen ging ich nicht aus; ich erwartete Briefe von Anna, von meiner Familie; ich fühlte mich unfähig, die neue Welt, die mich umgab, in Augenschein zu nehmen. Meine neuen Freunde kamen ein paar flüchtige Augenblicke mich zu sehen, aber sie hatten nicht lange Zeit. So kam der Pfingstsonntag heran. Früh am Morgen erschienen die lieblichen kleinen Kinkel'schen Mädchen und brachten mir ein Billet vom Vater, welcher schrieb: „Werthe Freundin! Wollen Sie heute mit uns nach Hampton-Court, um Woolsey-Palast, den von Wild belebten Park, Rafael's Cartons, Holbein's Bilder, Mantegna's Triumph Cäsar's und den

baumgrünsten Fluss Europa's, die obere Themse, zu sehen? Schütteln Sie Krankheit und Heimweh von sich, auch jeden tieferen Schmerz, und rasten Sie in grosser verschönter Waldnatur einmal aus.

Um 9 Uhr müssen wir in den Omnibus, sonst haben wir längst nicht Zeit genug, da man dort ohnehin nicht fertig wird. Ich hole Sie zu dieser Stunde ab. Wir gehen entweder per Eisenbahn oder Dampfboot.

Geben Sie den Kleinen zwei Zeilen Antwort. Herzlich

Ihr Freund

Kinkel."

Ich nahm die freundliche Einladung an, und nachdem uns ein Omnibus an das Ufer der Themse gebracht hatte, bestiegen wir eines der unzähligen Dampfboote, die besonders an Festtagen den Fluss hinauffahren, um Richmond, dem reizenden, stromaufwärts an der Themse gelegenen Städtchen, dem Sommeraufenthalt der Geld- und Ahnen-Aristokratie zuzueilen. Kinkel hatte Recht: die Themse ist der grünufrigste Fluss in Europa. Bäume von einer Schönheit und Fülle, wie man sie selten trifft, neigen ihre gewaltigen Aeste bis zur Erde und oft bis ins Wasser hinab und bilden undurchdringliche Laubdächer, deren frisches Grün sich im Flusse spiegelt; Landhäuser, halb von hinüberrankenden Epheu versteckt, schauen freundlich von herrlichen Rasenplätzen herab, die den Fremden überraschen, der noch nicht weiss,

dass der Rasen in England durch besondere Pflege eine frische und sammetartige Schönheit erhält wie nirgends anderswo. Der ungewöhnlich helle, sonnige Tag, das fröhliche Leben der grossen und kleinen Schiffe auf dem Strom, die Schaaren festlich geputzter Menschen am Ufer, die liebenswürdige Unterhaltung meiner Freunde endlich, die mir mit begeisterten Worten das Land der Freiheit, welches ihre neue Heimath geworden war, priesen, — alles das zog mich von meinen trüben Gedanken ab, und ich überliess mich den Eindrücken der neuen Welt, die sich um mich ausbreitete. Nach eingenommenem Mittagsmahl in Richmond bestiegen wir eine jener „hackney-coaches“ (Art von Postwagen), wie sie früher in England üblich waren, ehe Eisenbahnen das Land in allen Richtungen durchzogen und die in den englischen Romanen oft eine Rolle spielen. Ich sah mit Vergnügen, dass meine Freunde sich unabhängig von englischen Vorurtheilen erhielten, sobald es ausserhalb der Verpflichtungen, die ihnen ihr Beruf auferlegte, möglich war, denn sie luden mich ein, mit ihnen die „Impériale“ des Postwagens zu besteigen, um das schöne Land besser zu sehen. So fuhren wir fröhlich nach Hamptoncourt, einem königlichen Schlosse, einstens Residenz des Cardinals Woolsey. Man kommt dahin durch eine lange Kastanienallee, die in voller Blüthe war und einen prächtigen Anblick bot. In dem grossen Park zu beiden Seiten

weideten friedlich Rudel von Rehen und Hirschen. Ich war ganz überrascht von der Pracht, mit welcher die Kunst hier die Natur unterstützt und eine Landschaft herstellt, die zugleich civilisirt und wild ist und ihresgleichen in andern Ländern sucht. Wir besuchten das Schloss, seiner Bildergallerie und besonders den Cartons von Rafael zu Liebe. Hier sah ich zum ersten Mal Orginalwerke dieses Meisters, dessen Name schon in meine Kindheit herüber getönt hatte und der in meiner Vorstellung mit einer wahren Verklärung der Erscheinung umgeben war. Als wir am Abend heimkehrten, war der Zweck meiner Freunde erfüllt worden. Ich hatte für einen Tag mein tiefes Weh vergessen und mich beinah zu Hause gefühlt in dieser neuen Welt, in der die Freundschaft mir von vornherein ihren Trost entgegenbrachte. Freilich, als ich mich wieder allein fand in meinem hässlichen kleinen Schlafzimmer, da fiel die alte Centnerlast mir wieder auf die Brust; aber Eins war doch gewonnen: ich hatte beschlossen in England zu bleiben, daselbst zu arbeiten wie die Anderen, um mir eine Existenz zu gründen, und nicht noch weiter auf das Ungewisse hin nach Amerika zu gehen. Dies war das Resultat dieses Tages und der verständigen Vorstellung meiner Freunde, und die Gewissheit, gefunden zu haben, wie man handeln soll, giebt immer eine gewisse Ruhe im tiefsten Schmerz.

Zweites Kapitel.

Nachklänge aus der Heimath
und
Bekanntschaft mit dem englischen Leben.

Ich bekam endlich Briefe aus Deutschland, zunächst einen erfreulichen von meiner liebsten Schülerin aus Hamburg, einem hochbegabten, erst siebzehnjährigen Mädchen, die mich mit Leidenschaft liebte. Er lautete: „Geliebteste Malwida! „Das Verhängte muss geschehen, das Gefürchtete muss nahn.“ „Das fuhr mir durch die Seele, als ich hörte, was dir widerfahren! O es ist wahr, keiner entgeht seinem Schicksale. Wie oft sagten wirs dir im Scherze voraus! Kaum dämmerte in uns die Ahnung, dass das, was wir leichtsinnig und lachend heraufbeschworen, sich erfüllen würde. Es hat mich sehr erschüttert. Doch als ich es näher bedachte, fand ich es nicht so ganz schrecklich. Das tragische Unglück, so vernichtend es im ersten Augenblicke scheint, erhebt uns unendlich; und ich kann wohl sagen, dass ich dich ein wenig beneidet habe um das Bewusstsein, welches du haben musst: Auch ich half mit, das grosse Kreuz der Menschheit tragen, und mein Wirken bringt die Freiheit vielleicht um

einige Tage früher zur Reife! Denn wenn ein Jeder nur für einen Tag sorgte, wir sparten manch Jahrhundert. Das Märtyrerthum für die Freiheit ist gewiss so heilig wie das für einen blinden Glauben, und wer leidet, thut oft mehr, als wer handelt. Die Menschheit hatte immer einen grossen Gedanken, den sie verfolgte: Das Christenthum, die Kreuzzüge, die Entdeckung der Neuen Welt, die Reformation; endlich die Idee der Freiheit. Diese aber, als diejenige, die alles Andere in sich schliesst, erregt am meisten Widerwillen bei den Leuten, welche ihre Zeit nicht begreifen, und glauben, eine Zeit, die vor Alter zusammenschrumpft, sei noch nicht ausgewachsen. Nun müssen immer die Gerechten büssen für die Ungerechten. Ich denke mir nämlich: es kann gar keinen Menschen geben, der sein Haupt ewig knechtisch beugen möchte. Denn wie die Menschen nur sittlich sind, weil sie es absolut sein müssen (diese Idee liegt so tief in uns, dass wir bei jeder, noch so unsinnigen Religion immer finden, dass ein Sittengesetz vorhanden, dessen Befolgung Lohn, der Ungehorsam dagegen Strafe bringt), so glaube ich, dass die Lust zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit unserem Wesen durchaus verwachsen ist. Ebenso aber ist das Vergnügen zu herrschen in uns. Nun überwiegt immer eine dieser Neigungen die andere. Im bessern Menschen hat die Gerechtigkeit und Sittlichkeit, bei einer unedlen Natur die Herrschsucht das Uebergewicht, und

der Ungerechte sucht die Freiheit nur für sich, um an Anderen Herrschaft auszuüben; der Gerechte aber will sie für Alle. So musst du nun sühnen, was die Andern verschuldet haben.“

Dann kamen traurige Briefe von meinen Schwestern, die mir den schrecklichen Eindruck schilderten, welchen meine, durch die Zeitungen bekannt gemachte Ausweisung und meine darauf erfolgte Abreise auf die Meinigen, besonders auf meine Mutter gemacht hatten. Ihr Stolz war sehr begreiflicher Weise tief gekränkt, noch mehr aber waren ihre liebevollen Herzen ergriffen von der Sorge um mein Schicksal, und auch die tröstenden Zeilen, die ich ihnen über meine glückliche Ankunft und den freundlichen Empfang bei Kinkels geschrieben, hatten nicht vermocht, das herbe Weh des Eindruckes zu lindern. Tief und schmerzlich tönte ihr Leid in mir wieder, und ich gelobte mir selbst, dass, wie sich auch mein Loos gestalten möge, welche Prüfungen und Entbehrungen ich durchzumachen haben würde, ihnen die dunkle Seite meines Daseins möglichst verborgen bleiben und, so weit es in meiner Macht läge, nur Milderndes und Beruhigendes über mich zu ihnen hingelangen solle.

Bald darauf kamen auch Briefe von Anna. Sie war nach meiner Abreise noch sehr durch die Polizei gequält worden. Man war gekommen, sich nach mir zu erkundigen, und da man mich

nicht fand, hatte man sie auf die Polizei vorgeladen und sie hatte demselben widerwärtigen Menschen, der auch mich verhört hatte, Rede und Antwort stehen müssen. Endlich, da man sich hatte überzeugen müssen, dass sie nichts von den gefährlichen Verschwörungen und Majestätsverbrechen, deren man mich für schuldig hielt, wusste, war sie in Ruhe gelassen worden, aber sie hatte natürlich sehr unter diesen Quälereien gelitten.

Diese Nachrichten drückten mich tief darnieder. Eine grosse Bitterkeit erfüllte mein Herz und zum ersten Mal fühlte ich, dass mein Idealismus, mein Glaube an etwas erreichbar Besseres als die brutale Gewalt, die uns überall umgiebt, anfing zu wanken. Eine tiefe Melancholie kam über mich, und die meisten äusseren Eindrücke waren bis dahin nicht der Art gewesen, dagegen einzuwirken.

Ich wohnte nahe bei dem grossen Regents-Platz, einer jener grünen Tröstungen, welche man zwischen die ungeheuren Steinmassen dieses Complexes von Plätzen und Strassen, der London heisst, eingeschoben hat. Dorthin richtete ich täglich meinen einsamen Spaziergang und bewunderte die Kunst, welche durch grüne Wiesen, schöne Baumgruppen, frische Wasserpartien, durch Heerden von Schafen und alle Arten von Wasservögeln ein wohlthätiges Abbild des Landlebens geschaffen hat für die Tausende von Kindern, die in den dunklen, geschwärzten Häusern, den engen Strassen, der

dicken mit Kohlendampf geschwängerten Atmosphäre leben — für die Bürgerfamilien, deren Vermögen nicht hinreicht, um im Sommer die Stadt zu verlassen — ja selbst für die Proletarier, von denen mehr als Einer unter den Bäumen dieses Parks sogar sein Nachtlager findet. Aber wenn ich dann den beinah immer grauen Himmel ansah, der all' diese grünen Bilder wie mit einem bleiernen Dach überwölbt, dann fühlte ich doppelt, dass, so wie ihnen das belebende freundliche Sonnenlicht und das heitere Himmelsblau fehlten, auch in meinem Leben schwere undurchdringliche Nebel die klaren Gestirne verdeckten, die allein Muth und Ausdauer geben für die Arbeit des Tages. Dabei drängte sich mir täglich mehr das Bedürfniss auf zu arbeiten, um Geld zu verdienen, denn die geringe Baarschaft, die ich mitgebracht hatte und die ich noch dazu zum grössten Theil der Güte eines, freilich sehr vermögenden Freundes aus Hamburg verdankte, ohne dessen Hülfe ich die Reise nach England gar nicht hätte machen können, schmolz bedeutend zusammen, und trotz meiner sparsamen Lebensweise sah ich ihr Ende mit raschen Schritten herannahen. Von meinen kleinen Revenüen hatte ich noch gar nichts in nächster Zeit zu erwarten, und sie waren wie Null im Vergleich zu den selbst bescheidensten Ansprüchen an eine Existenz in London. Von den Meinigen aber niemals Unterstützung zu erbitten, hatte ich mir heilig gelobt, nicht weil ich an ihrer

Bereitwilligkeit mir zu helfen gezweifelt hätte, sondern weil ich es als eine ernste Pflicht ansah, den selbstgewählten Weg auch selbständig zu gehen und seine Mühen und Sorgen für mich zu tragen, ohne sie denen aufzubürden, die nicht mit ihm übereinstimmten. Es hat mir immer so geschienen, als dürfe man materielle Opfer nur von denen annehmen, mit denen man sich in vollständiger Uebereinstimmung des Denkens und Handelns befindet, doch niemals von der Liebe derer, denen wir, um unserer Ueberzeugungen willen, bitteres Leid zufügen mussten. Ich fing demzufolge an, mich nach allen Seiten hin um Arbeit umzusehen, besonders auch nach Stellen als Erzieherin, da ich sah, dass schon gar zu viele Personen mit blossem Stundengeben beschäftigt waren. Es ist wahr, dass der Gedanke, in einem englischen Hause Erzieherin zu werden, für mich etwas Entsetzliches hatte. Ich wusste, dass die Erzieherinnen in England Wesen sind, welche eine besondere Klasse der menschlichen Gesellschaft bilden, ein Etwas zwischen Herrschaft und Dienstboten, das einen streng begrenzten Antheil an gesellschaftlichen Rücksichten, einen engsten Horizont von Freuden und Erholungen, und eine unmässig lange Liste von Verpflichtungen und Aufgaben zugemessen bekommt. Aber das war bei Weitem nicht Alles, was mich erschreckte. Zunächst hatte ich starke Zweifel, ob meine Gesundheit die Anstrengungen eines solchen Lebens, nur nach

den Bedürfnissen Anderer und nie nach den eigenen eingerichtet, würde ertragen können; ferner, und dies war die Hauptsache, hatte ich ein Grauen vor der Heuchelei, die ich nothwendig würde ausüben müssen. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in London hatte mich ein junges Mädchen besucht, die in unserer Hochschule als Schülerin gewesen war und nun in England eine Stelle als Erzieherin bekleidete. Sie erzählte mir von ihren Erfahrungen, und dass es eine der ersten Verpflichtungen einer solchen Stellung sei, die Schülerinnen Sonntags zur Kirche zu begleiten — in liberalen Häusern, wie das, in dem sie sich befand, ein Mal, in orthodoxeren zwei Mal. Schon wenn man eine Erzieherin engagire, sei die erste Frage nach der Religion. Manchmal kämen Einwände vor gegen die eine oder die andere Kirche; die eine Familie wolle keine Katholikin, die andere keine Protestantin, aber eine Person, die gar keiner Kirche angehöre, wolle Niemand, und es würde völlig unmöglich für eine solche sein, überhaupt eine Stellung zu finden. Meine junge Bekannte, die in Hamburg jeden Sonntag die Vorträge unserer freien Gemeinde besuchte, hatte sich als Protestantin angegeben und musste regelmässig mit ihrer Schülerin zur Kirche; da sie aber eine lustige, praktische Natur war, so kam sie auf allerlei Hülfsmittel, um der Langenweile des einförmigen, endlos langen Rituells der anglicanischen Kirche auszuweichen und nahm statt

des Gebetbuchs (the prayerbook), welches in den englischen Familien und den englischen Buchhandlungen eine so grosse Rolle spielt, irgend ein anderes Buch mit, das jenem äusserlich ähnlich sah, „Emilia Galotti“ z. B. oder sonst ein klassisches Werk, um es während der Litanei zu lesen.

Die Predigt benutzte sie wie eine Stunde in der englischen Sprache, da es angenommen ist, dass die Prediger das reinste und beste Englisch sprechen. Der Gedanke, eine solche Komödie spielen zu müssen, widerte mich aber aufs Höchste an, und ich war fast erfreut, als mir, durch Vermittlung einer deutschen in England wohnhaften Dame, die ich in Hamburg bei einem Besuch in der Hochschule kennen gelernt und an die ich mich schriftlich gewendet hatte, eine Stelle als Erzieherin in einer jüdischen Familie angeboten wurde. Es war eine von den jüdischen Familien, die durch ihren colossalen Reichthum den Widerstand der christlichen Gesellschaft besiegt und ihre verfolgte Race gerächt haben, indem sie die Verfolger zwingen, sich vor der Allmacht des Geldes zu beugen. Sie war jedoch auch durch persönliche, wahre Verdienste bekannt. Mehrere ihrer männlichen Mitglieder waren zu öffentlichen Ehrenämtern zugelassen, die Frauen waren ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit und Bildung und die ganze Familie wurde mit Recht, wegen ihrer grossmüthigen, unermüdlichen Anstrengungen zum Besten ihres Volkes, gepriesen. Eine dieser

Damen bedurfte, nun einer Erzieherin für ihre Töchter, und zu ihr begab ich mich. Ich wurde in das parlour geführt, denn nur da empfängt man in England die geschäftlichen Besuche; in das drawing-room kommen nur die ebenbürtigen Visiten. Sie empfing mich in einer viel wohlwollenderen und weniger stolz zurückhaltenden Weise als die andern englischen Damen, die ich bisher gesehen hatte. Die erste Frage war jedoch wieder selbstverständlich: „Welcher Religion gehören Sie an? Sind Sie Katholikin?“ — „Nein.“ — „Ach das ist gut, dann sind Sie Protestantin — übrigens kommt die Religion bei der Erziehung meiner Töchter nicht in Betracht, die Religionsstunden giebt der Rabbi, aber ich habe andere Einwendungen gegen die Katholiken.“ (Ich verstand später, warum sie Recht hatte.) Sie verweilte nicht länger bei diesem Gegenstand und ersparte mir somit die peinliche Antwort. Darauf fragte sie mich, ob ich schon die Erziehung eines oder mehrerer Kinder geleitet hätte. Ich sagte ganz ehrlich: „Nein!“ fügte aber hinzu, dass mich seit mehreren Jahren die Gedanken über Erziehung ausschliesslich beschäftigt hätten, und dass ich es mir zutraue, ein Werk der Erziehung übernehmen zu können. Sie wurde nachdenklich, fragte noch Verschiedenes und entliess mich dann, indem sie mir versprach, mich ihren Entschluss am folgenden Tage wissen zu lassen. Ich erhielt auch am folgenden Tage wirklich ein Billet, in welchem sie sehr höflich ihr

Bedauern aussprach, mich, trotz des persönlichen vortheilhaften Eindrucks, nicht engagiren zu können, da mir die „Routine" abgehe. Ich fühlte mich innerlich erleichtert, dass das Joch noch einmal an mir vorübergegangen war, und machte es wie der Vogel Strauss, der seinen Kopf in den Sand vergräbt, als ob der ungesehene Tod ihm nicht doch ebenso sicher nahe. Dann schrieb ich an die deutsche Dame, die mich empfohlen, theilte ihr den Erfolg ihrer Bemühungen mit und liess mich unwillkürlich in eine längere Auseinandersetzung meiner Erziehungstheorieen ein, welche ich für vorzüglicher halten zu müssen glaubte, als die „Routine" der „gouvernantes de métier". Sie antwortete mir ganz entzückt, sagte, dass Alles, was ich geschrieben, mit ihren Ansichten übereinstimme, dass sie sich längst nach einem Wesen gesehnt habe, welches diese Ansichten theile, und lud mich ein, zwei oder drei Wochen bei ihr auf ihrem Landsitz zu verbringen, wo sie sich augenblicklich mit ihrer Familie befinde, damit wir uns näher kennen lernen und unsere Gedanken austauschen könnten. Sie fügte mit vieler Zartheit hinzu, dass sie sich denke, die Ausgabe für die Reise könnte mir im Augenblick beschwerlich fallen und dass sie das nicht auf ihr Gewissen nehmen könnte, um sich eine Freude zu bereiten, dass sie daher ihrem Geschäftsführer in London aufgetragen habe, zu mir zu gehen und alles Nöthige zu besorgen.

Der Geschäftsführer, ein freundlicher, eng-

lischer Gentleman, erschien auch, führte mich zur Eisenbahn in einen Waggon erster Klasse, ohne dass ich mich um das Wie zu bekümmern hatte, wünschte mir glückliche Reise und — fort brauste der Zug. Ich hatte einen grossen Theil von Alt-England zu durchfahren, denn das Ziel meiner Reise lag im Norden von Wales. Der einförmige Charakter der Landschaft im mittleren England, die nur aus grossen Wiesenflächen, schönen Baumgruppen, üppig grünen Hecken und Feldern besteht, wechselte, als wir uns Wales näherten, und wurde von immer malerischerer Schönheit, als die Eisenbahn zwischen dem Meeresufer, und den kühn und kühner sich erhebenden Felsen und Bergen der Gebirgskette sich hinzog. Wir hielten endlich in Bangor, einer kleinen freundlichen Stadt an den sogenannten Menay Straits, der Meerenge, welche die Insel Anglesey von dem Festlande von Wales trennt und über welche der Unternehmungsgeist der Engländer ausser einer sehr schönen Hängebrücke für Wagen und Fussgänger auch die berühmte, einen doppelten eisernen Tunnel enthaltende Eisenbahnbrücke (Tubular Bridge) gebaut hat, welche die grosse Verbindungsstrasse mit Irland ist, indem nun die Eisenbahn nach Anglesey hinüberfährt, wo sich die Schiffe anschliessen, die nach Irland gehen. In Bangor wurde ich von einer englischen Dame angeredet, die sich mir als eine Abgesandte von Madame S . . . . zu erkennen gab, und mit dem Wagen derselben auf mich

wartete, um mich nach Anglesey, wo das Landgut der Familie lag, hinüberzuführen. Am Portal des schönen Landhauses empfing mich meine Wirthin mit ausnehmender Herzlichkeit. Ich hatte sie nur einmal flüchtig in der Hochschule gesehen, aber es strahlte ein solch aufrichtiges Wohlwollen, eine so unmittelbare Herzensgüte von ihr aus, dass man sich sogleich voll Vertrauen zu ihr hingezogen fühlte. Ich befand mich nun zum ersten Mal ganz inmitten eines englischen Haushalts, obwohl meine Wirthe deutscher Abkunft waren. Niemand unterwirft sich so leicht den Gewohnheiten eines fremden Landes, nimmt so leicht fremde Sitten und eine fremde Sprache an und identificirt sich so stark und vollständig mit den Eingebornen, als wie die Deutschen. Fast alle deutschen Familien, besonders die reicheren, die in England sind, haben sich ihr Leben ganz nach englischer Weise eingerichtet, und zwar bis zu solch einem Grade, dass ihre Kinder die Muttersprache vergessen und sich mit Stolz Engländer nennen. Auch das Haus von Madame S . . . war völlig nach englischer Sitte eingerichtet. Der Reichtum trat an die Stelle adeliger Herkunft um den ganzen Contingent eines aristokratischen Haushalts zu liefern. Der „buttler,“ eine Art Hausmeister, Haupt der Dienerschaft, in schwarzem Frack und weisser Halsbinde, die übrigen Diener, Kutscher u. s. w. in Livreen, die „housekeeper“ oder Haushälterin, die Kammerjungfern und

die „housemaids“ oder Stubenmädchen, die „grooms“ oder Stalljungen, diese ganze Hierarchie des englischen Bedienungswesens mit ihren Rangunterschieden, die ebenso heilig gehalten werden wie die in der hochgeborenen Gesellschaft, fand ich auch im Hause von Madame S . . . vor. Für die zahlreichen Kinder war ein deutscher Hauslehrer, eine französische Erzieherin und die gehörige Anzahl „upper und under nurses“ da, und das architectonische Ganze gipfelte in einer englischen Dame, Miss B . . ., derselben, die mich in Bangor empfangen hatte, welche die genaueste Kenntniss des englischen Codex vom savoir-vivre hatte. Sie herrschte beim Mittagstisch und kannte keine Gnade für den kleinsten Verstoss gegen die Sitten, welche von der öffentlichen Meinung als einzig gentleman- und lady-like anerkannt sind. Ihr wachsames Auge entdeckte z. B. gleich, ob am andern Ende des langen Tisches Master James oder Master Henry das erforderliche Stück Brod in der linken Hand hätten, welches beim Essen des Fisches unumgänglich nöthig ist und das Messer ersetzt, das den Fisch niemals berühren darf. Sah sie solch einen Verstoss gegen die Sitte, so rief ein Zeichen des Kopfes einen der Diener an ihre Seite, sie legte ihm ein kleines, zierlich geschnittenes Stückchen Brod auf den silbernen Präsentirteller, indem sie sagte: Master James oder Master Henry! worauf dann die so Zurechtgewiesenen auf den Pfad der Sittlichkeit zurückkehrten. Aber auch in weiteren

Verhältnissen war Miss B . . . eine organisirende und praktische Natur. So schrieb sie u. A. für Madame S . . . die unzähligen Billets und Briefe, welche den Vormittag englischer Damen allgemein in Anspruch nehmen, und welche in den grossen Städten, der ungeheuren Entfernungen und der dadurch bedingten Zeitverschwendung wegen, allerdings nothwendig geworden sind. Ausserdem hatte Madame S . . . aber eben auch eine ganz besondere Leidenschaft für das Briefschreiben und eine unglaubliche Menge von Correspondenzen, denen sie allein gar nicht genügen konnte. Ihre bekannte Güte zog ihr eine Unzahl von Bittstellern und Anliegen aller Art zu, die Gastfreundschaft und die zahlreichen Verbindungen des Hauses erforderten, unaufhörlich Einladungen zu geben und zu empfangen; dann kamen die Briefe an Kaufleute, Lieferanten, Schneiderinnen, Verwalter der Häuser in der Stadt oder der Güter auf dem Lande u. s. w., endlich die vielfachen Beziehungen, die Madame S . . . in den meisten Ländern Europa's mit zum Theil bedeutenden und hervorragenden Persönlichkeiten aller Klassen der Gesellschaft unterhielt. Das Arbeitscabinet dieser Dame glich dem Bureau eines Ministers, wo sie an dem mit Papieren aller Art bedeckten Schreibtisch anordnete, dictirte, und Miss B . . . mit der Geschicklichkeit und Gewandtheit eines Cabinetsraths ausführte, schrieb und expedirte, indem sie mit weiser Mässigung die zu ausführlichen Ergiessungen ihres Chefs beschnitt

und abkürzte. Mit allen Einzelheiten des Lebens dieser Familie vertraut, weihte Miss B . . . sich derselben mit einer unvergleichlichen Treue und Hingebung und lebte für deren Interessen als wären es ihre eigenen. Natürlich hielt sie dabei ihren Standpunkt fest; denn sie hatte zwei Ideale, zu denen sie wenigstens die junge Generation der Familie hätte hinführen mögen: die Aristokratie und die englische Hochkirche. Sie träumte aristokratische Verbindungen für die jungen Leute und Rückkehr in den Schooss der für sie allein seligmachenden Kirche, denn die Eltern S . . . gehörten zu den Unitariern und erzogen ihre Kinder in ihren Ansichten.

Am Morgen nach meiner Ankunft erschreckte mich der dröhnende Schall eines Instruments, welches ich bis jetzt nur im Theater und zwar in der Oper Norma gehört hatte, wenn die Priesterin mit einer Keule an ein ehernes Schild schlägt, um das Volk zusammenzurufen. Ich glaubte, dies sei das Signal zum Frühstück und beeilte mich, dem erschütternden Rufe zu folgen. Ein Diener öffnete mir eine Thür und ich befand mich in einem Bibliothekzimmer, in dessen Mitte ein Pult stand, auf dem eine grosse Bibel aufgeschlagen lag und vor dem Herr S . . . sass. Alle Bewohner des Hauses, bis auf den letzten Dienstboten sassen in feierlichem Schweigen im Halbkreis umher; man bot mir schweigend einen Sitz, und Herr S . . . begann alsbald nach einem einleitenden Gebet, ein Kapitel aus der Bibel und dann eine Predigt

von Channing, dem Haupt und Ideal der Unitarier, vorzulesen. Zum Schluss wurde das Vaterunser gebetet und dann kniete ein Jeder auf die Erde, das Gesicht seinem Stuhle zugewendet und in beide Hände vergraben, um still für sich zu beten. Hiermit war die Hausandacht beendet und Alle kehrten zu ihren Tagesaufgaben zurück, die Herrschaft zum Befehlen, die Diener zum Bedienen, und so war die irdische Ordnung wieder hergestellt, die einen Augenblick lang von der unsichtbaren Gegenwart Gottes unterbrochen worden war. Ich war bei alledem eher angenehm berührt durch diese Art, den Tag zu beginnen, welche in den meisten englischen Familien, besonders auf dem Lande, dieselbe ist. Diese Stunde gemeinschaftlicher Sammlung und ernster Stimmung beim Beginn des Tages hätte sicher immer eine sittliche Wirkung, sobald man damit keinerlei Zwang verbände, wodurch man Heuchler macht, weshalb diejenigen, die in den religiösen Formen ihre Befriedigung nicht mehr finden, einen anderen Gegenstand gemeinschaftlicher Betrachtung wählen sollten. In England aber, dem Lande der hochmüthigen Rangesunterschiede par excellence, hatte diese Sitte etwas doppelt Patriarchalisches und Rührendes, weil da wenigstens für eine Stunde jene Unterschiede in einem gemeinsamen Gefühle schwanden. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, Madame S . . . zu sagen, dass ich nicht mehr bei diesen Morgenandachten erscheinen würde, da die religiösen

Formen keine Bedeutung mehr für mich hätten. Sie hatte in ihrer grossen, menschlichen Güte den wahren Geist der Toleranz gefunden, bat mich ganz zu thun, wie ich für gut fände, und liess auch die Freundlichkeit und Theilnahme, die sie mir gezeigt hatte, nicht einen Augenblick darunter leiden. Dagegen bemerkte ich wohl, dass die übrigen Mitglieder des Hauses, besonders Miss B . . ., mich seitdem nicht mehr mit so günstigen Augen ansahen, wenn auch namentlich Letztere es nie an der streng conventionellen Höflichkeit fehlen liess. Ausser Madame S . . . hatte ich aber noch ein Mitglied des Hauses, und zwar das Haupt desselben, für mich, Herrn S . . . nämlich, einen Mann, der mir grosse Achtung einflösste. Er gehörte jenem Theil der Bourgeoisie an, die durch eigene Anstrengungen zu colossalem Reichthum gelangt, in England mehr wie irgend wo anders eine mächtige, compacte, thätige Partei des aufgeklärten Liberalismus, des praktischen Fortschritts und der grossartigsten Freigebigkeit bildet. Die Namen von Richard Cobden, John Bright und Anderen haben sie verherrlicht, und S . . . war ein Freund aller dieser Männer, und stets bereit zu helfen, wo es ein grosses öffentliches Unternehmen zu fördern oder persönliches Elend zu mildern galt. Für die Arbeiter seiner Fabriken hatte er ein wahrhaft väterliches Interesse und sorgte für ihr materielles und geistiges Wohl; daneben hatte er aber auch die kleine Eitelkeit des parvenu und fühlte sich

geschmeichelt durch den Umgang mit dem Adel. Ein sehr praktischer Geschäftsmann, liebte er gleichwohl auch die schönen Künste und war ein eifriger Beschützer derselben. Besonders liebte er die Musik, spielte selbst recht gut Clavier, und hier war es, wo wir uns begegneten. Er begleitete mich jeden Abend zum Gesang, wo wir dann die Liederschätze deutscher Musik durchnahmen, was mich sehr bei ihm in Gunst setzte.

Das grosse und prächtige Haus war fast fortwährend voll von Besuchern, die sich mehr oder minder lange aufhielten. Hier lernte ich die schönste Seite des englischen Lebens kennen, das Landleben nämlich auf den grossen Besitzungen des begüterten Theils der englischen Gesellschaft. Es ist wahr, es ist gerade hier, wo der auf die Spitze getriebene, genusssüchtige Egoismus sich am breitesten entwickelt hat. Der ungeheure Grundbesitz der Einzelnen, die unabsehbaren Parks mit ihren Waldesschatten, die nur für den Genuss des Besitzenden da sind, scheinen eine Sünde gegen die Nationalökonomie wie gegen die Humanität, wenn man daneben die Hunderttausende bedenkt, die in den Fabriken, an der Maschine, in elenden, von Dampf geschwärzten Häusern, oder noch schlimmer ohne Obdach, unter dem vom Kohlenrauch geschwängerten, bleigrauen Himmel der grossen Städte Englands leben und von dem Despotismus des Capitals abhängig sind, während der Boden, der Allen Brot zusammen

mit gesünderer Arbeit geben könnte, brach liegt, damit eine begünstigte Gesellschaft in elegantem Müssiggang dort ihre Tage verschwelgen kann, oder junge, reiche „Dandies" die Unthätigkeit ihres Daseins mit dem Lärm und der scheinbaren Geschäftigkeit der Jagdpartien bemänteln. Wenn man aber diesen schwarzen Hintergrund des Gemäldes etwas aus den Augen verliert — und man kann es eben dort am ersten, weil auf dem Lande auch das Leben der unteren Klassen eine freundlichere, das menschliche Gefühl weniger verletzende Gestalt hat —, so muss man gestehen, dass die grossartigste Gastfreundschaft, die völlige Zwanglosigkeit und edle Freiheit des Verkehrs, die mit allen Mitteln zu genussreichem Dasein ausgestatteten Localitäten, die einem hier geboten werden, etwas dem ästhetischen Bedürfniss hoch Zusagendes haben und dass sich wohl kaum in irgend einem andern Lande etwas dem zu Vergleichendes findet.

Unter den zahlreichen Besuchern, die sich während meines Aufenthaltes dort einfanden, kamen mehrere Persönlichkeiten vor, die ganz und gar zu jenen scharf ausgeprägten Typen gehörten, welche man vorzugsweise in England antrifft. Es sind dies Typen, die so stark in ihrer Einseitigkeit sind, dass sie in derselben beinahe die Vollkommenheit erreichen, während sie nach anderen Seiten sich als beschränkt und mittelmässig zeigen. Zu diesen gehörte unter Andern ein alter Mann aus Manchester,

der mich ungemein interessirte. Er war früher selbst Arbeiter gewesen, hatte sich dann eine bescheidene Unabhängigkeit gemacht und lebte nun nur für die Verbesserung des Looses der Arbeiter und namentlich für die Verbesserung des Strafcodex und der Einrichtung der Gefängnisse. Er war besonders in letzterer Angelegenheit schon mehrere Male vor dem Parlament mit Reformplänen erschienen und diese waren nicht unberücksichtigt geblieben. Man hatte ihm das Recht gegeben, alle Gefängnisse Grossbritanniens frei besuchen zu können und sich von den dort herrschenden Zuständen zu überzeugen. Er war der Freund, Tröster, Ermahner und Sittenprediger der Gefangenen geworden und hatte mehr als einen Verurtheilten zu der Richtstätte begleitet und seinen Muth bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten. Ich betrachtete den einfachen schlichten Greis, mit dem Antlitz voll Güte, Milde und Energie, mit dem schneeweissen Haar, dem stets untadelhaften, schwarzen Anzug und der weissen Halsbinde, voll Ehrfurcht und Sympathie und suchte seine Unterhaltung, wo ich nur konnte. Da er mein lebhaftes Interesse für die Fragen, die ihn beschäftigten, gewahrte, schlug er mir eines Tages vor, ihn in das Gefängniss des, dem S . . .'schen Gute zunächst gelegenen kleinen Ortes, welches er zu besichtigen wünschte, zu begleiten. Ich nahm das mit Freuden an und so wanderten wir eines Morgens inmitten der herrlichen Land-

güter voll lachender, frischer, üppiger Vegetation, welche die Strasse in ununterbrochener Reihe begränzen, unserem Ziele zu. Mein ehrwürdiger Gefährte war wirklich religiös, gehörte ebenfalls der Unitarierkirche an, war aber durchaus, wie ich es später in England noch öfter und besonders bei Geistlichen fand, für die Nothwendigkeit der Todesstrafe, die er sogar mit noch mehr düsterer Majestät umkleidet wünschte, als dies in England der Fall ist, weil er glaubte, der dadurch erregte Schrecken und das unwillkürlich eintretende Grauen vor dem Tode könnten erfolgreich für die Verminderung der Verbrechen werden. Vergeblich bestritt ich ihm die Moralität eines solchen Mittels und suchte vergebens zu beweisen, dass es unmöglich logisch sein könne, wenn die Gesellschaft auf legalem Wege dasselbe thue, wofür sie strafe, nämlich: morde. Seine einseitige Vortrefflichkeit war diesen Argumenten unzugänglich und er berief sich auf die himmlische Gerechtigkeit, um die irdische Ungerechtigkeit versöhnend zu erklären.

Die Pforten des Gefängnisses thaten sich bei Nennung seines Namens auf, und wir traten bei den zwei einzigen Gefangenen, die sich augenblicklich, zum Ruhme der Moralität des kleinen Ortes, dort befanden, ein. Das Gefängniss bestand aus einem reinlichen, weiss getünchten, ziemlich geräumigen Zimmer mit vergitterten Fenstern, hölzerner Bank und eben solchem Tisch und zwei hölzernen Betten mit

Matratze. Der eine der Gefangenen war ein sanfter, still aussehender Mensch, der mit Rührung den guten Worten zuhörte, welche mein Begleiter an ihn richtete und von einer tröstenden Hoffnung belebt schien, als Jener dem wahrhaft Reuigen nach vollbrachter irdischer Gerechtigkeit die Vergebung jenseits des Grabes verhiess. Der Andere, ein wüst aussehender Irländer, hörte ihm in finsterem Schweigen zu, und als der Greis geendet hatte, schüttelte er den Kopf und sagte trotzig: „Wozu dient mir das, dermaleinst auf ein gutes Leben zu hoffen, wenn ich hier Elend und Hunger habe tragen müssen? Nein, das sagt mir gar nichts. Führt mich aus dem Gefängniss, gebt mir genug zu essen und zu trinken; denn wenn ich draussen bin, fange ich doch wieder an zu trinken, um mein Elend zu vergessen, und dann schlage ich meine Frau wieder und schlage sie vielleicht todt und komme an den Galgen. Uebrigens ist auch das noch besser, als so wie ein Hund leben."

Mein frommer Gefährte wollte ihm antworten, der Gefangene aber zuckte verächtlich die Achseln, drehte ihm mit einem Ausruf der Ungeduld den Rücken, stützte die beiden Ellenbogen auf den Tisch, verbarg sein Gesicht in den Händen und gab kein weiteres Zeichen der Theilnahme mehr bei Allem, was der alte Mann ihm noch sagte, grüsste auch nicht, als wir Abschied nahmen und gingen. Mein Gefährte war betrübt über den Misserfolg seiner

liebevollen Ermahnungen, aber so sehr ich seine Absicht und sein wahrhaft humanes Handeln ehrte, so konnte ich doch nicht umhin, im Stillen dem Gefangenen Recht zu geben. Kann den, der trotz saurer Lastthierarbeit Weib und Kind in Hunger und Elend verkommen sieht, der aus Mangel an Erziehung und edlerer Gewöhnung immer in sich die brutalen Triebe siegen fühlt, kann den, sage ich, die unbestimmte Aussicht auf ein fernes, ersatzvolles Jenseits versöhnen und lehren, die wilde Empörung der ewig gereizten angebornen Rohheit zu dämpfen?

Noch einen andern merkwürdigen Typus, ganz vom andern Ende der Gesellschaft, lernte ich eines Tages kennen, als ein grosses Gastmahl, welches das ganze Haus in Aufruhr brachte, stattfand. Der nächste Gutsnachbar von Herrn S . . . war ein Baronet, dessen Frau die Tochter eines alten Lord Amhurst war, welcher sich zu der Zeit, als ich im S . . .'schen Haus weilte, bei seinem Schwiegersohn aufhielt. Auf dem Lande konnte der reiche Fabrikherr, der sich durch sein Geld, seinen Fleiss und seine Redlichkeit einen Namen und eine Stellung erworben hatte, mit den adeligen Gutsnachbarn wie mit seinesgleichen umgehen, und schon waren mehrere Besuche und Gegenbesuche ausgetauscht worden.

Die Gegenwart des Lords gab Veranlassung, mehr zu verlangen; es wurde eine Einladung zum Mittagessen gegeben und an-

genommen. Die Vorbereitungen dazu waren der Art als gälte es einem welthistorischen Ereigniss, und hier war es, wo sich Miss B . . .'s Organisationsgeist in vollem Glanze zeigte. Sie entwarf ihren Schlachtplan und hielt an unsichtbaren Fäden die ganze Armee der Unterbeamten, die noch bedeutend durch in Livreen gesteckte Gärtnerburschen u. s. w. vermehrt wurde, in Ordnung, und erst als Alles auf das Glänzendste bereit war, zog sie sich selbst zurück, um Toilette zu machen. Endlich schlug die feierliche Stunde, und die Wagen der adeligen Nachbarn fuhren am grossen Eingang des Hauses vor. Weissbehandschuhte Bediente standen bereit, den Arm hinzuhalten, damit die Damen sich beim Aussteigen darauf stützen könnten, denn auch dies ist englische Etiquette, dass ein Diener bei solcher Gelegenheit nie anders behülflich sein darf, als indem er den gebogenen Arm oder gar einen schönen Stock als Stütze vorhält, da seine Hand die Hand der Lady nicht berühren darf. Madame S . . . empfing ihre Gäste im Salon, und wenige Augenblicke darauf trat auch Herr S . . . in schwarzem Frack und weisser Halsbinde ein. Ich erstaunte über den Ausdruck von Verlegenheit und Unterwürfigkeit, der sich in Gesicht und Benehmen dieses wirklich verdienstvollen Mannes den Abkömmlingen langer Ahnenreihen gegenüber zeigte, die vielleicht weniger ausgezeichnete Eigenschaften hatten wie er und sicher weder Rang noch Reichthum durch An-

strengung und Arbeit gewonnen hatten. Was hatte es denn für eine Bewandtniss mit diesem freien Lande, wo ich auf Schritt und Tritt dem ungeheuren Ansehn der Geburt, dem strengsten Formalismus in allen Lebensverhältnissen und dem tief eingewurzelten Kastengeist begegnete! War dies Alles Folge des Gesetzes, welches eine freie Gesellschaft sich selbst auferlegt und ein Zeugnis ihrer Moralität, oder war es nur eine andere Form derselben Widersprüche der Sitte und einer edleren Lebensanschauung, welche ich hinter mir gelassen hatte, und welche auch hier bekämpft werden mussten, wenn schon mit andern Waffen?

Unter den Gästen interessirte mich am meisten der alte Lord Amhurst, welcher der wahre Typus des feinen aristokratischen Weltmanns im besten Sinn des Wortes war; ein Typus, der heut zu Tage fast schon der Tradition angehört und in unserer modernen, mit Bourgeoisie und Geldadel durchflochtenen Gesellschaft nicht mehr vorkommt. Er war bereits über achtzig Jahre alt, erfreute sich aber einer trefflichen Gesundheit und war von jugendlicher Lebendigkeit, besass im höchsten Grade das, was der Franzose „esprit" nennt, dazu ein ausserordentliches Gedächtniss, welches ihm einen reichen Vorrath interessanter Mittheilungen zu Gebote stellte — ihm, dem Zeitgenossen der grossen französischen Revolution und ihrer beiden Bastarde von 1830 und 1848; ihm, der nicht nur beinah alle europäischen Höfe und

Länder kannte, sondern auch längere Zeit in China als englischer Gesandter gelebt und alle nur irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gekannt hatte. Als ich ihm vorgestellt wurde, redete er mich sogleich im besten Deutsch an und sagte mir, er habe einen ausgezeichneten Staatsmann meines Namens gekannt, in dem ich nach wenigen bezeichnenden Worten meinen Vater erkannte. Nach dem Mittagessen zogen die Damen nach englischer Sitte sich zurück und ich hatte nun auch Gelegenheit, die Tochter zu beobachten, die nichts von den liebenswürdigen, wahrhaft hinreissenden Eigenschaften des Vaters geerbt zu haben schien, sondern ganz jene abstossende, kalte, trockne Weise hatte, der man in England so häufig begegnet und deren Verschlossenheit nicht etwa verborgne Schätze, sondern ein inhaltleeres Wesen verbirgt. Als die Herren sich wieder eingefunden hatten, wurde musicirt. Ich musste, von Herrn S . . . begleitet, singen, und dann schlug Lord Amhurst, der in der heitersten Laune war, seiner Tochter vor, eines ihrer alten Duette zu singen, denn er war ein leidenschaftlicher Freund der Musik und war selbst ein berühmter Dilettant gewesen. Das Duett des achtzigjährigen Vaters und der halbhundertjährigen Tochter war sehr ergötzlich — es war ein komisches Duett aus der älteren italienischen Musik — und die Art, wie es vorgetragen

wurde, zeigte noch die treffliche Schule und Künstlerschaft der beiden Sänger.

Ausser den täglichen Spaziergängen in der herrlichen Besitzung selbst machte ich auch mehrere grössere Landpartien mit. Man zog gewöhnlich in mehreren Wagen aus, während ein Theil der Gesellschaft, Herren sowohl wie Damen, zu Pferd folgten. An irgend einem besonders schönen Punkt der Umgegend, am Fusse des Snowdon, des höchsten Gipfels der Walliser Berge, oder im Schatten hundertjähriger Eichen in den herrlichen Parks, fanden wir von geschäftigen Dienern ein köstliches Frühstück servirt, oder es wurde an einem bestimmten Punkte Halt gemacht, um zu Fuss in die wilderen, den Wagen unzugänglichen Gebirgsgegenden vorzudringen; u. A. einmal in die ungeheuren Schieferbrüche, die zu der, Anglesey gegenüber liegenden, wundervollen Besitzung Pennant-Castle gehören und ihrem Besitzer allein über hunderttausend Pfund Sterling jährlich einbringen. Mir fiel bei diesen malerischen, in wilden Zacken aufsteigenden, dunkelbläulichen Massen die Gebirgsscene aus dem zweiten Theil des Faust ein, und ich wiederholte mir leise: „Gebirgesmassen bleibt mir edel stumm.“ Der Eindruck, den die grossen geologischen Urformen, die gewaltigen Conturen der primitiven Zustände unserer Erdrinde auf uns machen, beschäftigt unser Auge, unsere Einbildungskraft, unser wissenschaftliches Interesse; sie treten uns aber niemals so nahe, reden nicht

so lebendig und vertraut zu uns, wie die Erscheinungen der organischen Welt, und wir fühlen uns kaum versucht, ihnen das geheimnissvolle Wort der alten vedischen Weisheit: „Das bist du," zuzuflüstern.

Die Naturschönheiten des herrlichen Landes übten mehr als die Gesellschaft einen wohlthätigen, versöhnenden Einfluss auf mein Gemüth, und ich sah mit Angst der Rückkehr nach London und in die schwüle Atmosphäre des Flüchtlingslebens entgegen, von dem ich zwar noch nicht viel gesehen, desto mehr Unerquickliches aber gehört hatte. Mir kam aufs Neue die Lust nach Amerika zu gehen, in frische, noch vom Kampf der Civilisation nicht berührte Zustände, und in dieser Stimmung schrieb ich an Kinkels. Ich erhielt bald darauf von beiden Gatten die freundlichsten Antworten, in welchen sie mich aber entschieden wegen meiner Furcht vor der Rückkehr in das Londoner Leben bekämpften. Er schrieb: „Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Brief und den Hauch von Naturglück, der aus ihm mir herüber weht. Ich theile aber Ihre Ansicht über Emigration und Erfrischung der Menschheit durch Natur nicht. Wie friedlich sieht Ihr Anglesey Sie an! Und doch grünen seine Bäume von eingesogenem Blut. Dort versammelte ein christlicher König Englands die Druiden wie zu einer Rathsversammlung und ermordete sie alle, alle. Es wäre aus ihrem Naturleben und Naturcultus keine moderne Menschheit, keine Geschichte,

kein England und Wales von heute geworden. Die sogenannte Natur verbessert den Menschen nicht. Es giebt zwei Klassen von Menschen, ehrliche und unehrliche, mit matten Mittelgliedern, Schattirungen, dazwischen. Die Gesellschaft kann den Charakter der Letzeren etwas rascher, etwas freundlicher entwickeln, aber zum Bessern verändern wird ihn keine Natur. Die Elemente, welche Ihnen London momentan widerlich machen, sind überall, und jeder kann sich an jedem Ort von ihnen scheiden. So werde ich jetzt thun, klar, scharf und rein, wie einst, Anno 1841, von den Feinden in Bonn. Aber ins Weite fliehen, frommt zu gar nichts; man muss wie der am Pfahl angebundene Bär ehrlich um sich beissen bis man Ruhe hat. Nur die ernste Arbeit der Geschichte fördert, und die Geschichte ist Kampf. Fallen Sie nicht auf Rousseau's Standpunkt zurück!"

Noch endschiedner schrieb Johanna: „Von Herzen freue ich mich, dass die Eindrücke des schönen Landes dich so sehr beglücken. Wie es dir mit der Natur dort, so ist es mir mit den Menschen ergangen, die ich hier kennen und achten lernte. England wird mir täglich heimatlicher, und der grosse Sinn seiner Bewohner lässt mich verschmerzen, was unsere Landsleute verschulden. Menschen die aus dem Kleinlichen ihrer Persönlichkeit nicht herauszureissen sind, muss man eben ihrem Schicksal überlassen. Aber dass du aus Verdruss über die Londoner Umgebungen nach Amerika

flüchten willst, ist unpraktisch und gleicht deiner verständigen Weise nicht. Eine Atmosphäre des Klatsches und der Intrigue wird es in Amerika so gut geben wie an jedem Ort der Welt. Wer den Willen hat, einem solchen Kreise sich in London zu entziehen, der kann es ja in jedem Augenblick. Wir haben es sogar in einer kleinen deutschen Stadt ehedem gekonnt, indem wir konsequent alle Brücken abbrachen, die aus dem Poppelsdorfer Schloss in die Bonner Gesellschaft führten, indem wir uns von den angenehmsten Bekannten lösten, wenn sie uns einen Hauch aus der verdorbenen Luft in unser gereinigtes Haus brachten. So haben wir mehr bewirkt, indem wir die gleichartigen Elemente an uns heranzogen, als wenn unser Lebensfunke in jenem Dunstkreise erstickt worden wäre."

„Ich war diesen Winter sehr in Gefahr, der Schwäche nachzugeben, aus Mangel einer andern — einer herabziehenden Gesellschaft zur Beute zu werden. Ich war krank, unfähig, meine entfernt wohnenden Freunde aufzusuchen — die Abende waren oft sehr hart. Aber es hat sich mir belohnt, dass ich eine oft bittre und freudlose Einsamkeit einem Schwanken im Princip vorzog. Ich habe keine Schlinge um den Fuss, und wo ich jetzt in selbstgewählte Kreise trete, da umweht mich eine klare, durch nichts getrübte Luft. Bald sind die letzten Fäden durchgerissen, die noch aus vermoderten Verhältnissen in unsre neue, schöne reine Welt

hineinreichen, und dann entfalten wir wieder die alten breiten Schwingen und sind wieder ganz wir selber."

Ich fühlte, dass sie Recht hatten, und beschloss nach London zurückzukehren, da ich doch auch nicht länger von der Gastfreundschaft der mir noch so wenig bekannten Familie S . . . Gebrauch machen wollte. Madame S . . . gab mir beim Abschied die Versicherung ihres wärmsten Interesses und sprach von Plänen für die Zukunft. Ich schied von ihr mit inniger Dankbarkeit und Freundschaft im Herzen. Herr S . . . fuhr mich selbst nach Bangor hinüber zur Eisenbahnstation. Als er mir mein Billet genommen hatte, frug er mich, ob es mir Freude machen würde mit Lord und Lady Palmerston zu fahren. Ich bejahte, und er führte mich zu einem Waggon, in dem, ausser den Genannten, weiter Niemand sass. Herr S . . . nahm in deutscher Sprache von mir Abschied und reichte mir ein Körbchen mit herrlichen Weintrauben aus seinen Treibhäusern zur Erquickung auf der Reise. Es war mir nicht schwer, Lord Palmerston zu erkennen, dessen Aeusseres mir durch die vortrefflichen Carricaturen in dem englischen Witzblatt „Punch" genügend bekannt war. Er las ein englisches Journal, und als er es beendet hatte, bot er es mir mit ein paar höflichen, in gebrochenem Deutsch gesprochenen Worten an und entschuldigte sich dabei, dass er so schlecht Deutsch spreche. Ich antwortete ihm auf Englisch; er setzte die Unterhaltung

sogleich in dieser Sprache fort und machte mich auf zwei Artikel in dem Journal aufmerksam, die er als die wichtigsten bezeichnete. Der eine beschrieb die Rückkehr des jungen österreichischen Kaisers von seiner ersten officiellen Rundreise durch seine Staaten, auch durch das von russischen Waffen unterworfne und vom Henker beruhigte Ungarn, sowie die Freudenbezeugungen, das Glockenläuten, Blumenstreuen und Vivatrufen, womit er in Wien empfangen worden war. Der zweite gab einen Bericht von der Abfahrt des ersten grossen Dampfschiffs, welches den regelmässigen Dienst zwischen England und Australien machen und die Reise in drei Monaten zurücklegen sollte, und beschrieb den freudigen Enthusiasmus, mit welchem die freiwillig herbeigeeilten Tausende von Zuschauern diese Abfahrt begrüsst hatten. Nachdem ich beide Artikel gelesen hatte, gab ich Lord Palmerston das Journal zurück und sagte ihm, dass der Enthusiasmus, von dem man im zweiten Artikel spräche, eine weit grössere Bedeutung habe, als der im ersten beschriebene, da er einem Ereigniss gälte, welches einen neuen Fortschritt der Civilisation und der die Erde erobernden Cultur bezeichne und von einem freien Volke, ungeheuchelt, einer That des Friedens dargebracht worden sei, während der Enthusiasmus der Wiener mir als eine schamvolle That über den frischen Gräbern ihrer gemordeten Brüder und ihrer zertretenen Freiheit erscheine, dass ich aber auch an diesen

letzteren nicht glaube und ihn für einen polizeilich befohlenen und bezahlten halte. Er schien erstaunt, dass eine sehr einfach aussehende Reisende ihm solche Ansichten vortrug und dabei die Kühnheit hatte, ihm und „her ladyship" Weintrauben aus ihrem Körbchen anzubieten, welche die letztere stolz und kalt ablehnte, die er hingegen freundlich dankend annahm. Das Gespräch schien ihn aber zu interessiren, und er fragte mich, ob, was ich eben gesagt, sich auf eigne Beobachtungen gründe und ob ich die Stimmung in Deutschland kenne. Ich bejahte, fing an, ihm von den Zuständen, die ich erst seit so Kurzem verlassen hatte, zu erzählen, und sprach meine Ueberzeugung aus, dass die Reaction, die jetzt mit all ihren Schrecken hereingebrochen sei, nicht allzu lange dauern könne und dass, trotzdem der Schein dagegen sei, die Zeit unaufhaltsam zur Bekämpfung jedes Despotismus vorwärts schreite. Er hörte mir höflich und aufmerksam zu. Vielleicht regte sich etwas wie ein Vorwurf in seinem Gewissen, als ich, mit absichtlicher Wärme, von dem heldenmüthigen Ungarn sprach, welches Englands Intervention von der Unterjochung durch russische Waffen hätte retten können. Freilich war er gerade einer jener Staatsmänner, deren Gewissen den Figuren aus Kautschuk gleicht, welche nach dem jeweiligen Druck irgend eine beliebige Form annehmen und, nachdem der Druck aufhört, in ihre frühere Form zurückspringen; denn sonst hätte er nicht immer

wieder, in den verschiedenartigsten politischen Combinationen, Minister werden, hätte nicht der Freund des Kaisers Nicolaus (im Geheimen sogar von ihm besoldet, wie das Gerücht sagte) sein und zugleich mit jedem Liberalismus coquettiren können. Sehr zu meinem Leidwesen stiegen, gerade im lebhaftesten Gang unserer Unterhaltung, andere Personen in den Waggon ein, besetzten die Plätze zwischen uns und machten so dem Gespräch ein Ende. In London angelangt, wartete er, der zuerst ausstieg, auf mich, die ich die letzte war, und während seine Frau mit dem Bedienten, der sie an der Station erwartet hatte, dem ihrer harrenden Wagen zuschritt, bot er mir die Hand zum Aussteigen und nahm einen höflichen Abschied. So war ich denn wieder in diesem Riesenstrom des Londoner Lebens, kehrte in mein kleines Stübchen bei Mrs. Quickley zurück und fragte mich nun: „What next?“

Meine Freunde Kinkel entschieden die Frage, indem sie mir ankündigten, dass sie deutsche Sprachstunden für mich gefunden hätten. Freilich waren es nur zwei Stunden die Woche, und die Stunde trug nur zwei und einen halben Schilling ein; aber es war doch ein Anfang, und diese fünf Schillinge jede Woche füllten schon einen Theil der Oede aus, die sich in meiner Kasse zu zeigen anfing. Und dann — Stundengeben war wenigstens individuelle Freiheit und Unabhängigkeit nach der Arbeit. Die Gewissheit, mich nach den Stunden in einer

eigenen, wenn noch so bescheidenen Häuslichkeit zu finden, zog ich tausendmal dem Luxus vor, der mich vielleicht als Gouvernante in einem reichen Hause umgeben hätte, den ich aber mit fortwährender Unterwerfung unter einen fremden Willen und mit der Heuchelei eines Glaubens, den ich nicht mehr hatte, hätte erkaufen müssen. Ich war also hoch erfreut über diesen bescheidenen Anfang und betrat, doch nicht ohne seltsame Empfindung, die Laufbahn derjenigen, welche ihr Brot verdienen. Zum Glück war diese erste Erfahrung keine harte. Meine zwei kleinen Schülerinnen waren allerliebste Mädchen, Töchter eines Arztes, dessen Frau mich gleich bei der ersten Zusammenkunft durch ihr freundliches Entgegenkommen und ihre sympathische Schönheit einnahm. Sie war durch Kinkels, mit denen sie befreundet war, vortheilhaft für mich gestimmt und behandelte mich eher wie eine Freundin, als wie eine Lehrerin, und das in immer höherem Grade, je mehr sie sah, dass ihre Kinder mich von Stunde zu Stunde lieber gewannen und die Stunden wie ein Fest ansahen. Es herrschte ein zarter Mysticismus in dem Hause, die Eltern waren Anhänger von Swedenborg; aber das missfiel mir weniger als die trockne Orthodoxie der Hochkirche, und wenn die reizende kleine Florence mir von den bösen und guten Geistern sprach, die ihre Handlungen beeinflussten, so hütete ich mich wohl daran zu rühren. Bald verschaffte mir die Mutter neue Stunden, für

die ich etwas mehr fordern konnte, da die Familie reicher war als die ihre, und so sah ich mich auf meiner neuen Laufbahn vorwärtsschreiten. Persönliche Empfehlungen, von Familie zu Familie, sind die besten Mittel, um zu etwas zu kommen; es giebt auch noch den Weg zur Anzeige im Journal, aber das Erste ist besser, mehr „respectable!" — Ich kann nicht sagen, mit welcher Rührung ich nach einem Monat das erste selbstverdiente Geld empfing. Weit davon entfernt, mich dadurch gedemüthigt zu fühlen, kann ich im Gegentheil sagen, dass mir niemals Geld mehr Freude gemacht hat. Ich hatte ja Wort gehalten: ich verdiente mir mein täglich Brot, ich war eine Arbeiterin wie die Töchter des Volks und ich fand wieder, dass nur so das Geld einen sittlichen Werth hat, indem es Austauschmittel wird zwischen dem, der Dienste verlangt, und dem, der sie leistet. Ich kam durch die Praxis auf meine alten Theorien von der Abschaffung des Erbrechts zurück, und es schien mir von Neuem, als ob die Sittlichkeit und die menschliche Würde nur dabei gewinnen könnten. Jedes menschliche Wesen hat Anspruch auf eine Erziehung, die es fähig macht, auf sich selbst zu ruhen; dieses Recht müsste die Gesellschaft ihm sichern, indem sie die Eltern im Fall der Noth zwänge, es ihm zu gewähren, oder, bei absolutem Mangel an Mitteln von deren Seite, selber helfend einträte. Jeder Erwachsene aber (ausgenommen die durch Krankheit völlig Un-

fähigen, für welche die Gesellschaft natürlich zu sorgen hätte) sollte sich durch Arbeit sein Leben selbst verdienen. Welch eine tiefe und gesunde Revolution würde das in den Sitten, in den Grundideen des Daseins geben! Die Eltern würden, anstatt Reichthümer für ihre Kinder aufzuhäufen, so viel als möglich für eine gute, nach allen Seiten vollständige Erziehung ausgeben, nur mit dem Unterschied, dass man, anstatt kleine mittelmässige Talente oder einen blossen Gesellschaftsfirniss zu entwickeln, die vorherrschende individuelle Anlage berücksichtigen würde, um eine Specialität auszubilden, durch welche das Individuum ökonomisch unabhängig würde. So würde nicht nur von der Nothwendigkeit der Arbeit und der Freude an einer mit Erfolg auszuübenden Befähigung der Müssiggang verschwinden, sondern mit ihm noch eine Menge anderer Uebel, zunächst die falsche aber so häufige Tendenz der Eltern, an der Erziehung zu sparen, um dem künftigen Wohlleben der Kinder Etwas zuzufügen, sowie die Oberflächlichkeit des Vielwissens und der Mangel an tüchtig ausgebildeten Specialitäten. Welche Wohlthat würde es z. B. für die Gesellschaft sein, wenn man es nicht mehr für nöthig hielte, jedes junge Mädchen vom Bürgerstande an bis hinauf zur Aristokratie, ob sie Talent habe oder nicht, Clavier lernen zu lassen, um so während mehrerer Stunden des Tages die Ohren und Nerven ihrer Umgebungen zu martern, während vielleicht eine

andere Fähigkeit, die sich zu einem höchst nützlichen Mitgliede der Gesellschaft gemacht hätte, unausgebildet bleibt, und es ganz andere Mittel giebt, um wirklich musikalische Menschen, mit wahrem Verständniss für Musik, zu bilden. Aehnliche Beispiele liessen sich unzählige auffinden, und es ist kein Zweifel, dass die Gesellschaft nicht nur durch das Wegfallen der falschen Bildung gewinnen würde, sondern auch durch die erhöhte Zahl starker, ausgeprägter Individualitäten, die sich gegenseitig um so mehr interessante Dinge zuzubringen hätten, als ein Jeder irgend eine Sache aus dem Grund verstände und jede Sache, die gründlich gewusst ist, eine interessante Seite hat. Es versteht sich von selbst, dass bei der vorherrschenden Entwicklung einer Specialität die allgemeine Bildung nicht vernachlässigt werden dürfte. Der Unterricht in den nöthigsten allgemeinen Gegenständen des Wissens gehört in die erste Jugend, wo alle Anregungen für wissenschaftliche oder künstlerische Richtungen, alle nöthigen Elemente gegeben werden müssten für Alle. Daraus würde sich dann, durch die vorherrschende Anziehung, die Specialität herausstellen, die aber immerhin, gerade je tüchtiger sie ergriffen würde, noch Zeit übrig lassen würde, um auch für die allgemeinen Dinge einen offenen Sinn und ein theilnehmendes Interesse zu bewahren. Man könnte einwenden, dass dies Alles eine so kostspielige Erziehung, so ungeheure Mannigfaltigkeit der Mittel, eine solche verwickelte

Organisation der Lehrkräfte erfordern würde, dass es die Kräfte der Gesellschaft überstiege. Darauf braucht man nur einfach zu erwidern: wenn die Gesellschaft die Mittel findet, den Luxus der Höfe und das ungeheure Budget der stehenden Heere zu bestreiten, so wird es ihr auch wohl möglich sein, die Mittel aufzufinden, durch die sie sich selbst vervollkommnen und aus sich selbst das vernünftig und organisch sich entwickelnde Wesen machen kann, für das zuletzt jene colossalen Ausgaben von selbst wegfallen, weil für Völker, die sich selbst zu regieren und zu erziehen verstehen, sowohl die Pracht monarchischer Höfe als wie der Hemmschuh des bürgerlichen Lebens, die stehenden Heere, überflüssig werden.

Drittes Kapitel.

Die politischen Flüchtlinge.

Schon ehe ich nach Wales ging, hatte ich mich etwas in dem Kreis, wenigstens der deutschen politischen Flüchtlinge, umgesehen und hatte eben dort jene Eindrücke empfangen, deren in den Briefen von Kinkel und Johanna Erwähnung gethan wurde und die mich von Neuem schwankend gemacht hatten, ob es nicht besser sei, ganz aus diesen Beziehungen zu scheiden und nach Amerika hinüber zu gehen. Einmal nach London zurückgekehrt, konnte ich es nicht unterlassen, die angeknüpften Bekanntschaften fortzusetzen, theils, weil ich aufgesucht wurde und zu allein war, um allem Verkehr auszuweichen, theils, weil sich wirklich interessante und bedeutende Persönlichkeiten darunter fanden, die mich anzogen und deren Umgang lehrreich und wohlthuend für mich sein konnte. Ich beschloss, mich eben auch nur diesen Letzteren näher anzuschliessen, im Uebrigen aber mich mehr beobachtend zu verhalten und jedenfalls sehr auf meiner Hut zu sein, nicht in das Netz

kleiner Intriguen und hässlicher Klatschereien verwickelt zu werden, die auch hier sich einstellten, wie überall wo Menschen zusammenkommen, deren Leben nicht scharf gezeichnete Ziele und unausgesetzte Beschäftigung mit grossen Gedanken oder mit nothwendiger Arbeit in sich schliesst.

Nur wenige Häuser von mir entfernt hatte sich für die deutsche Emigration ein Centrum gebildet in dem Hause einer Dame, deren Bekanntschaft ich schon in Hamburg gemacht hatte, wo sie sich einige Zeit aufhielt und die Hochschule öfter besuchte, bis sie, nach einer polizeilichen Haussuchung, die man bei ihr vornahm, es für besser hielt, mit ihrer Familie nach England überzusiedeln. Sie war eine Deutsch-Russin aus einer der höchsten aristokratischen Familien der Ostseeprovinzen und an einen lievländischen Baron verheirathet, von dem sie mehrere Kinder hatte. Reich, von schöner Gestalt und einnehmendem Gesicht, elegant und vornehm im Betragen, gebildet, gutmüthig, lebhaft, eine enthusiastische Natur, hatte sie, ich weiss nicht wie, sich der Demokratie angeschlossen, hatte sich in der Heimath missliebig gemacht und dieselbe verlassen, war dann aber auch, da des Kaisers Nicolaus Arm weit reichte, in Deutschland und der Schweiz, stets vor dem beobachtenden Auge der Polizei verfolgt worden und, da man sie der Theilnahme an Kinkels Flucht, obgleich grundlos, für verdächtig hielt, war sie schliesslich, wie

schon erwähnt, durch direkte Massregeln zu dem Entschlusse getrieben worden, sich auf den gastfreien Boden Englands zu retten. Im Anfang ihres Aufenthalts in London hatte sie, gleich den andern Flüchtlingen, im Kinkel'schen Hause das natürliche Centrum für den politischen Kreis gesucht, der sich im Exil zusammen zu finden strebte, um die Heimath in der Ferne wieder herzustellen und sich von den gemeinsamen Hoffnungen, Wünschen und Plänen zu unterhalten. Aber einestheils waren mannigfache Missstimmungen entstanden, vielleicht aus Missverständniss, vielleicht aus wirklich unvereinbaren Gegensätzen, und anderntheils hatten Kinkels durchaus keine Zeit, einer müssigen Geselligkeit zu leben und in unfruchtbaren Berathungen die Stunden zu vergeuden, die sie in anstrengender Arbeit verbringen mussten, um sich und den Kindern eine neue Heimath zu gründen. Kinkel wurde, vielleicht ebensoviel durch diese Nothwendigkeit, als durch seinen klaren praktischen Blick von vornherein zu der Ueberzeugung geführt, dass es sich darum handle, den bisher immer wiederholten Irrthum aller politischen Emigrationen zu vermeiden, den Macaulay in seiner Geschichte, bei Erwähnung der englischen Flüchtlinge in Holland, so trefflich beschreibt: den nämlich, dass sie, anstatt die Zeit des Exils kräftig zu benutzen und mit fruchtbringender Arbeit auszufüllen, dieselbe in steriler Erwartung demnächst eintreten müssender Ereignisse, der Rückgabe des

Verlornen, des Vaterlandes und ihrer politischen Machtstellung, verschwenden. Es geht den politischen Parteien darin wie den Individuen: nach grossen Katastrophen, die das Leben schmerzlich verändern, hofft der Mensch immer im Grunde der Seele darauf, dass das Schicksal noch einmal so gut sein werde, dieselben Verhältnisse, dieselbe Sachlage herbeizuführen, damit er diesmal die früher gemachten Fehler vermeiden und Herr der Situation bleiben könne. Aber ach! das Schicksal ist nicht so gütig; was sind ihm die Schmerzen und Sorgen eines Individuums oder einer Partei? Es gab ihnen ja die Gelegenheit anders zu handeln, und nun sie so gehandelt, wie sie es gethan, nun muss mit eherner Nothwendigkeit auch die lange Kette von Folgen eintreten, von deren starken Banden uns kein Gott erlöst, ausser wenn wir es begreifen: dass jedes Gutmachen vergangener Fehler, jeder Sieg über die Vernichtung, welche tragische Schicksale mit sich bringen, nur vorwärts liegt, im grossen, reinen, energischen Handeln, welches den gegebenen Moment mit seinen Forderungen annimmt und ausfüllt, ohne in müssiger Qual ewig nach rückwärts zu schauen, und das für ewig Vergangene wieder heraufzubeschwören.

Nur sehr Wenige in der Emigration begriffen dies, und so zog sich denn, als Kinkels ihre Thüre verschlossen hatten und in die strenge Tageseintheilung keine Zeiträuber mehr eindringen liessen, die ganze Schaar der Flücht-

linge in das Haus der oben erwähnten Frau von Brüning, die es gastfreundlich öffnete und eigentlich nichts mehr verlangte, als Königin und Gottheit dieser wandernden Demokratie zu sein. Sie hatte ein ganzes Haus mit ihrer Familie inne, mit derselben Eintheilung, wie das oben beschriebene, in welchem ich wohnte, nur mit grösseren Räumen und eleganterer Ausstattung. Man kam in Versuchung, immer nur von ihr zu sprechen, wenn man von der Familie sprach, denn sie war allerdings die Seele des Ganzen und ihr Wille herrschte unbedingt. Ihr Gatte theilte, wie er offen aussprach, ihre demokratischen Ansichten nicht, und sicher war der Kreis, den sie im Hause versammelte, nicht der Umgang seiner Wahl. Dennoch fügte er sich in Alles, was die viel jüngere Gattin anordnete, und wohnte stets, wenn auch oft mit mürrischem Angesicht, den allabendlichen Versammlungen der flüchtigen Demokratie im Salon seiner Frau bei. Was ihn zu dieser Unterwerfung brachte, weiss ich nicht. Ob er sie, trotz ihrer ihm antipathischen politischen Richtung, zu tief liebte, um ihr offen entgegen zu treten, ob es, wie Einige behaupten, war, weil das Vermögen ihr gehörte und er zu zartfühlend war, sie in dem freien Gebrauch desselben zu hindern, oder ob er, um seiner Kinder willen, duldete, was er nicht ändern konnte — das sei dahin gestellt; eins ist gewiss: dass er das, was seine Frau durch glänzende Liebenswürdigkeit im Salon

vor ihm voraus hatte, durch grössere Sorgfalt für das Haus, besonders für die Kinder, ersetzte; denn diese wuchsen von Seiten der Mutter so ziemlich wie wilde Ranken auf. Kurz, wenn man als Gesinnungsgenosse der Frau von Brüning zweifelhaft darüber sein konnte, ob man ihr als Charakter die volle Anerkennung zollen dürfe, die man ihrer Anmuth darbringen musste, so konnte man, trotzdem man nicht seiner Meinung war und seine Liebenswürdigkeit nicht eben allzusehr hervorleuchtete, doch nicht umhin, Herrn von Brüning als einen völligen Ehrenmann zu betrachten und zu schätzen.

Frau von Brüning nahm mich freundlich, aber nicht mit der Zuvorkommenheit auf, die sie ihren anderen Gästen angedeihen liess. Es war ein geheimer, von vornherein gefühlter Antagonismus zwischen uns, der nur, wie ich später erzählen werde, in einer feierlich ernsten Stunde sich aufhob und versöhnte. Dieser Antagonismus konnte sich sicher nicht durch weibliche Eitelkeit erklären, denn sie musste von vornherein sehen, dass in mir auch nicht der leiseste Anspruch sein konnte, ihr, der Schönen, Anmuthigen, Gefeierten, den Rang streitig zu machen und mir, deren Seele ein so schmerzlich tiefer Ernst füllte, der Sorgen aller Art mit dunklen Fittichen um das Haupt rauschten, mir konnte es nicht in den Sinn kommen, ein glänzender Stern der Parteigeselligkeit sein zu wollen, wie sie war. Das

heimlich Trennende zwischen uns war vielmehr wohl dies: ihr Enthusiasmus galt mehr den Persönlichkeiten, der meine mehr den Principien; sie wollte im Bereich unserer Ideen mit ihren reichen Mitteln herrschen, ich wollte denselben dienen mit dem Wenigen, was ich war und hatte. Dazu kam, dass sie mich mit Recht für eine Freundin von Kinkels hielt, mit denen sie eben damals auf ganz gespanntem Fusse lebte und die sie nicht mehr sah. Ich wurde daher auch keineswegs ein täglicher Gast bei ihr wie die Uebrigen, ja zuweilen kam ich so selten, dass man schickte mich zu holen und mir Vorwürfe wegen meines Ausbleibens machte. Dennoch ging ich von Zeit zu Zeit gern hin, weil ich gewiss war, dort eine oder die andere interessante Persönlichkeit zu finden, so u. A. den Doctor Löwe aus Calbe, der mit seinen klugen, scharfen Augen einem so recht bis ins Herz hinein zu schauen schien und dessen Gespräche mich durch ihre Klarheit, durch ihre Präcision und Verstandesschärfe vor denen aller Uebrigen anzogen. Eine sehr geistvolle Freundin in Deutschland, welcher ich von dem Eindruck schrieb, den er mir gemacht, antwortete mir darauf: „Alles, was Sie mir von den Londoner Verhältnissen und den Menschen, mit denen Sie dort verkehren, sagen, interessiert mich auf das Lebhafteste. Ganz vorzüglich Ihre Erwähnung Löwes, weil wir uns da auch in einer Anerkennung begegnen. Ich sah und hörte Löwe im Jahr 1848 in Frankfurt, hatte

damals kaum seinen Namen gehört und hatte doch den ganzen entschiedenen Eindruck des unbegrenztesten Vertrauens zu seiner Einsicht wie zu seinem Charakter. ‚Für den verbürge ich mich unbedingt,' sagte ich damals und hatte stets eine Herzensfreude, wenn es mir durch sein späteres Verhalten und sein Ausharren bis an das Ende bestätigt wurde. Zuerst hörte ich von ihm in tiefem Abenddunkel eine Rede am Grabe eines verstorbenen parlamentarischen Freundes, nach ihm sprach Gagern! Da schied ich sie schon gleich, wie sie sich später gezeigt: ruhig fest der Eine, leidenschaftlich schwankend der Andere".

Wenn Löwe unter den Männern reiferen Alters als ganz bedeutend hervortrat, so zeichnete sich unter den jungen Leuten eine wahrhaft ideale Jünglingsgestalt aus, die alle Andern so weit überragte, dass man auch ohne Prophet zu sein, sagen konnte: „Der allein hat eine grosse fruchtbringende Zukunft!" Ich meine Carl Schurz, der durch seine kühne That, die Rettung Kinkels aus Spandau, bereits einen Namen hatte, welcher den Einen furchtbar, den Andern mit einem Lorbeer umgeben war. Noch ganz jung, kaum zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, hatte er bereits die badische Revolution an der Seite seines Lehrers und Freundes mitgemacht, hatte sich aus dem eingeschlossenen Rastatt vor der Uebergabe auf die verwegenste Weise durch eine Wasserleitung, die aus der Festung nach dem Rhein zu führte,

nach Frankreich gerettet und hatte dann, im Verein mit der hochherzigen Johanna, den Plan entworfen und ausgeführt, durch welchen er den geliebten Lehrer aus dem langsamen Martertod der Zelle befreite. Ich hatte ihn bereits in Hamburg kennen gelernt, als er, natürlich unter falschem Namen, auf dem Wege nach Berlin war, wo er, selbst zum Tode verurtheilt, mehrere Monate lang unter den Augen seiner Henker lebte und sich frei bewegte, ohne erkannt zu werden, bis seine Vorbereitungen gereift waren und er Jenen die Beute mit sicherer Hand entführte. Damals schon, bei einem mehrstündigen Zusammensein, hatte ich in ihm eine Natur von Begabung erkannt, wie sie nur selten sich findet. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, aber ein Kind des schönen Rheinlandes, vereinigte er in sich alle Elemente, die jener glückliche Boden hervorzubringen vorzugsweise geeignet ist: neben der grössten Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Aeussern, tiefe, sinnige Gemüthlichkeit, Güte und Poesie, feste klare Auffassung des Lebens, sehr viel praktischen Sinn und jene unerschütterliche Energie, die in einem heitern und berechtigten Selbstvertrauen wurzelt und das unerlässliche Erforderniss für kühne Erfolge ist. Ich war seit seinem Aufenthalt in England, woselbst Retter und Geretteter zugleich ankamen, beständig in Correspondenz mit ihm gewesen und hatte hierdurch Gelegenheit gehabt, die grossartigen Anlagen dieses jungen Mannes näher kennen zu lernen

und nächst Kinkels war er es gewesen, auf den ich mich in England am meisten gefreut hatte. Er kam auch gleich nach meiner Ankunft mich zu sehen, und von da an sah ich ihn fast täglich bei mir, bei Kinkels, oder bei Frau von Brüning, wo ihn nun ein der Politik fernab liegendes Interesse allabendlich hinführte. Ihm hatte sich das Exil, statt dem herben Tranke, den es Anderen bot, bereits segenspendend erwiesen. Unter der Zahl der politischen Flüchtlinge befand sich auch Johannes Ronge, dessen Frau eine intime Freundin der Frau von Brüning geworden war. Sie hatte für einige Zeit ihre jüngste Schwester bei sich zu Besuch, ein noch ganz junges, schönes, mit den liebenswürdigsten Anlagen ausgestattetes Wesen, die ich von der Hochschule her kannte, wo sie eine der ersten Schülerinnen gewesen war, bis sie dieselbe verliess, um zu ihrer Schwester nach London zu gehen. Sie war ein Liebling im Hause der Frau von Brüning und dort hatte Schurz sie kennen und lieben gelernt und sich mit ihr verlobt. Dieses liebenswürdige Brautpaar gab dem Kreis im Brüning'schen Hause einen besonderen Reiz, der noch dadurch gesteigert wurde, dass Beide ungewöhnlich musikalisch begabt waren und Schurz häufig den seelenvollen Gesang seiner Braut begleitete. Leider blieben sie der Gesellschaft nicht lange erhalten, denn nach ihrer im Laufe des Sommers erfolgten Verheirathung beschlossen sie, nach Amerika zu gehen. Schurz wusste wohl, dass

er in England vielleicht durch Stundengeben sich ein reichliches Auskommen schaffen könnte, aber einestheils fühlte er in sich die Befähigung zu etwas Höherem, und dann wollte er sich eben aus dem unfruchtbaren Warten der Emigration auf eine bald neu ausbrechende Erhebung befreien und die Zeit zwischen der eingetretenen Reaction und einer möglichen Aenderung der Umstände benutzen, um die Freiheit in ihrer realen ungehinderten Entwicklung in Amerika zu sehen und zu beobachten. Noch recht frohe Stunden verlebte ich mit dem jungen Paar in ihrer ländlichen Einsamkeit in Hampstead, einem dem Theile von London, wo ich wohnte, nicht allzu fernen kleinen Ort mit reizenden Landhäusern und frischer Landluft. Noch vor Ende des Sommers aber schieden die jungen Leute, begleitet von meinen treusten Wünschen. Ihr Scheiden liess eine tiefe Lücke in meinem Leben zurück und entpoetisirte mir den Kreis im Brüning'schen Hause so sehr, dass ich von nun an weit weniger hinging. Was die übrigen Flüchtlinge betraf, so enthielten die Worte, welche mir eben dieselbe Dame, die mir über Löwe geschrieben, in ihrem Briefe sagte, leider nur zu viel Wahres: „Erzählen Sie mir von den Unseren in London, es interessiert mich ein jeder dort Geborgene. Ich wünsche Allen leidliche Tage und praktischen Sinn. In Bezug darauf ist aber Manches unfreundlich, was herüber klingt; ich fürchte, sie leben im Ganzen zu viel nur mit

sich und verlieren die übrige Welt, indem sie dieselbe nur als Material für ihre socialistischen Ideale betrachten, aus den Augen, sie denken, es sei ein todtes Material, während es doch lebt, nicht um viel und weit, aber doch um an sich zu denken und sich gar nicht über seinen augenblicklichen Vortheil hinaus benutzen lassen zu wollen. Ich habe immer die Angst, dass sich unsere Besten an das wenden, was den bestehenden Verhältnissen gegenüber eine Tollheit ist. Die Massen müssen uns auch bis zum nächsten Schritt noch weiter nachreifen. Ich mache darin täglich trübe Erfahrungen. Möglich, dass der Süden sich schon weiter entwickelte, wir haben das Joch noch vollkommen nöthig, das über uns liegt; glauben Sie mir, die Lehren die man in Hessen und Schleswig-Holstein jetzt empfängt, sind um nichts zu stark. Wenn ich dies ganze trostlose Gebiet überschaue, stockt mir die Kraft zum Leben, und ich möchte für mich ‚Schlafenszeit'".

Zum Theil wurden aber auch die thörichten Hoffnungen, denen sich so Viele hingaben, von Deutschland aus genährt. Dort erwartete man viel von der Emigration, von der man glaubte, dass sie eine Wünschelruthe besässe, um goldne Hülfsquellen aus dem Boden zu zaubern; die Flüchtlinge hingegen hielten es für unnütze Mühe, sich um dauernde Arbeit umzusehen, da sie glaubten, stets auf der Wacht stehen und bereit sein zu müssen, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel der diesmal siegenden

Revolution zu Hülfe zu eilen. Es erschienen auch einzelne Abgesandte der revolutionären Partei von dort, um im Falle günstiger Eventualitäten ein gemeinsames Handeln zu verabreden. Unter ihnen war ein ehemaliger Artillerieoffizier, der sich mit besonderem Eifer diesen Verhandlungen hingab, die bestimmtesten Hoffnungen auf eine bald zu erwartende Erhebung aussprach und sich gründlich über die einzelnen Persönlichkeiten und die von einer jeden zu erwartenden Hülfe unterrichten zu wollen schien. Ich sah ihn nur einmal, aber er flösste mir ein instinktives Misstrauen ein; und erst später erfuhr ich, wie vollkommen dies gerechtfertigt war. Denn als nach einigen Monaten die Verfolgungen und Verhaftungen in Berlin und Rostock erfolgten, und der lange, traurige Prozess begann, da ergab es sich, dass dieses selbe Individuum der Verräther gewesen war, dessen freilich falschen und lügnerischen Angaben wohl auch ich meine Ausweisung zu danken gehabt hatte. Er war frech genug gewesen, ausdrücklich nach England hinüberzukommen, um zu sehen ob er seinen Judaslohn noch vergrössern und noch mehr Opfer in die Falle locken könne, die eine neue Verherrlichung des Systems werden sollte, durch welches das Polizeiregiment des Herrn von Hinckeldey sich eine so klägliche Unsterblichkeit errungen hat. Welcher Zustand musste der Deutschlands sein, wenn eine Regierung, wie die preussische, sich elender Spione bediente, um die Gesinnung

solcher Leute auszuforschen, die wenigstens den Muth ihrer Ueberzeugungen gehabt, Heimath, bürgerliche Stellung, Vermögen und jede hoffnungsvolle Grundlage der Existenz aufgegeben hatten, um denselben treu zu bleiben, und keines anderen Vergehens schuldig waren, als zu schnell und zu kühn von den Regierenden die edle Einsicht nothwendiger Concessionen, von den Massen die unmittelbare Befähigung zur vernünftigen Ausübung voller Freiheit verlangt zu haben! Wie es dort aussah, drückten schmerzvoll wenige Worte meines theuren Freundes, des Predigers der freien Gemeinde zu Hamburg, aus, der mir schrieb: „Ich beschäftige mich jetzt ausschliesslich mit Kant. Gäbe es einen jüngsten Tag und an demselben ein Weltgericht, so müsste ohne alle Gnade das deutsche Volk verurtheilt werden, das 50 Jahre nach solch einem Manne sich von Pfaffen gängeln lässt. Was mühen sich doch kleine Geister mit Denken und Reden ab, nachdem Männer wie Kant so scheinbar vergeblich gedacht haben!"

Aber auch die flüchtige Demokratie war, bis auf wenige Ausnahmen, darin schuldig, dass sie an ihren theoretischen Idealen hängen blieb und darüber den offenen Blick für die Zustände, die sie umgaben und aus denen sie so viel hätte lernen können, verlor. Häuser, wie das der Frau von Brüning, nährten diese verderbliche Richtung. Dort wurde dem theoretisirenden Müssiggang und jenen eitlen Hoff-

nungen Vorschub geleistet durch thörichtes Geschwätz, bei welchem man sich gegenseitig exaltirte und zur phantastischen Gewissheit geträumter Vorgänge hinaufschraubte, während eine angenehme Geselligkeit mit stets gut besetzter Tafel und materielle Hülfe durch die allezeit bereite Grossmuth der Hausfrau über die Noth des Augenblicks und die Nöthigung der Arbeit täuschten. Wie den Einsichtsvollen hierüber die Augen aufgingen, sobald sie aus dem engen Dunstkreis der Emigration heraustraten, bewies mir ein Brief von Schurz, den ich aus Amerika, einige Monate nach seinem Scheiden, von ihm erhielt; er schrieb u. A.:

„Ich habe in Amerika noch nicht viel gesehen, aber sehr viel gelernt. Es ist das erste Mal, dass ich in einem demokratischen Lande lebe, und dass ich sehe, wie ein Volk sich gebärdet, das frei ist. Ich gestehe, ohne zu erröthen, dass ich davon früher nur schwache Begriffe hatte. Meine politischen Meinungen haben eine Art innere Revolution erlebt, seit ich in dem Buche lese, in welchem allein das Wahre steht, im Buche der Wirklichkeit. Wenn ich mir nun die Meisten der hitzigen Revolutionäre von Fach vorstelle, wie die Emigration sie heranbildet, oder die meisten freisinnigen Damen der gebildeten Stände mit ihrer sentimentalen Demokratie in die hiesigen Verhältnisse hineingesetzt denke, wie sie Beide schrecklich rässonniren würden, die Ersteren über das Wesen der Bourgeoisie und die Um-

triebe des Pfaffenthums, die Letzteren über die wilde Zügellosigkeit des Volks, und wie Beide dann zu dem Schluss kommen würden, dass es Nichts sei mit diesem Eldorado — dann will es mir ein wenig bange werden um die künftige europäische Republik, die ihre Stützen in jenen beiden Elementen finden soll. In der That ist es wahr, der erste Anblick dieses Landes erfüllt uns mit stummem Erstaunen. Hier sehen Sie das Princip der individuellen Freiheit bis zu den letzten ihrer Consequenzen: der Verachtung des frei gemachten Gesetzes getrieben; dort sehen Sie den crassesten religiösen Fanatismus sich in brutalen Akten austoben; die grosse Masse des arbeitenten Volkes sehen Sie hier in der vollsten Freiheit für ihre Emancipationsbestrebungen und daneben den Speculationsgeist des Kapitals sich in unerhörten Unternehmungen herumtummeln; hier eine Partei, die sich die demokratische nennt und die zugleich die Hauptstütze des Instituts der Sklaverei bildet, dort eine Partei, die gegen das himmelschreiende Unrecht des Sclaventhums donnert, aber all ihre Argumente auf die Autorität der Bibel stützt und in einer unglaublichen geistigen Abhängigkeit steht; hier der unaufhaltsame Geist der Emancipation, dort das thätige Gelüst der Unterdrückung — alles dies in voller Freiheit, in buntem Gewirre durcheinander, nebeneinander. Der von Europa herübergekommene Demokrat, der bisher in der Welt der Ideen

gelebt und noch keine Gelegenheit gefunden hat, diese Ideen in Menschennatur umgesetzt, verkörpert zu sehen, fragt sich stutzend: Ist das ein freies Volk? Ist das eine wirkliche Demokratie? Ist die Demokratie eine Thatsache, wenn sie all diese entgegengesetzten Principien in ihrem Schoosse beherbergt? ist das mein Ideal? — So fragt er sich zweifelnd und tritt mit unsicherm Fuss in diese neue, wirklich neue Welt. Er beobachtet und denkt, streift allmälig die Vorurtheile ab, die ihm Europa aufgeladen, eins nach dem andern, und zuletzt kommt er zur Lösung des Räthsels: Ja, so sind die Menschen, wenn sie frei sind. Die Freiheit bricht die Fesseln der Entwicklung entzwei. Alle Kräfte, alle Schwächen, alles Gute, alles Schlechte, zeigen sich am Licht des Tages und in ihrer Wirksamkeit; der Kampf der Principien kämpft sich unbeschränkt durch; die äussere Freiheit zeigt erst, welche Feinde zu besiegen sind, bis wir die innere erobert haben. Wer die Freiheit will, darf sich nicht wundern, wenn die Menschen sich nicht besser zeigen wie sie sind. Die Freiheit ist der einzige Zustand, in welchem es den Menschen möglich ist, sich selbst kennen zu lernen, indem sie sich hinstellen wie sie sind. Dabei kommt das Ideal nicht heraus, das ist gewiss, aber ein unglücklicher Gedanke wäre es, das Ideal trotz den Menschen herausforciren zu wollen. Hier lässt man die Jesuiten wirthschaften, man schlägt sie nicht todt und treibt sie nicht aus — denn

die Demokratie statuirt die Freiheit eines jeden Bekenntnisses, so lange es nicht die bürgerliche Freiheit Anderer beschränkt, — man bekämpft sie nicht mit der Waffe der officiellen Gewalt, sondern einfach mit der öffentlichen Meinung. Das ist nicht allein demokratischer, sondern auch solider, denn geht der Kampf der öffentlichen Meinung gegen die geistige Abhängigkeit langsam, so ist das ein Zeichen, dass die Menschen eben noch nicht reifer sind. Dieser Kampf hat den Vortheil, dass er stets gleichen Schritt hält mit dem Standpunkt der Menge, darum sind seine Siege weniger schnell, weniger glänzend, aber dauerhafter und entscheidender. So geht's hier mit Allem. Der europäische Revolutionär wird darüber ungeduldig und möchte kräftige Schläge hinein thun; aber die Menschen sind nun einmal so, dass sie sich nicht vernünftig klopfen lassen, und die wahre Demokratie ist einmal so, dass in ihr der öffentliche Verstand regiert, nicht wie er sein *sollte*, sondern wie er *ist*. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass die europäischen Revolutionäre eine nächste Revolution durch ihre blosse Regierungslust, durch den blossen Drang, schnell und positiv besser zu machen, in die Reaction hineintreiben werden. Jeder Blick in das politische Leben Amerika's gründet meine Ueberzeugung fester, dass die Aufgabe einer Revolution nichts Anderes sein kann, als dem Volkswillen Raum zu schaffen, d. h. jede Autorität, welche im Staatsleben ihre Organisation

hat, zu brechen und die Schranken der individuellen Freiheit so weit als immer möglich niederzuwerfen. Der Volkswille wird sich dann austoben, Dummheiten machen u. s. w., aber das ist einmal seine Art; will man ihm etwas vorthun und ihn darnach frei lassen, so wird er seine Dummheiten dennoch machen, trotz Allem, was ihm vorgethan worden ist. Jede dieser gemachten Dummheiten aber absolvirt Etwas, während das Klügste, was man dem Volke vorthut, Nichts absolvirt, bis der öffentliche Verstand selbst soweit ist, es thun zu können. Bis dahin muss das Betreffende à force de l'autorité bestehen oder es schwankt. Besteht es aber durch die Autorität, dann stehts schlimm mit der Demokratie. Hier in Amerika kann man täglich sehen, wie wenig ein Volk nöthig hat regiert zu werden. In der That, was man in Europa nur mit Schaudern nennt, die Anarchie, sie existirt hier in schönster Blüthe. Es giebt wohl Regierungen, aber keine Herren; es giebt Gouverneure, aber sie sind Commis. Was hier in Amerika an grossen Unterrichtsanstalten, an Kirchen, an grossen Verkehrseinrichtungen u. s. w. entsteht, verdankt fast Alles seine Existenz nicht der officiellen Autorität, sondern dem spotanen Zusammenwirken der Privatleute. Man thut hier einen Blick in die Productivität der Freiheit. Hier sehen Sie eine kostbar gebaute Kirche: eine Actiengesellschaft hat sie gegründet; dort eine Universität: ein reicher Mann hat zu Erziehungs-

zwecken ein bedeutendes Legat hinterlassen, das dient nun als Capitalstock, und die Universität gründet sich fast ganz auf Subscription; dort ein Waisenhaus von weissem Marmor gebaut: ein reicher Bürger hat es errichtet — und so gehts weiter ins Unendliche. Man wird hier erst gewahr, wie überflüssig die Regierungen in einer Menge von Angelegenheiten sind, wo man sie in Europa für durchaus unentbehrlich hält, und wie die Möglichkeit Etwas thun zu können, die Lust weckt Etwas zu thun."

Hoch interessant waren mir diese Mittheilungen meines jungen Freundes, deren Richtigkeit sowohl in Bezug auf Amerika als auf die demokratische Flüchtlingspartei und die Revolution, mir gleich einleuchtete. Ich hatte zu viel von dem revolutionären Treiben in der alten Welt gesehen, um nicht die naturgemässere Entwicklung der Freiheit in der neuen zu begreifen. Nur eins glaubte ich festhalten zu müssen, dessen Verkennung seinerseits mir ein Irrthum schien: nämlich die Möglichkeit einer ästhetischeren, künstlerischeren Form des freien Lebens, in Deutschland wenigstens, wenn einmal dort die Idee der Freiheit vollständig gesiegt und sich von Innen heraus entwickelt hätte, da ich sonst vollkommen mit Schurz einverstanden war, dass das Octroyiren von freien Systemen, dass eine theoretische Freiheit, dem lebendigen aber noch unreifen Volkselement aufgepfropft, niemals zum fruchtbringenden Baume werden könnte. Aber in Europa ging

ja das Streben nach Freiheit von anderen Voraussetzungen aus als in Amerika; dort wo sich eine neue Gesellschaft, ohne historische Vergangenheit, ohne ein eigenthümlich entwickeltes nationales Element, ohne irgend eine ideale Tendenz ausser jeder gegebenen Möglichkeit in der Freiheit, aus den verschiedenartigsten Nationalitäten auf allgemein anerkannten Grundlagen freisinniger Institutionen entwickelt hatte, konnte dieselbe, auch durch vorerst endlose Raumentwicklung begünstigt, sich auch endlos in den verschiedensten Experimenten versuchen und jeder Partei und jeder individuellen Entwicklung freien Spielraum lassen. In Europa hingegen (und ich meinte hier freilich besonders Deutschland, von dem ich in dieser Beziehung eine ganz andere Ansicht, als von den übrigen revolutionären Ländern Europas haben zu können mich berechtigt glaubte) musste sich nothwendig das theoretische Element zuerst aus den Fesseln der traditionellen Verhältnisse losringen und mehr oder minder convulsivische Versuche zu seiner Verwirklichung wagen. Ungeschickte Experimentatoren mussten dabei untergehen, lange und mühsam musste vielleicht die Schule sein, die das deutsche Volk, das bedächtig seinen Weg geht und nicht neuerungssüchtig ist, durchzumachen hätte, aber es schien mir nicht unmöglich, dass auch eine theoretische Erziehung zur Freiheit endlich zu dem gewünschten Resultate führen könnte und dass ihre Blüthe dann eine um so höhere sein

würde, als das durch den äusseren Druck mehr in die Tiefe als in die Breite entwickelte Geistesleben nicht sowohl in Entfaltung materieller Interessen, als in der Befriedigung der im Verborgenen genährten Ideale und Kunsttriebe, hervortreten würde. Wie hoffnungslos mir die nächste Zukunft war, wie sehr der Zweifel an der Fähigkeit der revolutionären Partei sich fortwährend in mir steigerte, wie grauenvoll die Reaktion mit Nacht und Vernichtung jede schöne Blüthe bedrohte, dennoch dachte ich es immer von Neuem mit innerer Zuversicht: Wenn es einst wirklich tagt in Deutschland, so wird die Freiheit auch schön werden. Wie durch die deutsche Geschichte der merkwürdige Zug nach dem Süden geht, wie der nordische Faust in seinem „dunklen Drange“ das schönheitumflossene Idealbild des Südens sucht, so muss auch einst der deutsche Volksgeist, wenn er sein Dasein selbstgestaltend in die Hand nimmt, nothwendig zu der Freiheit sich die Schönheit schaffen, und anstatt noch, wie in Amerika, das despotische Treiben der Diener versunkener, knechtender Religionen zum Schaden der Intelligenz und Moral fortdauern zu lassen, wird er neuen, idealeren Götterbildern der Freiheit neue, ideale, freie Tempel bauen.

Was diese Tempel sein könnten, davon war mir ein seliges Ahnen aufgedämmert, als ich, noch in Deutschland, nach einander drei neu erschienene Bücher aus ein und derselben Feder gelesen hatte, nämlich: „Die Kunst und die

Revolution," „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" von Richard Wagner. Der Verfasser, seit der Dresdener Revolution im Frühjahr 49, auch ein Flüchtling, in der Schweiz lebend, war mir persönlich unbekannt, aber zu mächtig ergriffen von dem Strome der Gedanken, der mir aus diesen Büchern entgegenfluthete, und in denen ich das Evangelium der Zukunft Deutschlands, wie auch ich sie träumte, erkannte, schrieb ich ihm, nachdem ich „Oper und Drama" gelesen, und erhielt auch eine freundliche Antwort. Von seinen musikalischen Werken, die eben anfingen, auf deutschen Bühnen hier und da gegeben zu werden, hatte ich leider nichts vor meiner Abreise nach England hören können; nur den Text zum „Tannhäuser" hatten wir noch mit Theodor und Anna in Hamburg zusammen gelesen und waren davon hingerissen worden. Dass sich hier eine neue Bahn für eine wahrhaft erlösende Kunst aufthat, hatten wir Alle mit froher Rührung empfunden. Jener Text voll tiefer ethischer Bedeutung war nicht länger ein Werk, das zu frivoler Zerstreuung nach der abstumpfenden Einförmigkeit der Tagesarbeit einlud, wie die Mehrzahl der Opern, die auf unseren Bühnen aufgeführt wurden, hier wurden wir gefesselt zu ernster Sammlung, fortgerissen zum tiefsten, leidenschaftlichen Mitempfinden und Mitleiden, und schmerzlich beglückt durch die tragische Versöhnung, mit der das wahre Drama, gleich einem grossen Schicksal, uns in erhabener Stimmung über das Elend

des Lebens erhebt. Ich dachte mit Entzücken daran, was dieser Text, durch den Ausdruck der Musik gesteigert, bei lebendiger Darstellung sein müsste, und es blieb mir ein tiefes Sehnen im Herzen, einer solchen Darstellung beiwohnen zu können. Mein Verlassen Deutschlands schnitt mir dazu jede Hoffnung ab. Auch die Correspondenz mit dem genialen Schriftsteller und Dichter-Componisten suchte ich weiter nicht fortzusetzen, weil ich ihm, als ihm gänzlich unbekannt, nicht beschwerlich fallen mochte, und weil überhaupt alle jene erlösenden Zukunftsgedanken doch in eine, wie es mir schien, für mich nicht mehr erreichbare, unabsehbare Ferne entrückt waren.

Noch einen nachwirkenden bedeutenden Eindruck hatte ich, ebenfalls noch in Deutschland, durch ein Buch empfangen, welches freilich in ganz anderer Weise wirkte, als die eben erwähnten Bücher, und auch auf einem anderen Gebiet, nämlich kritisch, skeptisch in der Politik und der Entwicklung der Weltverhältnisse. Noch in Hamburg kam eines Tags einer der mir befreundeten Arbeiter und brachte mir ein Buch, indem er sagte: „Der das geschrieben hat, ist auch Einer von den Unseren.“ Dieses Buch führte den Titel: „Vom andern Ufer“ und sein Verfasser war ein Russe, Alexander Herzen. Ich hatte bis dahin nie etwas von diesem Russen gehört, überhaupt war mir Russland, und mit mir wohl so ziemlich dem grössten Theile der westeuropäischen Gesellschaft, eine terra in-

cognita, und nur durch Custine's Buch und das viel verdienstvollere des Freiherrn von Haxthausen war eine Ahnung aufgegangen von einem eigenthümlichen, unseren Culturzuständen ziemlich fremden Leben, welches sich in den ungeheuren Ebenen von der Weichsel bis zum Ural und vom nördlichen Eismeer bis zum kaspischen und schwarzen Meer regte. Den russischen Hof hatte man wohl gekannt, man kannte Peter den Grossen, der westeuropäisches Leben in seine Steppen überführte, man kannte das blutige Spiel, mit dem die Krone des Selbstherrschers von einem Haupt auf das andere flog, man kannte die geistreiche, frivole Katharina II., die mit den geistreichen Männern Frankreichs, über Deutschland hinweg, liebäugelte, während sie unter ihren Unterthanen Auserwählte mit minder platonischen Gunstbezeugungen erfreute; man kannte persönlich den liebenswürdigen, sentimentalen Alexander I., der als Sieger über Napoleon mit in Paris einzog und als Sieger über so manche Frauenherzen unauslöschliche Erinnerungen zurückliess; man kannte endlich den strengen Nicolaus, dessen furchteinflössender Blick europäische Berühmtheit hatte und dessen eisernes Scepter nicht nur auf seinem Reiche lastete, sondern auch Europa, namentlich Deutschland, in Abhängigkeit und Schrecken erhielt. Alle das kannte man; unter dem Begriff des Autokratenthums auf dem Thron fasste man Russland zusammen. Wer aber wusste etwas von einem russischen Volk, von russischer

Literatur? Kaum dass der Name Puschkin's als der eines russischen Dichters erwähnt wurde, und erst seit Haxthausen's Buch sprach man von der russischen Gemeinde als einer primitiven Einrichtung, wie sie alle indogermanischen Völker gehabt und bei zunehmender Civilisation aufgegeben hätten.

Mich hatte aber das Haxthausen'sche Buch und die mir ganz neue Beschreibung der communistischen Einrichtung der Gemeinden sehr interessirt und mein Nachdenken auf Russland hingelenkt. Wenn ich auf der Landkarte die ungeheure, durch keine geographische Zerrissenheit gestörte Einheit des russischen Bodens betrachtete, und dagegen die vielfach geklüfteten, wie in Fetzen zerrissenen, durch Meere, Ströme, Alpen- und Bergketten scharf getrennten Ländercomplexe von Europa, so hatte sich mir mehr als ein Mal der Gedanke aufgedrängt, dass, während sich in Europa die Entwicklung des individuellen Lebens bis zu seinen äussersten Grenzen, sowohl beim Einzelnen als bei der Nation, zu vollziehen gehabt hätte, Russland, neben dem ebenfalls durch festere, weniger gespaltene Conturen als compacte Einheit sich darstellenden Amerika, vielleicht dazu berufen wäre, jene socialistischen Tendenzen zu verwirklichen, die als Idealbild der Zukunft vor unser Aller Augen schwebten, um deren Erfüllung wir gerungen hatten und um deren schmerzliches Unterliegen wir nun in tiefer Herzenspein trauerten. Ich hatte einmal meinem Freunde

in Amerika über diese Gedanken geschrieben, und er hatte mir erwidert, dass er sie theile und sie für so richtig ansehe, dass er meiner Auseinandersetzung gar nichts hinzuzufügen habe.

So schon in meinen Gedanken auf Russland hingelenkt, ergriff ich mit einiger Erwartung das Buch des Russen. Da es mir einer der am Weitesten in socialistische Theorien vertieften Arbeiter gegeben hatte, so erwartete ich darin ein neues socialistisches System zu finden. Kaum aber hatte ich angefangen zu lesen, so fühlte ich, dass mir hier etwas ganz Anderes entgegentrat, als eine blosse Theorie. Ein Feuerstrom lebendiger Empfindungen, leidenschaftliche Schmerzen, brennende Liebe, unerbittliche Logik, beissende Satire, kalte Verachtung, unter der sich ein getäuschter Glaube barg, stoische Entsagung und verzweifelnder Skepticismus — das Alles brauste mir aus diesem Buch entgegen, rief ein tausendstimmiges Echo in meiner Seele wach und beleuchtete mir mit dem erbarmungslosen Lichte der Wahrheit und der zersetzenden Kritik das kürzlich Erlebte in allen Phasen, von der Frühlingshoffnung im Februar und März Achtundvierzig an bis zu den Ereignissen in Wien in der Brigittenau und bis zu dem 2. Dezember zweiundfünfzig und seinem Gefolge von Gemetzel, Kerker und Cayenne. Wie erstaunte ich über diese Spiegelung unserer eigenen zerstörten Ideale und Wünsche, unserer eigenen Hoffnungslosigkeit und Resignation, in

der Seele eines Russen, der, wie er selbst sagte, mit leuchtenden Hoffnungen und seligen Erwartungen nach Europa gekommen war und nun eben daselbst nichts Anderes gefunden hatte, als was er zu Haus geflohen. Wie noch viel mehr erstaunte ich über die Kraft und Kühnheit dieses Denkers, der, anstatt in den Illusionen der Revolution nach so bitteren Enttäuschungen zu verharren, wie die Mehrzahl es that, sich nicht scheute, mit scharfem Schnitt das Messer in die Wunde zu senken, die herben Wahrheiten der geschichtlichen Entwicklung prüfend als Mass auch an unsere fehlgeschlagenen Hoffnungen zu legen, um den Grund des Misslingens ganz ohne Rückhalt, ohne Phrase, zu erkennen. Die Form des Dialogs, in welcher der grösste Theil des Buchs geschrieben ist, erleichterte, indem beide Seiten der Anschauung vertreten wurden, die gründliche Darlegung der Gegensätze in belebtester Weise. Stellen, wie die folgende z. B., zeigten in frappanter Klarheit die enthusiastische Bornirtheit auf der einen und die erbarmungslose Kritik des philosophischen Geistes, der von dem verwundendsten Erkennen nicht zurückbebt, auf der andern Seite:

„— — Der Wissenschaft haben sich immer sehr Wenige hingegeben. Auf dies abstracte Feld gehen nur strenge Geister, die den Beruf dazu in sich fühlen. Wenn Sie den Zusammenhang der höchsten Idee einer Zeit mit den Massen sehen wollen, so müssen Sie sich zu lebendigeren

Sphären wenden, und sollten Sie dort nicht so viel Nüchternheit finden, so treffen Sie doch eine poetische Begeisterung, welche die höchste Wahrheit der Zeit den Menschen in einer andern Form zugänglich macht. Was sagen Sie von der Predigt des Evangeliums? Was für ein energischer Widerhall antwortete auf den Zuruf der zwölf Apostel?"

„— Schade um diese Menschen! sie haben das vollkommenste Fiasko gemacht. — —

„— — Ja und dazu die halbe Welt getauft!

„— — Im Verkauf von vier Jahrhunderten eines hartnäckigen Kampfes und von sechs Jahrhunderten vollständiger Barbarei! Und nach diesen Anstrengungen, die tausend Jahre dauerten, hat sich die Welt so getauft, dass von der Doctrin der Apostel nichts übrig blieb, dass aus dem befreienden Evangelium ein unterjochender Katholicismus und aus einer Religion der Gleichheit und Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie wurde. Die alte Welt bereitete sich, nachdem sie alle ihre Lebenskräfte vergeudet hatte, zum Tode vor; das Christenthum hat sie beerdigt und erschien am Sterbebette als Arzt und Tröster; aber indem es sich der Laune des Kranken fügte, wurde es selbst römisch, barbarisch, kurz Alles was Sie wollen, nur nicht evangelisch. Da sehen Sie einmal die Macht des Gattungslebens, die Macht der Massen. Die Menschen meinen, es reiche hin, eine Wahrheit wie eine mathe-

matisches Theorem zu beweisen, und die Anderen werden sie dann gleich annehmen; es reiche hin, an Etwas zu glauben, und die Anderen werden es auch glauben. Daher rühren die grössten Missverständnisse. Die Einen tragen etwas vor, die Anderen hören ihnen zu, aber verstehen etwas ganz Anderes, denn ihre geistige Entwicklung ist eine ganz andere. Was haben die ersten Christen gepredigt und was blieb im Bewusstsein der Massen? Die Masse begriff alles Unbegreifliche, sie nahm alles Traditionelle, Mystische oder Absurde an. Das Klare, Einfache und Grosse in der Lehre war ihr unzugänglich. So haben die Völker Alles angenommen, was das menschliche Gewissen fesselt und Nichts, was es befreite. Gehcn Sie zu den Zeiten der Revolution über, so werden Sie dasselbe Verhältniss finden. Der hingerissene Theil des Volks hat die Revolution als eine blutige Vergeltung, als Guillotine und Schrecken, betrachtet. Die bittere historische Nothwendigkeit, zu diesem Mittel zu greifen, wurde zum feierlichen Ruf, und zum Worte „fraternité" fügte der Mensch das Wort „ou la mort!" hinzu. Nachdem wir das Alles gesehen haben, müssen wir ein für allemal annehmen, dass es nicht genug war, der römischen Welt das Evangelium anzukündigen, um aus ihr eine demokratische Republik zu machen, wie sie die Apostel sich dachten, nicht genug in zwei Colonnen eine illustrirte Ausgabe der Menschenrechte herauszugeben, um aus einem

Knechte einen freien Menschen zu machen." — Und ferner diese Stelle, die ein Schrei des Schmerzes über die Junitage ist:

„Drei Monate lang hatten die durch das allgemeine Stimmrecht von ganz Frankreich gewählten Menschen nichts gethan. Auf einmal standen sie in ihrer ganzen Grösse auf, um der Welt ein Schauspiel zu geben, das man niemals gesehen hatte: das Schauspiel von achthundert Menschen, die wie ein Missethäter und Wütherich handelten. Das Blut floss in Strömen, und sie fanden kein Wort der Liebe und des Mitleids. Alles Hochherzige, alles Menschliche wurde von ihnen mit einem wilden Schrei der Rache und der Indignation überdeckt, sogar die Stimme des sterbenden Affre konnte diesen polycephalen Caligula, diesen in kupferne Scheidemünzen gewechselten Bourbon nicht rühren. Sie drückten die Nationalgardisten, welche wehrlose Menschen ohne Gericht todtgeschossen hatten, an ihr Herz. Sinard segnete von der Tribüne herab den blutigen Cavaignac — und Cavaignac weinte still verschämt ob dieses Segens, nachdem er die gräulichsten Missethaten vollbracht hatte, um das Vertrauen dieser Advocatenseelen zu rechtfertigen. — Aber das ist ja Alles die Majorität! — Und wo war denn die Minorität? — Der Berg machte sich unsichtbar, die kräftigeren Volkstribunen schwiegen still, im Innern ihrer Seele zufrieden und dankbar darüber, dass man sie nicht erschossen und in feuchte Keller geworfen hatte.

Sie sahen Allem zu, ohne nur den Mund zu öffnen, sahen, wie man die Bürger entwaffnete, wie man die Deportationen decretirte, wie man Menschen ins Gefängniss schleppte für alles Mögliche, unter Anderem dafür: dass sie nicht auf ihre Brüder schiessen wollten (denn man muss wissen, dass der Mord an jenen Tagen zur heiligen Pflicht wurde, und dass derjenige, dessen Hände nicht vom Proletarierblut troffen, dem Bourgeois verdächtig erschien). Die Majorität hatte wenigstens den Muth, sich offen als Missethäter zu zeigen — aber diese armseligen verächtlichen Freunde des Volkes, diese Rhetoren, diese hohlen Herzen! — Nur ein männlicher Schrei des Unwillens, nur eine grosse Indignation hatte den Muth, sich Luft zu machen, aber das war ausserhalb der Mauern der Kammer. Der schwarze Fluch des Greises Lamennais wird als Brandmal auf der Stirn jener entsetzlichen Kannibalen haften bleiben, und noch schwerer auf jenen Schwächlingen, die so frech waren, das Wort Republik auszusprechen, während sie doch vor dessen Sinn kleinlich erbebten.

„Paris! O wie lange glänzte dieser Name als ein leuchtender Stern für die Völker! Wer liebte es nicht, wer huldigte ihm nicht? Aber seine Zeit ist vorbei, man lasse es von der Bühne abtreten. In den Junitagen hat es einen Kampf angefangen, den es selbst nie lösen wird. Paris ist alt geworden und die jungen Phantasien stehen ihm schlecht; entkräftet wie

es ist, braucht es starke Erschütterungen, um wieder aufzuleben; es ist an die Bartholomäusnächte und die Septembertage gewöhnt. Leider aber haben selbst die Gräuel des Juni es nicht wieder belebt. Wie wird denn der alte Vampyr noch das Blut der Gerechtigkeit finden, welches bei der Illumination am 27. Juni die Lämpchen der siegestrunkenen Bourgeoisie widerstrahlten? Armes Paris! Alles, was dir theuer war, wendet sich gegen dich: Du liebtest es, mit Soldaten zu spielen, du hattest dir einen glücklichen Soldaten zum Kaiser ernannt, du hast diesen Missethaten, die man Siege nennt, Beifall zugejauchzt, du hast Triumphbogen und Statuen errichtet, du hast die spiessbürgerliche Figur des kleinen Korporals auf eine Säule gestellt, damit sie die ganze Welt bewundere, du hast fünfundzwanzig Jahre nach seinem Kasernendespotismus die Reliquien des Soldaten zu den Invaliden getragen, und jetzt hofftest du wieder den Anker des Heiles der Freiheit und Gleichheit in dem Soldaten zu finden; du riefst die Horden der verwilderten Afrikaner gegen deine Brüder, um nicht dein Gut mit ihnen zu theilen, und liessest sie von der kalten Hand der Mörder par métier niedermetzeln. — Man lasse also Paris die Folgen seiner Thaten büssen. Es füsilirt ohne Gericht. Das kann nicht ungerächt hingehn; Blut schreit nach Blut, und was wird aus diesem Blut? Wer kann es wissen? Aber möge kommen was da wolle, es ist genug, dass in diesem Brande des

Wahnsinns, des Hasses, der Rache, der Wiedervergeltung und des Haders die Welt untergehn wird, welche den neuen Menschen niederdrückt, welche ihn am Leben hindert, welche die Verwirklichung der Zukunft nicht erlaubt. Ist denn das nicht genug?

„Und deswegen lebe das Chaos und die Extermination! Vive la mort! Platz der Zukunft!"

Dies war geschrieben am 24. Juli 1848, nachdem der Verfasser die blutigen Gräuel der Junitage mit eignen Augen gesehen, und mit seinem scharfen Blick erkannt hatte, was von der französischen Republik zu hoffen war, noch ehe dieselbe durch Besiegung der römischen Schwester sich das unauslöschliche Brandmal aufgedrückt und es bewiesen hatte, dass sie eben nichts Anderes war, als die alte despotische Ordnung der Dinge unter anderem Namen. Aber neben diesen mit dem eignen Herzblut geschriebenen Lava-Ausbrüchen einer feurigen Seele, kamen auch Mittheilungen über jenes ferne Volk im Osten, dass unter seinem, allen anderen Despotismen ähnlichen Despotismus ein eigenthümliches, der europäischen Civilisation fernabliegendes Dasein bewahrt hatte und in seiner „festen Burg", der Commune, stumm und unausgebildet, der Möglichkeit einer zukünftigen Entwicklung entgegen harrte. Es kamen Hindeutungen auf eine Literatur der Opposition gegen das düster-tyrannische Regiment von Petersburg, die nicht

unbedeutend sein konnte und deren Charakter folgendermassen gezeichnet wurde: „Eine bittere Hoffnungslosigkeit und eine bittere Ironie des eignen Geschicks bricht überall durch, sowohl in den Versen Lermontoff's als in Gogol's Hohngelächter, welches, wie er sagt, die Thränen verdeckt."

Als ich Hamburg verliess, hatte mir eine der mir liebsten Schülerinnen der Hochschule das Buch geschenkt, indem sie hineinschrieb: „Ich schenke Ihnen in diesem Buche mein liebstes Eigenthum, weil ich gerne recht lebhaft in Ihrem Andenken leben möchte." — Ich hatte es also mit mir nach England genommen und oft schon beim Wiederlesen dieser feurigen Ergüsse Trost gefunden. Wie freudig musste es mich also berühren, als ich eines Tages bei Kinkels hörte: „Der Russe Alexander Herzen ist in London angekommen!" Ich äusserte meinen lebhaften Wunsch, denselben kennen zu lernen, worauf Kinkel mir sagte, dass nichts leichter sei, da er einen der nächsten Abende zu ihnen kommen werde. Wirklich erhielt ich auch einige Tage darauf die Aufforderung Abends hinzukommen, um Herzen zu begegnen. Ich ging mit grosser Erwartung hin und fand bereits den mit Herzen befreundeten und mit ihm zusammenlebenden General Haug mit Herzens jungem, damals bildschönem Sohne vor. Haugs Namen hatte ich auch schon nennen hören; es war mir lieb, den klugen, vielgereisten Mann kennen zu lernen, dessen

energisches Handeln ihm bereits meine Achtung erworben hatte, und ich freute mich an der grossen Schönheit des Knaben. Endlich trat Herzen selbst ein, eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit schwarzem Haar und Bart, etwas breiten, slavischen Zügen und wunderbar leuchtenden Augen, die mehr als alle anderen Augen, die ich je gesehen, im lebendigen Wechsel der Empfindungen das Innere wiederstrahlten. Er wurde mir vorgestellt, und bald war die lebendigste Unterhaltung im Gange, bei der sich der mir aus dem Buche schon kenntlich gewordene, scharfe, blitzende Geist, durch eine glänzende Dialektik noch hervorgehoben, in bedeutendster Art zeigte. Sonderbarer Weise fand sich fast bei allen Punkten, die das Gespräch berührte, mehr Uebereinstimmung meiner mit seinen Ansichten, als mit denen der übrigen Mitglieder der Gesellschaft, und als uns, nach dem Thee, nach englischer Sitte Wein und die unter dem Namen „sandwich" bekannten Butterbrödchen servirt wurden und man verschiedene Toaste ausbrachte, erhob ich mein Glas gegen Herzen und sagte scherzend: „Die Anarchie!" worauf er lächelnd anstiess und erwiderte: „ce n'est pas moi qui l'ait dit." — Er, sein Sohn und Haug begleiteten mich bis zur Thür meines Hauses, und ich hatte nach diesem Abend das wohlthuende Gefühl, dass eine bedeutende Persönlichkeit in mein Leben eingetreten war, zu der ich mich durchaus harmonisch fühlte.

Eines Flüchtlingshauses habe ich noch zu

gedenken, in dem ich zu jener Zeit viel verkehrte. Es war das Haus des Grafen Oskar Reichenbach, der mit seiner Familie in einem weit abgelegenen, ganz andern Stadtviertel als dem unsern wohnte und daher nur selten in dem Brüning'schen Kreis erschien. Ich war durch Kinkels dort eingeführt, und da ich freundlichst aufgenommen und zu öfterem Kommen eingeladen worden war, mich auch sehr angezogen fühlte, so ging ich so oft hin, als es meine Zeit erlaubte; denn wenn ich nicht wenigstens einen halben Tag dort zuzubringen hatte, so lohnte es nicht der Mühe, die weite Reise im Omnibus, dessen ich mich bediente, da Droschken zu theuer waren, zu machen. Hier war es nun vor Allem der Hausherr, der den anziehenden Mittelpunkt der Häuslichkeit bildete. Graf Reichenbach war der Typus eines nordischen Aristokraten: hoch, schlank, blond, vornehm in Zügen und Haltung, äusserlich kalt und zurückhaltend, sparsam mit Worten, anscheinend öfters hart und gebieterisch. Bei unserer ersten Bekanntschaft machte mich dies zwar imponirende aber etwas starre Wesen fast ungeduldig und stiess mich ab. Man war so gewohnt, mit den Gesinnungsgenossen sich von vornherein auf einem gemeinschaftlichen Boden und durch gemeinschaftliche Interessen verbunden zu fühlen, dass man diese adeligen Barrièren mit einer Art von Unmuth empfand. Aber wie das nordische Eis, wenn es schmilzt, uns den Frühling doppelt schön finden lässt,

so brauchte es für den guten Beobachter nicht lange Zeit, um hinter der kalten Aussenseite eine Fülle der edelsten Eigenschaften zu entdecken, die diesen Mann im wahren Sinn des Worts zum Aristokraten stempelten. Eine ritterlich hochherzige Gesinnung bestimmte sein Urtheil und sein Handeln, wie es denn seine bis zur letzten Consequenz getriebene Ueberzeugungstreue, die ihn in das Exil führte, bewiesen hatte. Er war im praktischen Leben nur als Edelmann zu handeln gewohnt gewesen und hatte für den Betrieb irgend einer Erwerbsthätigkeit, selbst wenn sie nicht in die gemeine Sphäre des Schacherlebens hinunterstieg, wenig Fähigkeit. Aber in den Höhen mathematischer Probleme, grosser kosmischer Gedanken, wissenschaftlicher Naturbetrachtung war er ein Denker, dem an Schärfe und Klarheit wenige gleichkamen. Dabei milderte sich für die, denen er wohlwollte, sein starres Wesen zu einer Herzlichkeit, die doppelt angenehm überraschte, je weniger man sie erwartet hatte. Gegen mich war er immer freundlich, und trotzdem er mich ein wenig einschüchterte, fand ich doch grosse Freude an seiner Unterhaltung. Seine Frau, eine Bürgerliche, erweckte meine innigste Theilnahme durch ihre Güte und die Resignation, mit der sie vielfache Leiden trug, und ich ging gern zu ihr, um sie zu trösten, aufzuheitern und ihren Erzählungen aus der Vergangenheit zuzuhören, in denen sie mir unzählige Züge von dem Edelmuth ihres Gatten berichtete und von

der Arf, wie er, noch vor Beginn seiner politischen Laufbahn, als grosser schlesischer Gutsbesitzer seine adelige Stellung zum Besten der ärmeren Klassen benutzt hatte. Drei noch kleine Kinder vollendeten die Familie, in der häufig auch ein Bruder der Gräfin erschien, einer der seltensten menschlichen Typen, die mir je vorgekommen sind. Wäre er mir in der Kleidung eines indischen Büssers oder eines buddhistischen Priesters erschienen, so würde ich seine Erscheinung ganz natürlich gefunden haben, aber in der modernen Welt der Industrie, der Habsucht und Gewinnsucht einer solchen Selbstlosigkeit und incarnirten Menschenliebe zu begegnen — das war überraschend und fremdartig. Man hatte auch das Seltene einer solchen Gemüthsart nicht anders als durch Wahnsinn zu erklären gewusst und hatte, vor vielen Jahren, den Armen in eine Irrenanstalt gesteckt; aber auch da hatte die Ueberzeugung, dass er wirklich war, was er schien, nämlich: ein u n g e w ö h n l i c h selbstloser, aufopfernd edler Mensch, den Sieg davon getragen. Er lebte seitdem als Hauslehrer in England, hatte immer hervorragende Stellungen in den Familien der englischen Aristokratie, wurde seiner vielfachen gründlichen Kenntnisse und seines tadellosen Charakters wegen hoch geachtet und mit mehr Auszeichnung behandelt als die meisten Lehrer, und hätte auch wahrscheinlich materiell sehr gut für sich sorgen können, wenn er nicht das Gebot des Evangeliums wörtlich genommen

und wirklich Alles was er hatte mit denen, die ärmer waren als er, getheilt hätte. Er erschien öfter im Kreise der Frau von Brüning, so dass ich ihm vielfach begegnete. Er war ein Optimist, wie ich selten einen gesehen, und in allen den ungünstigen Umständen, in denen die meisten Freiheitskämpfer ein Unglück erblickten, ja selbst in dem Wüthen der eingetretenen Reaction, sah er nur die nothwendigen Entwicklungsphasen der Geschichte der Freiheit, deren glorreiche Erfüllung er fortwährend in nächster Nähe glaubte und zu deren Vollziehung er eine neue Incarnation der Zukunfsideen in einer grossen Persönlichkeit erwartete. Er hatte eine ungemein grosse Kenntnis des englischen Lebens und der wahrhaft typisch englischen Verhältnisse, und durch seine Vermittlung verkehrten mehrere der bedeutendsten englischen Persönlichkeiten im Reichenbach'schen Hause. Ich sah dort unter Andern den Schriftsteller Thomas Carlyle und seine Frau, mit welcher letztern besonders ich nachher näher bekannt wurde.

Meine eigentliche Heimath in der Flüchtlingswelt war und blieb aber im Hause von Kinkels. Sie, obgleich sie das Vaterland und die Republik immer im Grund des Herzens trugen und jeden Augenblick bereit waren, wieder Alles dafür aufzuopfern, hatten sich entschlossen und rückhaltlos an die unausgesetzte, oft harte Arbeit um das tägliche Brot begeben, und ihr einfaches, ernstes Leben glich fast in Allem dem, welches sie vor der Revolution an

den Ufern des Rheins geführt hatten, nur dass die heitere Poesie ihrer rebenbekränzten Heimath in den Nebeln von London fehlte. Bei ihnen fühlte ich mich in einer sittlich reinen Luft und fand Theilnahme und Rath für alle meine grossen und kleinen Sorgen.

Viertes Kapitel.

Arbeit und Erfahrungen der Lehrjahre.

Der Aufenthalt bei Mrs. Quickly wurde mir denn doch allmählig unerträglich; meine Stunden mehrten sich und ich bedurfte einer etwas bessern Wohnung, in der ich Besuche empfangen konnte, und die durch eine centralere Lage mir die weiten Wege zu den fernabliegenden Stunden erleichtern würde. Eine junge Hamburgerin, ältere Schwester einer unserer Hochschülerinnen, die Clavier- und Singstunden gab, machte mir den Vorschlag, mit ihr zusammen ein Logis zu nehmen, auf diese Weise billiger und angenehmer zu leben und zugleich Einer an der Andern einen Trost zu verschaffen. Da sie mir sympathisch war und mir als eine ernste, strebsame Natur erschien, so ging ich auf den Vorschlag ein, umsomehr da unsere Interessen nicht miteinander in Collision kamen, wir uns im Gegentheil auch in Betreff der Stunden, Eine die Andere empfehlend, sehr nützlich sein konnten, und da mir die Gesellschaft der jüngern, heitern Gefährtin, besonders an den traurig langen Abenden eines Londoner Winters, tröstlich er-

schien. Ich verliess also Mrs. Quickly und St.-Johns-Wood, und wir zogen in eine hübsche, ziemlich stille Strasse, nahe einem der sogenannten Squares, der mit Rasen, Blumen und Bäumen versehenen Plätze, welche die Steinwüste Londons freundlich beleben und für die daran Wohnenden, namentlich die Kinder, eine Wohlthat sind. Wir hatten ein doppeltes Zimmer zu ebener Erde als gemeinschaftlichen Salon und zwei Schlafzimmer im zweiten Stock, da auch dies Haus, wie mein früheres, nur je zwei Zimmer per Stock enthielt, doch von etwas grösseren Proportionen.

So hatte mein Leben denn, wenngleich noch immer eine sehr bescheidene, doch eine etwas freundlichere Gestalt gewonnen. In unseren Zimmern waren wir doch nun die Herren, und die Wirthin konnte nicht beliebig eindringen; wir konnten uns mit unseren Büchern und Papieren umgeben, und wenn wir ermüdet von den Stunden heimkehrten, so fanden wir ein Zimmer mit einem guten Kaminfeuer, ein Mittagessen mit gesunder, wenn auch höchst einfacher Kost und das Heimathsgefühl, welches gegenseitiges Wohlwollen in unser Zusammenleben brachte. Aber es musste tüchtig gearbeitet werden, um dies dürftige Wohlbehagen zu Stande zu bringen, denn unter zwei Pfund Sterling die Woche liess sich dies Nothwendigste des Lebens nicht bestreiten; dazu kamen noch die Ausgaben für die Kleidung, die nicht vernachlässigt werden durfte, da der Erfolg der

Lehrer zum Theil auch davon abhing; endlich die nothwendigen Fahrgelder der Omnibusse, mitunter auch der Droschken, wenn die Zeit drängte, denn die ungeheuren Entfernungen Londons machen das Gehen von einer Stunde zur andern unmöglich, und selbst das Fahren nimmt so viel Zeit weg, dass es eine anerkannte Sache ist, dass zehn Minuten oder eine Viertelstunde an der Stunde abgerechnet werden müssen. Was es aber heissen will, besonders in der Regen- und Nebelzeit, wenn man kaum einen Schritt weit sehen kann und überall von einer dichten, gelblichen, feuchten, übelriechenden Atmosphäre umgeben ist, durch welche die Sonne nur wie eine in Oel getränkte Papierlaterne hindurchscheint und wobei es oft so düster in den Häusern ist, dass man um Mittagszeit Licht anstecken muss, um arbeiten zu können — was es heissen will, an solchen Tagen von einer Stunde in die andere zu gehen, aus warmen Stuben wieder hinaus in die feuchte Kälte, an den Strassenecken auf die Omnibusse zu warten, in denselben nass und triefend mit anderen nassen und triefenden Wesen zusammengepackt zu sein und oft sich nur mit einem flüchtig zwischen zwei Stunden in einem Bäckerladen eingenommenen magern Frühstück bis zum späten Nachmittag zu begnügen — das kann nur der wissen, der das selbst mit durchgemacht hat. Und doch musste man sich freuen, wenn man recht viele Stunden hatte und vom Morgen bis zum Abend beschäftigt war, denn

das war die Möglichkeit, am Abend die müden Glieder im eignen kleinen Zimmer nach Belieben ausstrecken zu können; das war das Mittel, etwas bei Seite zu legen, um im Sommer, wenn die Stunden nach vollendeter „season" aufhörten, sich an der Meeresküste zu erfrischen; das war endlich die Aussicht, für jene Tage, in denen Alter und Krankheit das Arbeiten nicht mehr gestatten, einen Nothpfennig übrig zu haben, der es erlauben würde, in die Heimath zurückzukehren um daselbet zu sterben. Welche Aufregung war auch stets die Aussicht auf eine neue Stunde! Wie suchte man sich mit Zeit und Entfernung einzurichten, um sie annehmen zu können! Wie unterwarf man sich nothgedrungen, obgleich fast vor sich selbst erröthend. auch jenem Dingen um den Preis, das gerade in den wohlhabendsten Klassen die Engländer sich nicht entblöden, den armen Lehrern gegenüber auszuüben, sowie sie sich auch nicht scheuen, dieselben lange, ja manchmal von einer season zur andern, auf das mühsam verdiente Stundengeld warten zu lassen, während sie Hunderte und Tausende für die Toiletten- und Fest-Ausgaben der Saison verschwenderisch hinwerfen. Glücklich der Lehrer, welchen sein Stern in dieser Beziehung zu den besseren, redlichen Ausnahmen führt, und noch glücklicher der, welcher bei seinen Schülern Fähigkeit, guten Willen und Sympathie findet, und so das sterile Lehren der deutschen Sprache in ein etwas ergiebigeres Feld edleren Unterrichts

verwandeln kann. Die deutsche Sprache gehörte ganz unbestritten zu jeder fashionablen Erziehung, seitdem ein deutscher Prinz der Gemahl der Königin und die deutsche Sprache am Hofe gleichbedeutend mit der englischen geworden war. Aber der Mehrzahl der Lernenden lag es eben nur daran, dem Erforderniss der fashionablen Erziehung nachzukommen, und gering war nur die Anzahl derer, welchen die deutsche Sprache ein Mittel war, um zum Verständniss deutschen Geistes und deutscher Literatur zu gelangen. Ich kann sagen, dass ich wenigstens insofern zu den vom Schicksal begünstigten Lehrern gehörte, als ich mehrere unendlich liebliche, schöne und talentvolle Wesen unter meinen Schülerinnen hatte, zu denen ich nicht nur in dem Verhältniss der bezahlten Lehrerin stand, sondern mit denen sich freundlichere Beziehungen gestalteten, die mich einweihten in ihr Leben, ihre Freuden und Sorgen, und die manches Mal ihre deutsche Arbeit vergassen, um sich Rath bei mir zu holen, Meinungen mit mir zu discutiren, neue, ihrem Lebenskreise fremde Thatsachen von mir zu hören. So hatte ich u. A. eine Schülerin, die Tochter eines Parlamentsmitgliedes, ein Mädchen von sechzehn Jahren, klug, witzig, begierig, über die engen Grenzen ihres conventionellen Lebens hinüber zu schauen in andere, freiere Lebensverhältnisse, aber wenig geneigt, mit Zeitwörtern und Declinationen in eine ernsthafte Beziehung zu treten. Sie hatte fast nie, oder im besten

Fall nur zur Hälfte, die Aufgaben fertig, welche ich ihr von Stunde zu Stunde gab; grammatische Genauigkeit kümmerte sie wenig, und sie wusste sehr bald sowohl Lese- wie Schreibbuch zu beseitigen, um mich mit Fragen aller Art zu bestürmen und mir zu versichern, dass die liebste Stunde, die ich ihr geben könnte, die sei, ihr auf ihre Fragen zu antworten. Sie interessirte sich sehr für Politik und hatte mir bald genug ein Glaubensbekenntniss abgelockt, wonach sie mich nun nur scherzend die rothe Republikanerin nannte und meinte, so weit würde sie nicht gehen, wiewohl sie die liberalen Ansichten ihres Vaters, der zur Manchesterpartei gehörte, theilte. Doch sah ich aus dem Eifer, mit dem sie so oft als möglich zu dem Gegenstand zurückkehrte und aus den Concessionen, die sie zu machen anfing, dass nicht Alles, was ich gesagt hatte, auf dürren Boden gefallen war, und dass das Nachdenken darüber sie mehr beschäftigte, als das Auswendiglernen deutscher Vocabeln. Einmal erzählte sie mir, dass sie singen lerne und das man ihr als erste Regel gesagt habe, sie dürfe kein Gefühl zeigen beim Gesang, das passe sich nicht für ein junges Mädchen, besonders da die meisten Lieder Liebeslieder seien, „aber," fügte sie hinzu, „die Deutschen scheuen sich nicht, Gefühl, ja Leidenschaft zu zeigen, wenn sie singen, das ist also eigentlich sehr unpassend." Als ich ihr nun erwiderte, dass deshalb auch das Meiste, was man in englischen Gesellschaften

von englischen Dilettanten höre, gar kein Gesang sei, da fing sie an zu lachen und rief: „Ich glaube, im Grunde haben Sie Recht, und wenn ich eine Deutsche wäre, so würde ich höchst gefühlvoll singen, so aber — darf ich es nicht . . .“

Unvergesslich werden mir auch drei Schwestern bleiben von sechzehn, fünfzehn und vierzehn Jahren, die man wirklich die drei Grazien nennen konnte, denn, Alles was die Natur an Liebreiz auf menschliche Geschöpfe ausgiessen kann, war ihnen zugetheilt. Die Aelteste schlank, stolz, eine junonische Schönheit, geistvoll und hochstrebend; die Zweite blond, rührend und anmuthig, fast unwiderstehlich lieblich; die Dritte eine neckische Sylphide, mit so viel Schelmerei in den braunen Augen, dass man es den Schwestern gern glaubte, wenn sie fast in jeder Stunde mir Beispiele von den Neckereien des unerschöpflich heitern, witzigen Mädchens erzählten. Alle drei hatten bald eine glühende Freundschaft für mich gefasst, und es gab zu Anfang jeder Stunde einen heftigen Kampf um den Platz neben mir, so dass ich eine Abwechslung in bestimmter Reihenfolge anzuordnen genöthigt war und ebenso auf das Bestimmteste befehlen musste, ihre an mich gerichteten Liebesbetheuerungen in deutscher Sprache vorzubringen, damit der Zweck der Stunden einigermassen erreicht werde, wobei denn freilich oft die seltsamsten und komischsten Redensarten zu Stande kamen. Diese reizenden

Wesen hatten zum Glück eine sehr verständige Mutter, welche an das Naturwüchsige ihrer Kinder nicht mehr Fesseln legte als eine wirklich gute Erziehung es verlangt.

Solche schöne Ausnahmen sind glücklicherweise nicht selten in England, und ihnen verdankt man dann die herrlichen, wahrhaft vollendeten Frauen, deren England mehr als jedes andere Land sich zu rühmen hat.

Aber eben nicht alle Erfahrungen, die ich während meiner mich tief in das häusliche englische Leben blicken lassenden Lehrerinnenlaufbahn machte, waren so liebenswürdiger Natur. Andere zeigten mir im Gegentheil die trostlosen Abgründe, welche Mode, Egoismus, beschränkte und verkehrte Lebensansichten und alle Kehrseiten der Gesellschaft, die man „die gute" nennt, in den bevorzugten Klassen gegraben haben, so dass man mit Recht sagen kann, dass hier Reformen eben so nöthig sind, wie in den unteren Schichten, oder vielmehr einzig nöthig, denn in jenen ist noch das Chaos. Wie manches feurige, jugendliche Sehnen wird in diesen erdrückenden Regeln der fashionablen Erziehung erstickt, wie manches Talent hoffnunglos geknickt, wie manche Blüthe der Menschlichkeit zur steifen Gliederpuppe des „gentleman" und „ladylike" ausgetrocknet, wie manches entwicklungsfähige Gehirn vom trüben, poesielosen Lernen der nothwendig zur Kategorie „gute Erziehung" gehörige Fächer, zur dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles wahre Erkennen getrieben. Hiervon erhielt ich ein Beispiel in den

Stunden, die ich in einer der ersten Familien der hohen englischen Aristokratie gab. Das Studirzimmer war ein grosser Saal, dessen eine Wand ein Flügel einnahm, an welchem einer der Clavierlehrer, die augenblicklich in Mode waren, der ältesten Tochter, einem Mädchen von achtzehn Jahren, finishing lessons (Fertigmachestunden) gab. Solche Stunden kosten eine Guinee und werden daher nur zum letzten Firniss genommen, weil für den Anfang, nach der gewöhnlichen, grundfalschen Annahme, jeder Lehrer gut genug ist. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, an welchem ein alter englischer Lehrer eins der jüngeren Kinder beschäftigte; an der Wand, zunächst dem einen Fenster, befand sich ein Sopha, auf dem eine Untergouvernante sass und eines der anderen Kleinen lesen lernte; gegenüber am andern Fenster war ein Tisch, an dem die deutschen Stunden gegeben wurden. Zwischen den beiden Fenstern auf einem Sopha nahm die Obergouvernante Platz und las, nachdem sie die Runde an den Tischen gemacht und sich überzeugt hatte, dass der von ihr dirigirte Mechanismus des Stundenuhrwerks im gehörigen Gange sei. War keine Clavierstunde, so kam ein Violinlehrer zu einem der Knaben, und alle diese verschiedenen Stunden gingen zu gleicher Zeit vor sich. Zuweilen öffnete sich die Thür und die Dame des Hauses, eine der stolzesten Aristokratinnen der drei vereinigten Königreiche von Grossbritannien, schleppte ihr schwer seidenes Kleid herein, machte ebenfalls die

Runde an den Tischen, grüsste jedoch die Lehrer und Lehrerinnen nicht, sondern richtete nur einige Worte an die Kinder, indem sie fragte: wie die Stunde ginge, ob es sich heute gut lerne u. s. w. Nur den vornehmen Clavierlehrer, den „homme à la mode“, würdigte sie eines auszeichnenden Grusses und einiger freundlichen Worte, danach rauschte sie im Bewusstsein erfüllter Mutterpflichten wieder zur Thüre hinaus. Der vornehme und verwöhnte Clavierlehrer aber stand auf, wenn ihm das unaufhörliche Wiederholen eines Bravourstückes, das für eine Salonaufführung eingeübt werden musste, zu langweilig wurde, wärmte sich am Kamin, ja streckte sich sogar wohl auf dem Sopha aus und blätterte in dem Buch, wenn die Obergouvernante gerade Sopha, Buch und Studirzimmer verlassen hatte. War die Dreiviertelstunde, die er nur zu geben verpflichtet war, um, so verliess der gewissenhafte Lehrer eilig diesen Höllenpfuhl guter Erziehung, in der frohen Gewissheit, wieder eine Guinee gewonnen zu haben.

In der deutschen Zimmerecke sass ich während alledem mit meinen Schülern, die aber nie zusammen ihre Stunde nahmen, sondern einer nach dem andern. Unter ihnen war ein Knabe von neun Jahren, der mir auch wieder ein ganz besonderes Vertrauen schenkte und mir, wenn die Obergouvernante nicht nahe war und Niemand uns hörte, sein kleines Herz aufschloss. Er klagte über die tödtliche Lange-

weile der meisten seiner Stunden, namentlich der Geschichtsstunden. „Ah,“ sagte er, „es interessirt mich gar nicht, immer nur Namen und Zahlen auswendig zu lernen, wann der und der König geboren ist, wann er auf den Thron stieg, wann er starb; weiter sagt man mir nichts in der Geschichtsstunde. Ich möchte viel lieber Zeitungen lesen, da erfahre ich doch, was die Leute denken und thun. Ich möchte gern etwas über Kossuth wissen, den die Ungarn so lieben; mir sagt man, er sei kein guter Mann, weil er sein Volk gegen den Kaiser aufgewiegelt habe. Ist das wahr?“ — Ich sagte ihm, dass das durchaus nicht wahr sei; dass Kossuth nur gewollt habe, dass sein Volk keine ungerechte Unterdrückung leide, sondern dass es sich frei, seinen Anlagen gemäss entwickeln und sich selbst regieren könne, ungefähr wie es das englische Volk thue; ich erklärte ihm auch, dass das Studium der Geschichte einen ganz andern Zweck habe, als bloss Namen und Daten auswendig zu lernen; dass er ganz Recht habe, sich bei dieser Auffassung der Geschichte zu langweilen, dass sie ihm aber ganz anders erscheinen würde, wenn er darin den Anfang der Entwicklung des menschlichen Geistes, den unzerreissbaren Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart kennen lernen, oder die Heroen der Menschheit mit begeistertem Gemüth anschauen würde, um sich an ihrem Beispiel zu stärken zu hohem, menschenwürdigem Handeln. Zum Glück sprach der kluge Knabe schon

ziemlich geläufig Deutsch und ich konnte ihm also all meinen gesetzwidrigen Unterricht in deutscher Sprache geben, welche den Spürohren der französischen Obergouvernante, deren dürrem, französischen Convenienzverstand diese Unterhaltungen als gänzlich ausser dem „reglement" erschienen sein würden, ein verschlossenes Buch war. Mich interessirte der arme wissbegierige Knabe, dessen kindlicher Geist weit über die Sphäre der dürftigen „guten Erziehung" hinausstrebte und ungeduldig mit den Flügeln gegen die Wände des engen Käfigs schlug, in den ihn das „conventionell Wissenswerthe" zwängte. Ich fragte mich oft: Welches von beiden wird in ihm die Oberhand gewinnen? wird er einst im House of Commons (denn er war nicht der älteste Sohn, folglich nicht für das Haus der Lords) sich erinnern, dass ein Volk keine Unterdrückung dulden und dass die Geschichte nicht blos eine Aufzählung von Daten sein sollte, sondern vielmehr die Darstellung jenes riesigen Kampfes der Gewalten, welche in der einzelnen Menschenbrust wie im Völkerleben mit einander um die Herrschaft streiten, und dass es die Aufgabe jedes Einzelnen ist, sei es auch in der bescheidensten Sphäre, das Seine beizutragen, um der idealen Gewalt den Sieg zu verschaffen?

Leider verlor ich ihn zu bald aus den Augen, als dass ich mir ein bestimmteres Prognostikon für seine Zukunft hätte stellen können. Die Obergouvernante kündigte mir nach einiger

Zeit mit erzwungenem, höflichem Bedauern die Stunden unter irgend einem nichtigen Vorwand auf. Ich vermuthete, dass sie einestheils gegen die staatsgefährlichen Unterhaltungen in der deutschen Ecke Verdacht geschöpft, anderntheils aber jedenfalls einen entschiedenen Grund zur Entfernung einer so bedenklichen Lehrerin in folgendem Umstand gefunden habe: Die eine der Töchter, die bei mir Stunden hatte, ein sehr hübsches und ebenfalls begabtes Mädchen, erzählte mir in der deutschen Conversation von ihrem Leben im Sommer auf dem Lande, von ihren Beschäftigungen, von den verschiedenen Mitgliedern ihrer Familie und unter Anderem auch von ihrem Onkel, welcher Deutschland sehr liebe und einen Theil des Jahres immer in Deutschland zubringe. Ich erkundigte mich nach seinem Familiennamen und konnte, als ich denselben hörte, nicht zweifeln, dass dieser Onkel ein und dieselbe Person wäre mit einem jungen Engländer, den ich vor vielen Jahren in jenem deutschen Badeort getroffen hatte, wo ich mit meiner Mutter und Schwester war, und die russische Fürstin kannte, deren Abenteuer ich im ersten Band erzählt habe. Er war dort einer unserer liebsten Bekannten und eifrigsten Tänzer gewesen, und ich besass noch ein Albumblatt, welches er mir damals geschenkt hatte. Auch nach dem Badeaufenthalt, bei einem Zusammentreffen in einer grössern Stadt Deutschlands, hatte er uns häufig besucht. Es fiel mir nun nach dieser Entdeckung auch ein,

an wen mich das junge Mädchen erinnerte — eine Aehnlichkeit, die ich bisher vergebens in meinem Gedächtniss gesucht hatte: sie glich ganz ihrem Onkel, so wie er damals, in frischer Jugend, gewesen war. Ich theilte ihr diese Bemerkung mit, indem ich sagte, dass ich ihren Onkel in Deutschland gekannt habe, ohne jedoch zu erzählen, dass wir daselbst auf dem Fusse gesellschaftlicher Gleichheit gestanden hätten und dass er bei uns aus- und eingegangen sei. Sie schien sehr verwundert und hatte wahrscheinlich der Obergouvernante ihr Erstaunen darüber mitgetheilt; diese aber hatte es für vorsichtiger gehalten, die arme deutsche Lehrerin zu entfernen, die zu bekennen wagte, dass sie den stolzen Pair von England, den Erben eines der ältesten Geschlechter und eines colossalen Vermögens, kenne und dass Kossuth kein schlechter Mann sei. Ich verliess das Haus mit dem aufrichtigen Bedauern, meinem kleinen freiheitsdurstigen Schüler nicht ferner etwas Stillung für sein sehnendes Herz zuführen zu können, aber auch mit einem Lächeln über die Ironie des Schicksals, welches mich gerade in dieses Haus geführt hatte, unter die Augen dieser hochmüthigen Lady, die sich für berechtigt hielt, die Lehrerin ihrer Kinder nicht einmal eines Grusses zu würdigen, während dieselbe Lehrerin, die um ihrer Ueberzeugungen willen jetzt als ein untergeordnetes Wesen vor ihr stand, einst eine ihr ebenbürtige, von ihrem Bruder ausgezeichnete Dame gewesen war und

jetzt ihren im Geiste darbenden Kindern das Manna zu geben vermocht hätte, nach dem sie sich in der Wüste ihres hocharistokratischen Lebens sehnten.

Noch ein solches Studirzimmer, aus einem Hause der Geldaristokratie, will ich erwähnen, von dessen innerem Leben und Treiben ich lange Zeit eine vertraute Zeugin war, und durch welches mir auch die früher erwähnte Abneigung einer jüdischen Dame gegen katholische Gouvernanten erklärt wurde. Es war das Haus einer jener jüdischen Familien, die in London eine wahre Macht bilden und, durch Heirathen und verwandtschaftliche Bande unter einander verbunden, durch ihren colossalen Reichthum unabhängig gemacht, die sie verachtende christliche Welt allmälig zwangen, sie anzuerkennen und ihren siegenden Einzug in das englische Parlament nicht länger zu verhindern. Das Haus, in einer der stillen, vornehmen Strassen gelegen, die sogar durch ein Gitter am Eingang gegen die lärmenden, grossen Handels- und Verbindungsstrassen zwischen City und Westend abgeschlossen sind, wurde, nachdem man, wie an allen englischen Häusern, mit dem Klopfer an die Thür geschlagen hatte, durch gepuderte Bediente in reicher Livree geöffnet. Stand gerade unten die Thür des Esszimmers offen, so sah man im Vorübergehen die Pracht des Silbergeschirres, welches die Tafel zierte; über reiche Teppiche, welche die Treppen deckten, stieg man an den prachtvollen Wohnzimmern

des ersten Stocks vorüber zum zweiten Stock empor, wo sich die Studirstube befand, ein düsteres, nach dem Hof gelegenes, unschön möblirtes, grosses Zimmer, in dem sich die Kindheit und erste Jugend der vier Töchter des Hauses abspann. Die Mädchen waren weder hübsch noch sehr begabt, aber es waren gutmüthige, fleissige und nicht gerade dumme Wesen, die vielleicht sogar einer weiteren Entwicklung fähig gewesen wären, hätte ihre fashionable Erziehung ihnen dazu die Möglichkeit gegeben. So aber sassen sie Tag für Tag unter der Aufsicht einer französischen Gouvernante in der freudlosen, einförmigen Ordnung ihres Lebens, ohne jede andere Verbindung mit der Aussenwelt als einen regelmässig jeden Tag zu derselben Zeit sich vollziehenden Spaziergang in dem nahe gelegenen Park und die Ankunft der Lehrer, die nach dem Schlag der Uhr aus- und eingingen. Sie kannten nichts von den Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen Londons, waren weder in dem britischen Museum noch in der Nationalgalerie gewesen, und hatten keine Ahnung von Musik, ausser den Modestücken, die sie bei ihrem Musiklehrer heruntertrommelten. Aber — sie erhielten die erforderliche standes- oder vielmehr geldgemässe Erziehung! . . . Es wäre auch unmöglich gewesen, den kindlichen Sinn zuweilen auf den goldnen Flügeln der Phantasie in Wald und Flur mit Vögeln und Schmetterlingen umherschweifen zu lassen, oder ihm einen Einblick

zu gewähren in das erhabene Gebiet der Kunst, so dass ihm eine Ahnung von anderen Reichen, als denen der Mode und des Geldes, aufgegangen wäre, denn — die Zeit drängte. Mit sechzehn oder siebzehn Jahren musste die ganze Erziehung beendigt sein, damit die jungen Mädchen als „finished young ladies“ hinausgeführt werden konnten in die Gesellschaft („come-out,“ wie der technische Ausdruck dafür lautet); und oh! zu diesem glücklichen Zeitpunkt sah die freudlos durchlebte Kindheit aus dem engen Studirzimmer mit gespanntem, sehnsuchtsvollem Verlangen hin. Die Gouvernante dieser Mädchen war ein bornirts Geschöpf, die ausser ihren participes présents und passés, welche sie, nach Noël et Chapsal, ihren Schülerinnen gewissenhaft einstudirte, nichts besass als einen glühenden Fanatismus für die katholische Kirche und eine verbissene Verachtung für die jüdischen Herren ihres Schicksals, welche, die auf ewig Unseligen, dennoch durch schnödes Geld die Macht in Händen hatten, sie zu der freudlosen Existenz zu zwingen, die sie in dem düstern Studirzimmer führte. Aber sie rächte sich an ihnen. Erstens ging sie jeden Morgen um sechs Uhr, ehe ihre Amtspflichten begannen, Sommer und Winter, trotz Schnee, Kälte und Regen, in die Messe, um als getreue Tochter der Kirche sich einen Ehrenplatz zu verdienen im Paradiese des allein seligmachenden Gottes, aus welchem dessen unächter Rival Jehovah und seine Anhänger, trotz ihrer goldenen Macht auf Erden, in Ewig-

keit ausgeschlossen sind. Dann aber arbeitete sie auch eifrig und mit grosser Schlauheit daran, aus ihren Zöglingen Proselyten zu machen. Sie stickte fast den ganzen Tag, während sie den Stunden der Mädchen bei andern Lehrern beiwohnte, an Messgewändern, Stolen und Altardecken für ihre Kirche, für ihren französischen Abbé u. s. w.; sie war geradezu Künstlerin in diesen Arbeiten, und indem sie die einzige Leidenschaft ihres Wesens darauf richtete, schuf sie wirklich Bewundernswerthes, auf dessen prachtvolle Ausstattung gewiss ein grosser Theil des den Juden in der Schmach der Dienstbarkeit abgewonnenen Geldes hinging. Die Mädchen schauten aus ihrer nüchternen Existenz heraus auf diese Prachtwerke mit einer Art Begeisterung, und dabei schilderte ihnen die Gouvernante die Wunderwelt der katholischen Kirche mit so glühenden, verführerischen Farben, dass sie ganz verwirrt wurden, und dass sich besonders in der Aeltesten, die am meisten Phantasie hatte, entschieden ein Verlangen regte, zu jenem Glauben überzutreten, der mit seinen kerzenerhellten, weihrauchdurchdufteten Tempeln, mit seinen liebenswürdigen Abbés und geschmückten Priestern, allzu verlockend abstach gegen das öde Studirzimmer und den alten Rabbiner, der sie Hebräisch lehrte. Ich durchschaute dieses ganze Treiben sehr wohl, da ich dreimal wöchentlich am Nachmittag für zwei Stunden hinging und mich auch hier wieder des allgemeinen Vertrauens erfreute, so dass

die Kinder es sich wenigstens einmal die Woche als grösste Gunst von der Mama erbaten, mich zum Abendbrod einladen zu dürfen, das gleich nach Beendigung unserer Stunde eingenommen wurde. Dies bestand gewöhnlich nur aus Thee, Brot und Butter. Wenn ich aber da war, so machten die Gouvernante und die ältesten Mädchen eine Verschwörung und schickten eine der Kleinen ab, um den dienstthuenden Bedienten (der den Thee hinaufzubringen hatte, denn auch der wurde im Studirzimmer genommen) mit Bitten zu bestechen, damit er uns noch ein Stück Käse, oder etwas Brunnenkresse, oder eine derartige kostbare Zuthat zur Verherrlichung des Thees gebe. Während wir nun bei diesem mehr als einfachen Abendmahl sassen, rauschte gewöhnlich die Mutter, eine noch jugendlich hübsche Frau, herein in glänzender Toilette, Blumen im Haar und Brillantschmuck auf dem blossen Hals und den Armen, küsste ein jedes der Mädchen, indem sie dabei, ohne die Antwort abzuwarten, sagte: „How are you, dear?“ richtete ein paar freundliche Worte an „Fräulein“ — und „mademoiselle,“ die mit der unterwürfigsten Miene von der Welt antwortete, hinter der ich, die ich sie besser kannte, aber den ganzen tiefen Hass der dienenden Katholikin gegen die herrschende Jüdin sah — und rauschte dann wieder hinaus, die Treppe hinab in den Wagen, neben dem der betresste und gepuderte Bediente harrte, um der Dame, da die Hand der Geldaristo-

kratin so wenig wie die der Geburtsaristokratin die gemeine Hand des Dieners berühren durfte, den schönen Stock vorzuhalten, auf den sie beim Einsteigen die mit dem Glacéhandschuh bedeckte Hand legte. Die Gouvernante und die Kinder aber begleiteten das Weggehen der Mutter mit einem vielsagenden Lächeln, und wenn ich sie fragte, ob sie nicht zuweilen die Abende mit der Mutter zubrächten, so erwiderten sie spottend, dass ich doch so etwas nicht denken möge; Mama könne keinen Abend zu Hause bleiben, ausser wenn Diner und Gesellschaft im Hause sei. Das fürchteten die armen Wesen aber noch mehr als die Einsamkeit, denn dann mussten sie wenigstens eine Stunde lang unter der Hand des Friseurs und der Kammerjungfer bleiben, um endlich, steif aufgeputzt, unter Führung der Gouvernante, für zehn Minuten beim Nachtisch im Esszimmer, oder im drawingroom, zu erscheinen und mit den gewöhnlichen Redensarten über Wachsthum, Alter u. s. w. behelligt zu werden. Dann zogen sie sich wieder in ihr Erziehungslaboratorium zurück, wo sie mit chemischen Lernexperimenten präparirt wurden, um aus natürlichen, einfachen, heiteren Wesen eben solche vergnügungssüchtige zerstreute, äusserliche Geschöpfe zu werden, wie ihre Mutter und die meisten Frauen ihrer Welt es waren.

Doch genug dieser Beispiele aus der Privaterziehung, welche, die schlechten bei Weitem mehr noch als die guten, nicht etwa vereinzelt

dastanden, sondern für ganze Gesellschaftsschichten als charakteristisch angesehen werden konnten. Nur eines Mitglieds dieser Erziehung will ich noch eingehender erwähnen: der Gouvernante nämlich, deren Stellung ich bei diesem häufigen Verkehr so recht gründlich kennen lernte, wobei ich einsah, wie Recht ich gehabt hatte, vor diesem Beruf zurückzuschaudern.

Die Stellung der Gouvernante ist eine trostlose. Sie ist eine Art Polyp, ein Uebergangsgeschöpf zwischen Thier und Pflanze, d. h. zwischen Herrschaft und Dienerschaft. Sie wird von oben herab schlecht behandelt, mit einer empörenden Herablassung, und sie wird ebensowohl von unten herauf schlecht behandelt, denn die Diener gehorchen ihr unwillig, und das Oberhaupt der Dienerschaft, eine furchtbar absolute Majestät in ihrem Gebiet, die „upper nurse" (oberste Kinderwärterin), die meist alt ist, oft schon zweien Generationen in der Familie gedient hat und in der „nursery" (der Kinderstube) allmächtig herrscht, thut Alles, was in ihren Kräften steht, um die Gouvernante, welche die Kinder aus ihren Händen empfängt, zu ärgern. Das unglückliche Wesen ist auf das Studirzimmer angewiesen, wo sie mit ihren Zöglingen ihr Leben verbringt. Meistentheils verlangt man von ihr alle möglichen Kenntnisse, d. h. allen möglichen Unterricht in den Dingen, die zur Erziehung gehören, nämlich: moderne Sprachen, Musik, Zeichnen, Geschichte (in der oben erwähnten Weise), Geographie, Handarbeiten u. s. w. Wie

sie denselben giebt, ist Nebensache. Wenn aber auch noch Lehrer für die verschiedenen Zweige des Unterrichts genommen werden, so darf sie doch mit keinem Schritt aus dem Studirzimmer weichen, da es gegen den Anstand wäre, die jungen Mädchen mit Lehrern allein zu lassen. Ein regelmässiger Spaziergang unterbricht die Einförmigkeit des Tages. Um 1 Uhr ist das Mittagessen der Kinder und das ihre, dem die Mutter meist beiwohnt, für die es das zweite Frühstück ist. Dann hat sie weiter nichts mehr von Nahrung zu erwarten als den Thee mit Brot und Butter um 6 Uhr. In die Zimmer der Herrschaft kommt die Gouvernante nie, ausser zehn Minuten Abends, nach dem Mittagsessen, wo sie den Eltern die Kinder vorzuführen hat, oder auf ausdrückliche Einladung, wenn sie aufgefordert wird, den Abend im „drawing-room" zu verbringen, wozu sie dann Toilette machen, d. h. in ausgeschnittenem seidenen Kleid erscheinen muss. Kann sie Clavier spielen und singen, so wird sie als willkommnes Werkzeug benutzt, die Langeweile des Abends zu verscheuchen, und steigt besonders auf dem Lande, wo weniger Zerstreuung ist, im Preise. Der späte Abend auf ihrem einsamen, oft sehr unschönen, im Winter meist kalten Zimmer ist die einzige freie Zeit, die ihr bleibt; aber dann ist sie gewöhnlich zu abgestumpft von dem ermüdenden Tag, um noch viel für sich thun zu können. Auch der Sonntag gehört ihr nicht, denn sie muss mit

ihren Zöglingen ein oder zwei Mal in die Kirche und muss überhaupt die Sonntagsprocedur der frommen Langeweile mitmachen. Nur wenn zufällig die Kinder einmal für einige Stunden mit den Eltern sind, hat sie Zeit etwas für sich zu thun oder, wenn sie Freunde hat, dieselben zu besuchen.

Es versteht sich von selbst, dass auch hier wie überall ehrenvolle Ausnahmen stattfinden; dass es Eltern giebt, welche die Leute, denen sie, so zu sagen, das ganze geistige und leibliche Wohl ihrer Kinder anvertrauen, als nahestehende Freunde und Rathgeber betrachten und daher suchen, ihnen eine edlere Stellung einzuräumen. Im eignen Hause gelingt dies natürlich; aber was die gesellschaftliche Stellung anbetrifft, so misslingt es immer auch bei dem besten Willen. Ich kannte ein Beispiel, wo eine hochstehende, über Vorurtheile erhabene, edeldenkende Dame sich eifrig bemühte, die Erzieherin ihrer Kinder, die durch Bildung und vortreffliche Eigenschaften die Ebenbürtige der besten Gesellschaft war, eine angemessene Stellung in ihren Kreisen zu verschaffen. Unmöglich! Die Leute zuckten die Achseln und sagten: „Madame N . . . will, dass wir eine Freundin aus der Person machen — das geht nun einmal nicht, sie ist und bleibt doch nur eine Gouvernante.“

Eine andere sehr ausgezeichnete Person, eine Engländerin obenein, welche Gouvernante gewesen war, erzählte mir, wie sie persönlich in einem höchst glücklichen Verhältniss zu der

Familie ihrer Zöglinge gestanden habe, und dass es derselben auch gelungen sei, ihr den Weg in ihre Gesellschaft zu erzwingen; man habe sie mitgebeten in Häuser, wo die eignen Gouvernanten nicht erschienen; aber sie habe sich nie wohl dabei gefühlt, sondern immer die unangenehme Empfindung gehabt, dass es nur um der Familie willen, bei der sie war, geschähe.

Zwischen den verschiedenartigen Erscheinungen dieser Welt verfloss nun mein Leben. Ich war befriedigt, wie der Taglöhner befriedigt ist, wenn er die Lastarbeit des Tages vollbracht hat, die ihm Brot gewährt. Aber in meinem Innern war tiefe Grabesstille; kein Wunsch, kein Hoffen, keine Begeisterung mehr. Ich nahm die Tage wie sie kamen, ohne mehr von ihnen zu verlangen als sie geben konnten. Nach Deutschland sehnte ich mich nicht zurück: zu viele Gräber des persönlichen wie des öffentlichen Lebens starrten mir dort entgegen. Was konnte mich nach einem Lande zurückziehen, von dem mir eine geistreiche Freundin schrieb:

„Der Zeitgeist? — was ist denn jetzt der Zeitgeist? Ich begreife gar nicht, wie manche Radicale ihre Partei für so reich halten können. Der Zeitgeist im Katholicismus sind die Jesuiten, im Protestantismus ist es die innere Mission, bei den Freidenkern der Glaube an den thierischen Magnetismus. Die haben Alle weit mehr Anhänger als wir; die machen den Zeitgeist,

und wenn man Andern glaubt und auf sie hofft, so täuscht man sich."

In England fühlte ich mich wenigstens inmitten der Strömungen eines grossen, politisch freien Lebens, und wusste, dass kein Polizeidirektor Macht hatte, mich über meine persönlichen Anschauungen zu verhören, wenn ich nichts that, was gegen die Gesetze der öffentlichen Sicherheit und des Eigenthums verstiess. Die unbedingte persönliche Freiheit, die sogar den Verbrecher innerhalb seiner eignen vier Wände schützt, flösste mir eine grosse Achtung ein. Ein solcher Zustand der Dinge giebt dem Leben einen Hintergrund von Ruhe, der nothwendig ist zur Entwicklung einer menschlich würdig organisirten Gesellschaft. Freilich erfuhr ich, was ich schon an mehreren Beispielen gezeigt habe, mit Trauer, wie im ewigen Spiel der Gegensätze der Mensch sich selbst beschränkt, nicht im Sinne des reinen Masses, welches die Ausgleichung der Gegensätze auf der edelsten und letzten Stufe der Entwicklung ist, sondern im Sinne der willkürlichen, verdummenden Schranke. Gegenüber der grossen politischen Freiheit stand eben überall die sociale Beschränkung und die conventionelle Thorheit. Tausendfache Gelegenheit hatte ich zu bemerken, wie z. B. das religiöse Leben nicht ein tiefer, das Leben heiligender Glaube, sondern einfach eine jener Formeln war, die zum Begriff „respectable" sowohl in der Gesellschaft wie im Familienleben gehören. Nichts beweist

dies besser als die wahrhaft empörende Art der Heilighaltung des Sonntags, welche gerade eine Nichtheilighaltung ist, indem man der gröbsten Langeweile, der nüchternsten Stimmung Thür und Thore öffnet. Ich befand mich am Sonntag in englischen Häusern, wo die Herren sich aus einem Lehnstuhl in den andern warfen und mit entsetzlichem Gähnen den öden Zustand ihres Innern kundgaben; wo die Kinder in trostloser Freudlosigkeit umherschlichen, weil sie weder spielen noch irgend ein Unterhaltungsbuch, nicht einmal Grimm's Märchen lesen durften; wo der ganze geistige Genuss des Hauses in sogenannter „sacred music" bestand, welche eine junge „Miss" auf dem Clavier ableierte, oder noch schlimmer, absang. Ein junges Mädchen sprach sich einmal gegen mich in harten Worten über die Deutschen aus, die am Sonntag Theater und Concerte besuchten. Ich fragte, ob sie, wenn sie ihr Gewissen streng untersuchte, in Wahrheit sagen könnte, dass sie in der Stille ihres Sonntags heiligere Gefühle, erhebendere Gedanken finde, kurz, dass sie sich als ein besserer Mensch fühle, wie bei Anhörung einer Beethoven'schen Symphonie, oder eines Shakespeare'schen Drama's oder sonst einer edlen Kunstschöpfung. Sie gestand verlegen ein, dass sie dies nicht sagen könne, fügte aber doch den logischen Schluss hinzu: dass es demungeachtet von den Deutschen sehr schlecht sei, die Sonntagsfeier so wenig zu beachten. Eine andere Dame, eine gebildete

und freisinnige Person, forderte mich einmal auf, mit ihr nach „Temple-Church" zu gehen, einer der ältesten und schönsten Kirchen Londons in der City, zu dem grossen Häusercomplex von Templebar gehörig, wo die englische Justiz ihren Sitz hat. Die Musik von Temple-Church ist berühmt, und ich hatte den Wunsch geäussert sie zu hören. Ich ging also mit meiner Hausgenossin und jener Dame hin und sass zwischen den Beiden. Während der Predigt hatte ich alle Mühe, mich des Schlafs zu erwehren, kämpfte aber doch, um der Schicklichkeit willen, mit Anstrengung dagegen an. Wie erstaunt war ich aber, als ich einen Seitenblick auf meine Nachbarin rechts warf und sah, dass sie fest schlief, dann links blickte und dort dasselbe wahrnahm. Ich schaute nach den anderen Menschen und sah mehr als eine Person in das Nirwana der Andacht entrückt. Als wir die Kirche verliessen, fragte ich die Engländerin, die sehr humoristisch war, ob sie gut geschlafen habe. „Ja," sagte sie lachend, „es hat mir so gut gethan." — „Warum gehn Sie denn aber hin?" sagte ich. — „Ach, meine Liebe, was wollen Sie? es muss nun mal so sein am Sonntag." —

Noch schlimmer aber als für die gebildeten Klassen ist diese stumpfe Sonntagsbeschränkung für das Volk. Es fing eben damals der grosse Streit an, ob man dem Volke den Zutritt zu den Museen, dem Krystallpalast und ähnlichen Anstalten am Sonntag gestatten solle. Die Frage wurde im Parlament verhandelt und abschlägig

entschieden. Man fürchtete, die Kirchen würden dann leer bleiben und die Moralität würde leiden, wenn das Volk anfangen würde, heidnische Götterbilder, Kunstwerke und Naturmerkwürdigkeiten dem Besuch der Kirchen vorzuziehen. Wenigstens konnte man nur so allein sich diese Entscheidung erklären. Die Kirchen und die Wirthshäuser blieben die einzigen öffentlichen Lokale, die am Sonntag offen waren. Die Kirche war gut für ein paar Morgenstunden, aber den Nachmittag und Abend? Da blieb eben nur das Bierhaus als Zuflucht für den von der Last der groben Arbeit zusammengedrückten Arbeiter und Proletarier, dem keine Bildung und Gewohnheit geistiger Beschäftigungen die Mussestunden des Sonntags verschönen konnte und keine anlockende, freundliche Häuslichkeit die Ruhe am eigenen Herd zur besten Erholung nach den anstrengenden Wochentagen machte. Auch war es dann so: dass die Bierhäuser übervoll waren und dass der heilig gehaltene Sonntag nur zu viel durch den unheiligen Anblick von betrunkenen Männern und, was noch schrecklicher war, Frauen, entweiht wurde; aber nicht nur das, sondern beim mächtigen Locken der Versuchung, welcher man sie gewaltsam in die Arme trieb, ging der mühsam erworbene Wochenlohn der Arbeiter darauf, und die Kinder daheim blieben ohne Brot und die Stunden der Noth in der Zukunft ohne den Sparpfennig, der sie hätte erleichtern können. Die rohe, thierische Natur der Halbmenschen

aber wurde immer roher, immer thierischer durch die entwürdigende Leidenschaft des Trunkes, die in ihrem Gefolge nur zu häufig den Mord und zwar in schaudererregender, brutaler Weise hatte.

Wir verabredeten einmal im Kreise der Frau von Brüning, einen Gang durch die Strassen zu machen, wo am Sonnabend Abend die Proletarier ihre Einkäufe für den Sonntag zu machen pflegen. Es war dies wirklich kein kleines Unternehmen, und nur in Gesellschaft von mehreren, mit guten Stöcken bewaffneten Herren und mit Zurücklassung von Uhren, Ketten, Börsen und sonst leicht entwendbaren Dingen zu bewerkstelligen. So zogen wir eines Sonnabend Abends aus, jede Dame am Arme eines Herrn und noch einige Herren als Schutzmannschaft hinterher. Man brauchte nicht gar weit zu suchen: oft an der Rückseite von Palästen, die eine grosse schöne Strasse zieren, fand man eine enge Gasse, in der zerlumpte Frauen und halbnackte Kinder im Schmutz vor den elenden Wohnungen sassen und mit widrigen Manieren, ja oft mit unsaubern Worten und Gebärden, den wohlhabenden Eindringling bestürmten und ihn um ein Almosen förmlich anschrien, immer bereit, es sich mit geschickter Hand selbst aus dessen Taschen zu erobern, im Fall seine Bereitwilligkeit nicht gross genug gefunden würde. Wir sahen die Nachtscenen, wie nur Dante sie in seinem Inferno geschildert hat. Aus den düstern Nebeln der eben erwähnten Gassen, in

denen die elenden Gestalten wie bleiche Schatten verstorbener Sünder aus dem Boden stiegen, traten wir in andere, von Gasflammen, die frei im Winde flatterten, mit einem unheimlichen, höllischen Licht erleuchtet, in deren Glanz das rothe, blutige, in den Fleischerläden aufgehängte Fleisch widrig barbarisch sich hervorhob, während Käse, halbfaule oder getrocknete Seefische und Aehnliches die Luft mit entsetzlichen Dünsten füllten. Hier wogte und drängte, mit Geschrei, mit lautem keifendem Handeln und Feilbieten, eine furchtbare Menge, die wie den Schlünden unterirdischer Werkstätten von Kobolden entstiegen aussah: entmenschte Wesen, entweder durch das Elend oder durch das Laster bis zur Fratze des Ebenbildes Gottes entstellt. Vom Schein der Gasflamme grauenhaft beleuchtet, kauften sie das traurige Prachtmahl des Sonntags ein, auf das wohl schon die ganze Woche hindurch die hungrigen Kinder sich gefreut hatten. Mit welchem Hass, mit welcher Verachtung, oder mit welch höhnischer Gleichgültigkeit starrten sie uns an — uns, die ihrer Welt Fremden, die nichts gemein hatten mit ihren Freuden und Leiden, welche die Neugierde herführte, um die martervollste Wirklichkeit sich wie ein Schauspiel anzusehen! Wie tief fühlte ich das ganze Verdammungsurtheil, das aus diesen rothberänderten, unheimlich glühenden oder halb erloschenen, tief eingesunkenen, in düsterer Hoffnungslosigkeit starrenden Augen uns entgegen blickte! Ja ich vergab ihnen die Schimpf-

und Schandwörter, die sie uns hier und da zuriefen, denn was hiess es anders als: „Ihr seid es, die ihr uns verdammt habt in die Hölle, ihr, die uns zu Dämonen macht, ihr, die uns ausschliesst vom Licht des Tages, vom freudigen Strahl des Sonnenlichts, des beglückenden: die uns hinbannt in die verpestete Luft unsauberer Grüfte, während ihr, Olympier, auf heiteren Höhen ein unbewölktes Dasein führt. Was kommt ihr hierher uns zu stören? Hebt euch hinweg von den scheusslichen Orgien der Armuth und des Elends, lasst uns den dumpfen Rausch unseres gin und brandy, der uns wenigstens für Augenblicke Vergessen bringt, wenn er auch oft zum Morde führt. Was kümmerts uns, am Galgen zu enden? Es ist noch besser als in langsamer Qual des Hungers mit Frau und Kindern zu sterben. Hinweg! weil ihr nicht gekommen seid uns zu erlösen, weil ihr nicht mit freigebiger Hand die Nacht, die uns umgiebt, zerstreuen und uns zu einer menschenwürdigeren Existenz führen wollt! Rührt nicht an die Verzweiflung, die sich selbst betäubt — sie könnte sich einmal gewaltig gegen euch erheben und dann wehe euch!" Alles das und noch mehr sprach mir aus diesen entsetzlichen Nachtscenen, und ich kam heim mit einem Weh im Herzen, das mich lange keine Ruhe wieder finden liess.

Eine Abendunterhaltung erfreulicher Art unterbrach die Einförmigkeit meines Lebens. Es war dies eine Reihe von Vorlesungen über

Kunstgeschichte, welche Kinkel im Saale der Londoner Universität hielt. Schon damals fing Kinkel an, ausser den Stunden, die er gab, auch zuweilen Abendvorlesungen zu halten, was seine Stellung bald zu einer andern als der eines gewöhnlichen Lehrers machte, da wohl in keinem Lande das sogenannte „lecturing“ so in der Mode ist wie in England, wo es sogar zu einer Specialität geworden ist, welche die einzige Beschäftigung mancher Leute bildet, die dann dieselbe Reihe von Vorlesungen, oder eben auch nur eine einzige, sei es über Politik, über wissenschaftliche oder über literarische Gegenstände, an mehreren Orten hintereinander halten, wozu ihnen die Leichtigkeit des Verkehrs vermittelst der Eisenbahnen in England allen Vorschub leistet. Die Vorlesungen Kinkels hatten in dem Amphitheater der Universität eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft versammelt. Nach der letzten Vorlesung erging sich das Publikum in den anstossenden Sälen, die freigebig geöffnet waren, um die daselbst aufgestellte grosse, prächtige Flaxman'sche Kunstsammlung zu betrachten und durch die Anschauung an das eben Gehörte anzuknüpfen. Ich stand mit Kinkel, seiner Frau und anderen Bekannten zusammen im Gespräch, als Herzen, der den Vorlesungen mit Haug und seinem Sohne beigewohnt hatte, herzutrat, eine englische Dame, die er am Arm führte, verliess und sich, geläufig deutsch redend, in unser Gespräch mischte. Ich hatte ihn seit jenem

ersten Abend bei Kinkels nicht wieder gesprochen und freute mich, dass er sich zu mir wie zu einer alten Bekannten wendete und mir einige geistvolle Bemerkungen über das Gehörte und Gesehene mittheilte, welche verriethen, wie sein feuriger Geist auch auf anderen Gebieten als dem der Politik scharf beobachtete, warm empfand und treffend urtheilte. Ich wusste sonst zu der Zeit von ihm nichts Anderes, als dass er in einem kleinen Hause, nahe bei Primrose Hill, in einer der grünen, freieren Gegenden der Londoner Wüste, dicht am Regents Park, wohnte und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. In dem Flüchtlingskreise der Frau von Brüning war er nur einmal gewesen und dann nie wiedergekommen. Sie war keine Natur, die ihn anziehen konnte. Ihr Champagnerschaum von Enthusiasmus, der immer mehr den Persönlichkeiten als den Ideen und Dingen galt, musste seinem durchdringenden Blick fade erscheinen, und dann fand er wahrscheinlich bald genug heraus, dass sie, trotz des demokratischen Fanatismus, zu dem sie sich bekannte, doch im Grunde vollkommen die russische Aristokratin geblieben war, nicht sehr weit entfernt von dem, was mir in früheren Tagen eine hochgeborne Russin als Inhalt des russischen Frauenlebens angegeben hatte: „Nous sommes élevées pour plaire."

In den Kreisen, in denen Herzen verkehrte, in den englischen Häusern nämlich, welche sich besonders der flüchtigen italienischen Demo-

kratie erschlossen hatten, war ich zu der Zeit nicht bekannt; dagegen eröffnete sich mir ein anderer Kreis der Emigration, der sich mir durch eine wieder angeknüpfte Bekanntschaft, die ich auf die seltsamste Art gemacht hatte, erschloss. Der Leser erinnert sich vielleicht der Begegnung, welche ich im Eisenbahnwagen auf der Fahrt nach Ostende mit einer jungen Frau hatte, die, auf der Reise nach England begriffen, mir den lebhaften Antheil verrieth, den sie an den Geschicken Ungarns nahm, das eben damals dem Nachbardienst, den Russland Oesterreich leistete, erlegen war. Ich suchte sie schon einige Zeit nach meiner Ankunft in England auf und fand sie mit ihrem Gatten, Franz Pulsky, als den eigentlichen Mittelpunkt der ungarischen Emigration, die zu der Zeit sehr zahlreich in England vertreten war. Ihre drei kleinen Söhne, die sie in Ungarn hatte zurücklassen müssen, waren ihr durch einen treu ergebenen Freund allen Gefahren zum Trotz nachgebracht worden. Sie hatte nun bereits mit dem grossen organisatorischen Talent, das sie besass, eine, wenn auch für sie, die in ästhetischem Luxus Aufgewachsene und Verwöhnte, höchst bescheidene, aber wohnliche Häuslichkeit gegründet, die zugleich eine Heimath für die Heimathlosen, daheim dem Kerker und Galgen Entflohenen, geworden war.

Sie nahm mich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit auf, erinnerte sich sehr wohl unserer eigenthümlichen ersten Bekanntschaft

und lud mich ein, oft zu kommen. Die Sympathie, die mir ihr tief durchbildetes, zartes und doch so energisches Wesen einflösste, schien bei ihr ein Echo zu finden, und es vereinte uns fast vom ersten Augenblick an eine gegenseitige Neigung, die sich zu einer festen, durch alles Schwanken der Verhältnisse hindurch unverändert gebliebenen Freundschaft ausbildete.

Therese Pulsky war neben Johanna Kinkel die bedeutendste Frau der Emigration. Aber beider Jugend hatte sich in so verschiedenen Verhältnissen bewegt, dass dadurch die Verschiedenheit der Naturen zum völligsten Contrast, den man sehen kann, geworden war. Nur in einem glichen sie sich: in der Energie, mit der sie den Schlägen des Schicksals trotzten, und in der unermüdlichen Thatkraft, durch die sie sich über die Ungunst der Verhältnisse erhoben und denselben den Stempel ihres Wesens aufdrückten. Während aber in Johanna frühe Noth und dunkler Kampf eine Festigkeit entwickelt hatten, die zuweilen an Härte streifte, während ihr angeborner köstlicher Humor, durch das Leben gereizt, oft den Charakter beissender Ironie annahm und die Häufung bitterer Täuschungen einen Hang zum Argwohn in ihr genährt hatte, war in Therese Pulskys liebenswürdiger Natur durch eine ungetrübte, auf das Anmuthigste verlebte Jugend, eine solche Harmonie von Ernst und Heiterkeit, von Festigkeit und Milde, von ungewöhnlicher

intellectueller und künstlerischer Bildung entstanden, dass man die feine zierliche Erscheinung wohl zu den seltensten ihres Geschlechtes rechnen konnte. Sie war die einzige Tochter eines reichen Wiener Bankiers, hatte unter der Leitung ihrer geistreichen Mutter eine äusserst sorgfältige Erziehung erhalten und ihre Jugend in den höchsten ästhetischen Genüssen, wie nur Bildung und Reichthum zusammen sie gewähren können, verlebt. Nach Neigung vermählt, hatte sie ihrem neuen Vaterland, Ungarn, ein warmes Herz entgegengetragen, und als die politischen Stürme über dasselbe hereinbrausten, hatte sie sich muthig auf die Seite der Patrioten gestellt, bis sie, beim Falle Ungarns, ihrem Gemahl nach England folgte. Die österreichische Regierung confiscirte nicht nur das Vermögen Pulskys, sondern auch das seiner Gattin, wozu sie auch nicht einmal den Schein des Rechts hatte, und die an Luxus und Ueberfluss Gewöhnten fanden sich nun im Exil — mit sehr beschränkten Mitteln, mit einer jungen Familie und mit unendlichen Ansprüchen, die von allen Seiten an sie gemacht wurden. Muthig und energisch ordnete Therese sofort ihr Leben, gab sich literarischen Arbeiten hin, übernahm fast allein den Unterricht ihrer Kinder, cultivirte, namentlich im Interesse ihres Vaterlands, die höhere englische Gesellschaft, betheiligte sich fortwährend an der politischen Agitation, die in den ersten Jahren noch eifrig betrieben wurde,

war die Ratherin und Helferin der emigrirten Ungarn, und versammelte bei alledem häufig im eigenen Hause einen durch vielfache Interessen belebten Kreis. Dort sah ich zum ersten Male Kossuth, den bei seiner Ankunft in England so hoch Gefeierten. Er nahm im Kreise der ungarischen Emigration damals noch fast die Stelle eines Herrschers ein, und man umgab ihn mit einer Art von Hofceremoniell. Das erste Mal, als ich einer Einladung zu einer Abendgesellschaft bei Pulskys folgte, fand ich einen zahlreichen Kreis, der zum grössten Theil aus Ungarn bestand. Plötzlich, nachdem Alles versammelt war, erscholl der Ruf: „The governor," worauf sich die Gesellschaft alsbald auseinandertheilte und zu beiden Seiten des Zimmers aufstellte. Nun öffnete sich die Thüre, und herein schritt Kossuth mit einer gewissen Feierlichkeit, neben ihm seine Gattin, hinter ihm seine kleinen Söhne und ein paar Herren gleich dienstthuenden Adjutanten. Er trug den ungarischen Schnürenrock und sein bedeutendes Gesicht, von dem schon etwas ergrauenden Vollbart umrahmt, hatte den Ausdruck des Ernstes und der Würde. Er grüsste nach beiden Seiten mit Herablassung und liess sich dann mit den Bevorzugten in ein Gespräch ein. Mir erweckte er zunächst kein anderes Interesse, als das, welches sich an seine so rasch begonnene und beendete Laufbahn knüpfte. Seine Persönlichkeit erregte mir keinen Wunsch, ihn näher kennen zu lernen. Ebenso wenig fühlte

ich mich von seiner Frau angezogen, der ich vorgestellt wurde und deren unruhiges, leidenschaftliches Wesen, beherrscht von einer hervortretenden Eitelkeit auf die Stellung des Mannes und die Zukunft der Söhne, ihr ohnehin wenig anmuthiges Aeussere noch unsympathischer machte. Ein Mitglied dieser Familie sollte ich später freilich kennen lernen, welches mir unaussprechlich sympathisch wurde: die Tochter Kossuth's nämlich, die aber damals noch zu klein war, um in Betracht zu kommen. Ich sah sie dann, als sie eben in erster Jugendblüthe einer weissen Rose glich, deren zarter, wie aus Duft gewobener Blätterkelch nicht für die Dauer gemacht scheint. Leider war es so mit ihr. Reich mit Talenten begabt, studirte sie bei schnellem Wachsthum so eifrig, dass sie vielleicht dadurch beitrug, den Keim des frühen Todes zu entwickeln. Sie schwand dahin, kaum an der Schwelle des jungfräulichen Lebens angelangt, wie ein holder Morgentraum und liess einen leisen, wehmüthig zitternden Ton, wie von Aeolsharfen, in der Erinnerung zurück.

Uebrigens fand ich bei den ungarischen Emigrirten einen mir neuen, sehr eigenthümlich nationalen Charakter, der entschieden abstach gegen den deutschen. Ihr Patriotismus hatte eine weniger reflective, aber viel unmittelbarere Intensivität; es genügte, eine solche Versammlung beisammen zu haben, wie ich sie an jenem Abend bei Pulskys fand, um eine feurige de-

monstrative Stimmung hervorzurufen, die immer wie zur unmittelbaren Aktion bereit erschien. An dem erwähnten Abend war ein talentvoller Künstler da, ein Violinspieler, der auf allgemeines Bitten sein Instrument ergriff und ungarische Weisen vortrug, welche die ganze Gesellschaft wie mit einem leidenschaftlichen Weh nach der fernen Heimath und der wilden Freiheit der Pussta ergriff, bis er, selbst bis zur äussersten Exaltation erregt, endlich in den Ragoczy-Marsch überging, worauf Alle, von einem überwältigenden Rausch fortgerissen, mitsangen, mit den Füssen stampften, Eljen riefen und sicher bereit gewesen wären, hätte der Erbfeind ihnen gegenübergestanden, sich in todesmuthiger Freude ihm entgegenzuwerfen, um zu siegen oder zu sterben. Diesem naturwüchsig ritterlichen Wesen entsprach auch die romantische, knappenhafte Treue, mit welcher Einzelne sich den Grössen ihres Vaterlandes in persönlicher Ergebenheit und zu persönlichem Dienst angeschlossen hatten. Ein solcher Treuer hatte sich der Pulsky'schen Familie zugesellt, welcher er die Kinder aus dem von den Siegern scharf bewachten Lande zugeführt hatte, und bei welcher er nun wie ein guter Hausgeist helfend, lehrend, schützend verblieb, die Heimath und ihre Vorzüge aufgebend, die ihm, dem nicht schwer Compromittirten, sonst offen gestanden hätte. In gleicher Weise war Kossuth von einem ritterlichen Schutzmann begleitet, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, über

dieses damals Ungarn so theure Leben zu wachen und es vor den etwaigen Gefahren, die auch übers Meer hinaus weitgreifende Hände ihm bereiten konnten, zu schützen. Aber nicht nur das, auch die zartesten Aufmerksamkeiten, die das tägliche Leben verschönern und den herben Kelch des Exils für die zu so plötzlicher Höhe gestiegene und so jäh gestürzte Familie mildern konnten, hatte sich dieser Kurwenal zur Aufgabe gestellt, und es war rührend, mit welcher Zartheit er, der Begütertere, die Lücken ausfüllte, die in dem beschränkten Haushalt der gar nicht vermögenden Kossuth'schen Familie entstanden.

Neben diesen schönen ritterlichen Eigenschaften sah dann aber mitunter ein recht rohes Element hindurch, und ein grosser Mangel an wirklicher Bildung. Gerade auch in dieser letzteren Beziehung, wie in allen anderen, ragte Franz Pulsky bedeutend unter seinen Landsleuten hervor. Er war nicht nur ein gebildeter Mann, er war ein Gelehrter, und die edle Mässigung, welche wahre Bildung giebt, sowie die Zuverlässigkeit seines Charakters machten es begreiflich, dass ihn eine Therese verehrend liebte.

Ich besuchte diese Kreise damals jedoch nicht oft, da meine Zeit zu beschränkt und ich Abends meist zu müde war, um mich noch auf Abendgesellschaften einzulassen. Dazu kam, dass eine plötzlich ausbrechende Herzkrankheit der Frau von Brüning, die sie an das Kranken-

lager fesselte, meinem Umgang dort eine neue Wendung gab und mich öfter hinführte als früher. Diese Frau, die mich in der Zeit ihres Glanzes durch Frivolität und Eitelkeit oft abgestossen hatte, wurde mir im Leiden lieb. Die Geduld, ja die Heiterkeit, mit der sie dasselbe ertrug, die stoische lächelnde Ruhe, mit der sie den Tod, den sie als unabwendbar fühlte, nahen sah, rührten mich sehr. Sie sprach oft, wenn der kleine Kreis der treuern Freunde um ihr Bett sass, von ihrem Ende, und man konnte sagen, dass sie, die jedem Glauben an persönliche Fortdauer entsagt hatte, graciös der Vernichtung entgegen ging. Mehr als eine Nacht verbracht ich wachend bei ihr, meist mit Löwe, der ihr Arzt war und den ich bei dieser Gelegenheit von der humanen Seite seines Wesens kennen lernte, während ich ihn bisher nur als geistvollen Menschen gekannt hatte. Während der Nacht mit der gemeinsamen Pflege der Kranken beschäftigt, zuweilen jedoch auch mit ihr, die wenig schlief und immer voll bewusst, ja geistig erregt war, in bedeutende Gespräche vertieft, gingen wir nachher gewöhnlich im ersten Morgengrauen zusammen durch den Regents Park heim, und manches ernste Wort entsprang da natürlich dem tiefen Ernst der bei einer Sterbenden verlebten Stunden. Löwe theilt mein Gefühl, dass jetzt, da der nahende Tod die Fesseln der Eitelkeit und Tändelei von dieser Seele löste, ihre ursprüngliche Lieblichkeit reiner

zurückkehre und man sich wohler in ihrer Nähe fühle. Wir sprachen über die Kunst des Lebens überhaupt und wie Wenige, selbst unter den Guten, es verstehen, das Leben vor Zersplitterung, vor Aufgehen in dem „Verfänglichen des irdischen Geschwätzes" zu hüten und die flüchtige Zeit zu retten für das, was „allein Noth thut" im höchsten ethischen Sinn. Löwe erzählte mir, dass das schönste Compliment, welches man ihm je im Leben gemacht habe, das gewesen sei, ihm zu sagen, er sei ein Lebenskünstler, und wir kamen überein, dass die höchste Aufgabe der Erziehung sein sollte, diese Kunst des Lebens auszubilden, damit das ganze Dasein nur ein fortwährendes Enthüllen und Ausarbeiten einer erhabenen Idee in uns würde, mit der wir uns selbst zum höchsten Kunstwerk umgestalten und das Leben von den Fesseln des „Nichts in ewiger Bewegung" erlösen könnten.

Nach solchen durchwachten Nächten war es mir jedoch nicht vergönnt zu ruhen, sondern wenn ich zu Hause gefrühstückt hatte, ging es fort an die Arbeit des Tages, an die ermüdenden Stunden, und dazu war es Winter, und es dauerte nicht etwa Tage sondern Wochen und Monate. Die ängstliche Spannung schloss den kleinen Kreis in jenem Hause enger aneinander, als je die Freude es vermochte, und mit wahrer Theilnahme schaarten wir uns Alle um Herrn von Brüning, der in den schweren Stunden Alles vergass, was ihn früher wohl von der

Gattin getrennt hatte, und sich mit rührender Aufopferung um sie bemühte. Endlich gegen Ende Januar schien sie selbst zu fühlen, dass das Ende nahe. In einer Nacht, wo ich wieder mit Löwe bei ihr wachte, sprach sie ruhig und klar über das Bevorstehende und beauftragte mich, nach ihrem Tode einem Freunde, den sie sehr geliebt und den ein Missverständniss von ihr getrennt hatte, zu sagen: dass sie unschuldig gewesen sei an allem, was zwischen sie getreten, dass sie ihm die reinste Freundschaft bewahrt habe und dass sie dies im Angesicht des Todes mit gutem Gewissen sagen könne. Am folgenden Tage hatte ich erst gegen Abend Zeit, einen Augenblick hinzugehen und nach ihr zu sehen. Sie war sehr schwach aber sie drückte mir warm die Hand, sah mich mit sanftem Lächeln an und sagte: „Wie soll ich Ihnen danken für Alles, was Sie mir Gutes gethan haben?" Wir küssten uns innig, zum ersten Mal seit wir uns kannten, und so schied ich von ihr. Am andern Morgen früh kam die Nachricht, dass sie in der Nacht gestorben sei. Drei Tage darauf war ihr Begräbniss auf dem schönen Kirchhof von Highgate, der nach ihr noch so manches Opfer des Exils empfangen sollte. Zahlreich war die Versammlung derer, die den trauernden Gatten und die verwaisten Kinder am Grabe umgaben. Löwe sprach tief ergriffen wenige herrliche Worte, und ein deutscher Arbeiter-Gesangverein sang ihr, die ja auch deutscher Abkunft und ihren Sympathien

nach deutsch war, Abschiedsgrüsse in die Gruft nach. Am Ausgang des Kirchhofs traf ich mit Herzen zusammen, der ebenfalls zu der Beerdigung gekommen war. Er war sehr bewegt und sagte mir, indem er mir die Hand reichte: „So stand ich auch mit meinen Waisen vor noch nicht einem Jahre an einer Gruft."

Bald nach dem Tode der Frau von Brüning löste sich der ganze Kreis, der in ihrem Haus versammelt gewesen war, auf. Die Familie verliess England. Reichenbachs, Löwe und Andere gingen nach Amerika. Sie redeten mir Alle zu mitzukommen, und einen Augenblick lang schwankte ich wieder sehr, aber die Scheu vor dem ewig von vorn Anfangen der Existenz und die Angst, meiner Mutter, die sich kaum beruhigt hatte, einen neuen Schlag zu versetzen, hielten mich zurück. Doch sah ich sie mit Wehmuth scheiden, besonders Reichenbachs, die ich wahrhaft liebte und um deren Schicksal ich mir auch Sorgen machte.

Nach ihrer Abreise fühlte ich mich sehr allein. Kinkels sah ich nicht oft. Sie hatten ein grösseres, schöneres Haus, das etwas centraler lag, genommen, da ihre Verhältnisse anfingen sich zu bessern, und die allgemeine Anerkennung, die sich Beide als Lehrer erwarben, ihnen nicht nur Schüler in Menge zuführte, sondern ihnen auch erlaubte, die üblichen höheren Preise für ihre Stunden zu fordern. Aber in der ungeheuren Anstrengung eines so arbeitsvollen Lebens blieb ihnen nur

wenig Zeit zur Geselligkeit, und nur selten einmal kam es dazu, dass wir einen Abend zusammen verbrachten, der freilich dann immer doppelt genussreich und heiter war.

Es war Frühjahr geworden, als ich eines Tages einen Brief von Herzen bekam, der mir sagte, dass er seine beiden kleinen Töchter, die nach dem Tode der Mutter einstweilen bei einer befreundeten Familie in Paris geblieben waren, durchaus am Jahrestage des Todes seiner Frau bei sich haben wolle, und dass er meinen Rath darüber wünsche, wie er ihr Leben einrichten solle. Einer englischen Pension wolle er sie nicht übergeben, da es ihm vor der Heuchelei des englischen Lebens graue; zu mir habe er Vertrauen, und wenn ich mich selbst entschliessen könnte, der Aeltesten Stunden zu geben, so würde er sehr damit zufrieden sein. Ich erwiderte ihm, dass ich noch einige Stunden für seine Kleine frei habe, dass ich sie ihr gern geben würde, und dass man dann das Weitere überlegen könne. Ich sprach ihm bei der Gelegenheit meine volle Sympathie für sein persönliches Schicksal aus, welches eine Reihe von entsetzlichen Unglücksfällen über ihn verhängt hatte, die mit dem Grössten, dem Tode seiner Frau, endeten, und sagte ihm, wie gern ich dazu beitragen würde, in Etwas wenigstens die Herbigkeit dieses Schicksals zu mildern, indem ich mich der Kinder annähme, an denen er mit der aufopferndsten Liebe hing. Er schrieb mir wieder voll Dankbarkeit für diesen

Ausdruck aufrichtiger Sympathie und sagte: „Sie erinnern mich durch ihre Freundschaft an meine vergangene Jugendzeit. Ihre Freundschaft ist eine thätige, das ist die einzige, die ich verstehe, die ich habe. Die passive Freundschaft hat man von allen Seiten, l'amitié raisonnée, collaboration, conspiration, francmaçonnerie, Emancipationssucht, die Freundschaft der Glaubensgenossen auch — aber Alles das ist unbestimmt und abstrakt. Ich danke Ihnen auf das Wärmste, mich daran erinnert zu haben, dass es eine andere, menschlichere und persönlichere Sympathie giebt in diesem vacuum horrendum, mit dem uns die Welt umgiebt. Glauben Sie mir, dass trotz meines Aeusseren à la Falstaff es kein noch so zartes, kaum fassbares, echtes Gefühl giebt, das nicht ein Echo in meinem Herzen fände."

Wenige Tage darauf kam er, mir seine älteste Tochter, ein Mädchen von sieben Jahren, zu bringen, ein eigenthümlich schönes Kind von einem fremdartigen Typus, der, wie mir der Vater sagte, echt russisch sei, mit grossen herrlichen Augen und einem seltsam gemischten Ausdruck von Energie und sanfter, schwärmerischer Innerlichkeit. Sie gewann mein Herz beim ersten Anblick, und es rührte mich sehr, mit welcher mütterlichen Zärtlichkeit der Vater für sie sorgte, indem er lächelnd sagte: „Ich muss jetzt auch die Bonne machen."

Am folgenden Tage ging ich hin in das neue Haus, welches er an einem der grossen

Squares von London genommen hatte, und fand, indem ich in das parlour unten eintrat, ein deutsches Kindermädchen mit Nähen beschäftigt und in einem grossen Lehnstuhl meine neue Bekannte vom vorigen Tag und neben ihr ein ganz kleines Mädchen von zwei Jahren, ein Miniaturwesen von wunderbarer Lieblichkeit. Bald kam auch Herzen und weihte mich in die häuslichen Verhältnisse ein. Das Haus war einfach aber vollständig organisirt. Der Sohn hatte seine Lehrer, die kleinen Mädchen waren vorläufig gut versorgt mit der deutschen Wärterin, die ein gebildetes Mädchen war, und ich fing nun mit der Aeltesten meine Stunden an. Nach denselben lud Herzen mich öfter ein, hinauf in seine Zimmer zu kommen, und fing an, mich etwas mit der russischen Literatur bekannt zu machen, indem er mir aus den Uebersetzungen von Puschkin, Lermontoff, Gogol u. A. vorlas und mir dabei lebhafte Schilderungen des russischen Lebens und Wesens überhaupt gab.

Die neue Welt, die mir hiermit aufging, interessirte mich ungemein. Manches fand ich geradezu hinreissend durch den Hauch von Naturfrische, durch die Abwesenheit aller Phrase, durch den Stempel echter Poesie, die nicht aus gesuchten Effecten, sondern aus der Macht der Situation und der Wahrheit der Empfindung geboren wird, in dem Sinne, in dem Goethe sagte, dass jedes Gedicht Gelegenheitsgedicht sein solle. Puschkin zog mich am wenigsten

an, obgleich er, was Schönheit der Form, was Entwicklung und Abrundung des Gegenstandes betraf, der vollendetere Dichter war, aber in ihm klang zu sehr der blasirte vornehme Mann der aristokratischen russischen Gesellschaft durch, dessen Typus sein Onägin ist. Man hatte in diesem eine Nachahmung Byrons erkennen wollen. Herzen widerlegt das in seinem „Developpement des idées revolutionnaires en Russie," wo er sagt: „Man hat in Puschkin einen Nachahmer von Lord Byron zu sehen geglaubt. Der englische Dichter hat wirklich sehr viel Einfluss auf den russischen gehabt. Man geht niemals aus den Beziehungen zu einem bedeutenden sympathischen Menschen hervor, ohne seinen Einfluss erfahren zu haben, ohne an seinen Strahlen gereift zu sein. Die Bestätigung dessen, was in unserem Herzen lebt, durch die Zustimmung eines Geistes, der uns theuer ist, giebt uns einen neuen Anstoss, eine neue Tragweite. Aber diese natürliche Wirkung ist weit entfernt, Nachahmung zu sein. Nach den ersten Dichtungen, in denen der Einfluss Byrons mächtig zu fühlen war, wurde Puschkin mit jeder Schöpfung originaler. Stets voll Verehrung für den grossen englischen Dichter, war er weder sein Client noch sein Parasit, weder traduttore noch traditore.

„Puschkin und Byron entfernen sich völlig von einander gegen das Ende ihrer Laufbahn, und das aus einem sehr einfachen Grunde: Byron war echt englisch, Puschkin echt russisch,

russisch wie die Menschen der Petersburger Periode. Er kannte alle Leiden des civilisirten Menschen, aber er hatte einen Glauben an die Zukunft, welchen der occidentale Mensch nicht mehr hatte. Byron, die grosse, freie Individualität, der Mensch, der sich in seiner Unabhängigkeit isolirt und sich mehr und mehr in seinen Stolz, in seine skeptische erhabene Philosophie einhüllt, wurde immer düsterer, immer unerbittlicher. Er sah keine bessere Zukunft nahen, und von bitteren Gedanken niedergedrückt, der Welt überdrüssig, ging er, um sein Leben einem Volke von slavo-hellenischen Piraten zu widmen, die er für Griechen der alten Welt hielt. Puschkin im Gegentheil beruhigte sich immer mehr, vertiefte sich in das Studium der russischen Geschichte, sammelte Materialien zu einer Monographie von Pugatscheff, schrieb ein historisches Drama: ‚Boris Godunoff' und hatte einen instinktiven Glauben an die Zukunft Russlands. — —

— — „Diejenigen, welche sagen, dass Onägin der russische Don Juan sei, verstehen weder Byron noch Puschkin, weder England noch Russland; sie halten sich nur an die äussere Form. Onägin ist die bedeutendste Schöpfung Puschkins, er hat sein halbes Leben darauf verwandt. Das Gedicht stammt aus den traurigen Jahren, welche dem 14. Dezember folgten — und man könnte glauben, dass ein solches Werk, eine solche poetische Autobiographie eine Nachahmung sei?

„Onägin ist weder Hamlet noch Faust, weder Manfred noch Obermann, weder Trenmor noch Karl Moor. Onägin ist ein Russe und ist nur in Russland möglich; da ist er nothwendig und man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Er ist ein Müssiggänger, weil es niemals Arbeit für ihn gegeben hat, ein überflüssiger Mensch in der Sphäre, in der er lebt, ohne die Kraft des Charakters, aus derselben heraus zu treten. Er ist ein Wesen, welches das Leben bis zum Tode versucht und welches den Tod versuchen möchte, um zu sehen, ob er nicht besser ist als das Leben. Alles hat er angefangen ohne irgend etwas zu verfolgen, er hat um so mehr gedacht, als er weniger gethan hat, ist mit zwanzig Jahren alt und vergnügt sich durch die Liebe, als er anfängt zu altern; er hat immer etwas erwartet, wie wir alle, weil man nicht toll genug sein kann, um zu glauben, dass der jetzige Zustand in Russland dauern könne — es ist nichts Anderes gekommen und darüber ist das Leben hingegangen. Onägin, als ein Typus, ist so national, dass man ihm in allen russischen Romanen und Gedichten, die einige Bedeutung haben, begegnet, nicht weil man ihn hat copiren wollen, sondern weil man ihn überall neben sich oder in sich selbst antrifft."

Tiefer als Puschkin ergriff mich Lermontoff, in dem die vollständige Hoffnungslosigkeit und der Skepticismus sich mit tragischer Gewalt zur Poesie erhebt, und der, indem er jedem

subjectiven Anspruch entsagend völlig objectiv wird, zuweilen eine wunderbar wehmüthige Schönheitswelt vor unseren Blicken entfaltet, in welcher der grosse Schmerz für Augenblicke verstummt, wie z. B. in seinen Scenen und Schilderungen aus dem Kaukasus, dessen wildromantische Pracht er während seines Exils daselbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Sollte man Lermontoff mit einem Dichter einer anderen Nation vergleichen, so würde ich ihn neben den Italiener Leopardi stellen, von dem er keinenfalls etwas gewusst hat und dem er doch innigst verwandt ist. In Beiden ringt das gläubige Element, das in jeder Dichternatur lebt, und die, aus der Erkenntniss vom wahren Wesen des Daseins, um desto mächtiger emporschlagende Flamme der Poesie, mit der vernichtenden Gewalt eben jener Erkenntniss, die hinter dem gleissenden Bilde der Erscheinung die furchtbaren Mächte gewahrt, welche dämonisch die ewige Kette von Ursache und Wirkung flechten, nach welcher der Arme schuldig und der Pein überlassen wird, weil nach ehernem Gesetz alle Schuld auf Erden sich rächt. — Nur darin unterscheiden sie sich, dass Lermontoff sich aus dem Abscheu über die ihn umgebende Welt in die wilde Schönheit kaukasischer Bergwüsteneien und kühner, noch von keiner Civilisation ergriffener Naturvölker flüchtet, während Leopardi unablässig hinüber schaut nach dem versunkenen Glanz griechischer Cultur und die nüchternen Höhen und Haine wieder beleben

möchte mit den schönen Gebilden dichtenden Wahns, mit denen sie einst den schönheitsdurstigen Augen der Griechen bevölkert erschienen.

Diese Stunden, in denen der geistvolle Russe mir die unbekannte Welt seiner grossen, fernen, nebelverhüllten Heimath aufschloss, waren Oasen in dem trockenen Einerlei meines Lebens, und bald wurde dieses Haus mit den reizenden Kindern für mich eine Stätte der Erholung und Erquickung, an der ich wieder anfing, dem Leben einen sanften, wohlthuenden Reiz abzugewinnen und die Arbeit nicht mehr als einen blossen Frohndienst anzusehen, sondern auch ihren milden Segen in beglückendem Erfolge zu empfinden.

Herzen lud mich eines Tags ein, den Abend in einem Kreise seiner näheren Bekannten bei ihm zuzubringen. Es war dies der Kreis einer mir noch unbekannten Grösse der Emigration, nämlich der Kreis Mazzini's, der, ihn selbst und seinen Freund Aurelio Saffi ausgenommen, nur aus Engländern bestand. Lange schon hatte ich gewünscht den grossen Italiener, den Triumvir von Rom, den Feuergeist kennen zu lernen, an dessen Flammen ein ganzes Volk seit zwanzig Jahren seinen patriotischen Enthusiasmus unter Priester- und Despotendruck aufrecht erhalten hatte. Es hatte sich bisher noch nicht machen wollen, denn mit den anderen Flüchtlingskreisen verkehrte er nicht. So freute ich mich denn sehr, die lang ersehnte Gelegen-

heit gefunden zu haben, und ging mit der Erwartung hin, die man dem Ungewöhnlichen entgegenträgt. Wenn mich im ungarischen Kreise das fast höfische Ceremoniell, mit dem man Kossuth umgab und die einem Monarchen zugehörige, vornehm herablassende Haltung desselben unangenehm berührt hatten, so war ich nun überrascht von der gänzlichen Einfachheit und Bescheidenheit in Haltung und Auftreten des Mannes, den mir Herzen als Joseph Mazzini vorstellte; des Mannes, dessen Gedanken eine ganze Nation inspirirten und lenkten, und vor dessen politischer Bedeutung mächtige Fürsten zitterten. Mazzini war von mittlerer Grösse, fein und schlank gebaut, eher mager als stark, keine imponirende Gestalt — sein Kopf allein entsprach der Vorstellung, die man sich von ihm machte, und wenn man die edlen Züge ansah, die Stirn, auf welcher der Gedanke thronte, die dunklen Augen, aus denen zugleich das Feuer des Fanatikers und die Milde des Gemüthsmenschen sprachen, so fühlte man sich gleich wie gebannt in den Zauberkreis dieses Menschen und begriff von vornherein, dass es eine der Persönlichkeiten war, an denen man nicht gleichgültig vorübergehen kann, bei denen man für oder wider sie Partei ergreifen muss. Allein sprach ich nur wenig mit ihm an jenem Abend, mit tiefstem Interesse aber folgte ich einer Discussion, welche er mit Herzen und Saffi hatte, und worin er gegen diese beiden das Dogma der revolutionären Aufgabe, die

Pflicht und Mission der „heiligen That", vertheidigte und mit Heftigkeit gegen den blossen Skepticismus, die blosse Negation des Bestehenden, eiferte. Herzen mit seiner scharfen Dialektik führte ihm die unzähligen Niederlagen der absichtlich ins Werk gesetzten Revolutionen und insbesondere die noch kürzlich überall so gänzlich zu Tage gekommene Unfähigkeit der demokratischen Partei zu organisiren vor, und Saffi stimmte diesem bei. Es schien Mazzini sehr empfindlich zu sein, dass dieser junge Mann, sein College im Triumvirat von Rom, sein Freund und vordem sein Jünger, jetzt ihn zu bekämpfen wagte und sich der Meinung Herzen's anschloss, dass für den Augenblick gar nichts Anderes zu thun sei, als gegen das Bestehende zu protestiren und die alte Welt in ihren politischen, religiösen und socialen Formen zu negiren. Mazzini war im Gegentheil gläubig überzeugt, dass die blosse Negation ein demoralisirendes Princip und dass nur das Bewusstsein einer zu erfüllenden Pflicht, welche man den Völkern beizubringen hätte, die Aufgabe wahrer Revolutionäre sei. Er versicherte mehrere Male, dass ihm nichts an Italien liege, wenn es nichts Anderes wolle als materielle Grösse und materielles Wohlergehen; was ihm einzig des Kampfes werth scheine, sei dieses: dass Italien eine grosse Mission des Fortschritts für die Menschheit erfülle, indem es selbst edler, moralischer, pflichtgetreuer werde. Er kam dabei auf seinen fast mystischen Glauben

an die Bedeutung Roms zu sprechen, dessen Name selbst schon eine wunderbare Andeutung seiner endlichen Bestimmung enthalte, indem der Name Roma, umgekehrt Amor, gleichsam vorzeichne, dass Rom zum dritten Male die Welt beherrschen werde, aber diesmal durch die Macht der Liebe, der wahren Brüderlichkeit, die von da ausgehen und mit leuchtendem Beispiel die anderen Völker nach sich ziehen werde.

Vor dem überwiegenden Interesse, diesen wunderbaren Mann zu sehen und sprechen zu hören, verschwand mir der übrige Theil der Gesellschaft völlig, und dieser Abend blieb bedeutungsvoll in meiner Erinnerung, obgleich nun lange Zeit vergehen sollte, ehe ich den italienischen Flüchtling wiedersah.

Die Londoner Saison war vorüber; der Sommer war da und begann die heissen, von der Dunstatmosphäre Londons bedrückten Strassen unerträglich zu machen. Die Gesellschaften und Bälle hatten aufgehört, die musikalischen Genüsse, die in die kurze Zeit von drei bis vier Monaten zusammengedrängt, mit ihrem bunten Durcheinander Einem beinah Ekel an der Musik beibringen könnten, waren verstummt; der Adel und die reiche Bourgeoisie entflohen auf das Land oder auf den Continent und die Stunden hörten auf. Zum Glück war wenigstens in materieller Beziehung das Resultat der schweren Arbeit so gewesen, dass ich mir nun die Erquickung eines Aufenthaltes am Meeresufer mit Seebädern gönnen

konnte, und das beschloss ich zu thun, da meine Gesundheit dieser Stärkung dringend bedurfte. Ich suchte mir einen Ort aus, wohin die Reise äusserst billig war, da man sie zu Wasser machen konnte, indem der Ort am Ausfluss der Themse in das Meer liegt und die Dampfschiffe dort anhalten. Meine Hausgenossin war durch Geschäfte in der Stadt zurückgehalten, und so ging ich allein, was mir auch bei Weitem lieber war, da ich mich nach der bienenartigen Geschäftigkeit und dem jedes inneren Zusammenhanges entbehrenden Geräusch des verlebten Winters und Frühjahres nach Einsamkeit, Sammlung und Einkehr in mich selbst sehnte. Leid that es mir nur, von meinen reizenden, kleinen Freundinnen im Herzenschen Hause zu scheiden und den Unterricht der Aeltesten zu unterbrechen. Aber Herzen versprach halb und halb die Kinder mit der Bonne nachzuschicken, ja vielleicht sie selbst zu bringen. So reiste ich ab, mir froh der zeitweilig wieder erlangten Unabhängigkeit vom Frohndienst bewusst und die Freiheit mit wahrem Genuss empfindend. Die Fahrt die Themse hinab war schön, schöner, als ich sie mir von meiner ersten Einfahrt her erinnerte, und das kleine Oertchen Broadstairs, mein Ziel, grüsste mich gar einladend von hohen weisen Klippen herunter. Am Ufer fand ich gleich bereitwillige Führer, um mich zu Wohnungen zu geleiten. Die meisten englischen Orte an den Küsten sind auf Besuch von

Gästen eingerichtet, welche die Zeit des Seebades da zubringen, und eine Menge Wohnungen sind eben nur während der kurzen Sommerzeit bewohnt. Broadstairs gehörte damals noch zu den kleinen bescheidenen Orten dieser Art, obwohl es sich nun im Lauf der Jahre, wie so manche andere, sehr vergrössert haben soll. Es bietet auch eigentlich keine grossen Schönheiten ausser den hohen Klippen, der besonders wilden Brandung der Nordsee an denselben und der Aussicht auf das Meer. Zu der Zeit war nur ein bemerkenswerthes Haus dort, das einsam auf hoher Klippe. stand: es war das Haus, in welchem Charles Dickens öfters den Sommer zuzubringen pflegte und in welchem er mehrere seiner Romane geschrieben hat. Man führte mich in einigen verhältnissmässig theuren und unendlich banalen Wohnungen umher, die alle in der unschönen Hauptstrasse des Städtchens lagen und keine Aussicht hatten. Sie gefielen mir alle nicht, überstiegen mein Budget und versprachen mir keine Stimmung, wie ich sie mir wünschte, denn sie athmeten dieselbe Banalität wie die Londoner „lodgings," nur in verkleinertem, beschränktem Massstabe. „Aber giebt es denn keine Wohnung mit der Aussicht auf das Meer?" fragte ich endlich verzweiflungsvoll. „Ja, es giebt da wohl ein Zimmer bei Schifferleuten, aber das ist keine Wohnung für eine Lady," war die Antwort. „Einerlei, ich will sie sehen," erwiderte ich; man zeigt mir den Weg und überliess mich

dann meinem Schicksal, da es nicht der Mühe werth schien, ein Wesen, das so plebejischen Neigüngen folgte, länger zu geleiten. Ich fand auf einem Klippenvorsprung, den ein wenig Rasen bedeckte und den dürftige Sträucher, von der Salzfluth zu oft gebadet, einfassten, ein kleines Häuschen, das sich mit der Rückwand an die höher aufsteigende Klippe lehnte. Eine gutmüthig aussehende Frau empfing mich fast beschämt, als ich sie nach einer Wohnung fragte, und meinte, ihr Zimmer würde wohl nicht gut genug für mich sein. Als ich dennoch darauf bestand es zu sehen, führte sie mich durch den untern Raum des Hauses, welcher Küche und Aufenthaltsort der Familie zugleich war, eine enge Stiege hinauf in das einzige Zimmerchen des ersten Stocks, dass ein grosses Bett, eine Commode, einen Tisch und zwei Stühle enthielt, dessen einziges Fenster aber die Aussicht auf das wilde Klippenplätzchen hatte, zu dessen Füssen sich die Welle schäumend brach und zuweilen ein Sturzbad weissen Schaumes hinauf sandte, und dann darüber hinaus auf das weite Meer. Ich hatte gefunden, was ich suchte und war entzückt; die Aussicht liess an wildem Reiz der Einsamkeit nichts zu wünschen übrig; das Stübchen war bei seiner Schmucklosigkeit äusserst reinlich und nicht banal wie die anderen, ich fragte nach dem Preis und die Frau verlangte zögernd 5 Shilling die Woche, indem sie mich besorgt ansah, ob es mir auch nicht zu viel dünke. Ich sagte ihr den geringen

Preis mit Freuden zu; sie versprach mir das Essen, das ich bestellen würde, zu kochen und unten im Küchen-Wohnzimmer zu serviren. Ueber meinem Zimmer war nur noch das Schlafzimmer der Familie, welche aus dem Mann, der Lootse war, der Frau und zwei kleinen Kindern, von denen das jüngste noch an der Brust lag, bestand. Ich war nun installirt nach meines Herzens Wunsch und sah mit tiefem Behagen den kommenden Wochen entgegen.

Die englischen Seebäder haben den grossen Vorzug vor den continentalen Badeorten, dass sie wirklich Erholungsorte sind und nicht die grossen Städte mit ihren geselligen Vergnügungen auf einen Kurort übertragen, wie jene es thun. Hier lebt ein Jeder für sich wie er will: man braucht keine grosse Toilette zu machen; man sieht die anderen Leute am Strand, wo besonders die Kinder sich in Schaaren aufhalten und im Meeressande spielen, aber man macht keine Bekanntschaften; es sind keine Kursäle, keine tables d'hôte da, man wohnt in Privatlogis, wo man auch Essen bekommt, oder wer eine grosse Familie hat, nimmt ein Haus und macht eigene Küche. Es ist dies wieder eine gute praktische Einrichtung des englischen commonisense, denn so ist es ein wahrer Landaufenthalt, wo man sich von den Strapazen des Winters erholt und in Luft, Wellen und Ruhe dem Körper neue Kraft zuführt. Ich genoss die Einsamkeit mit wahrem Fanatismus und

floh selbst vor jedem zufälligen Begegnen, das mich etwa hätte in Beziehungen zu Menschen bringen können. Mein einziger Umgang waren meine Schifferleute und eine Menge kleiner Kinder der hier herum wohnenden Fischerfamilien. Wenn ich vom Lesen oder Schreiben müde war, dann setzte ich mich mit diesen Kleinen auf mein wildes Plätzchen vor dem Haus und erzählte ihnen Geschichten, oder liess mir von ihnen ihre Lieder vorsingen, oder kroch mit ihnen zwischen dem Felsgeblöck am Meer umher, um Muscheln zu suchen. Oft ging ich mit meinem Buch an den Klippen entlang, lagerte mich auf einer der höchsten Spitzen, wo die Felswand jäh ins Meer hinabsank und die weite Wasserfluth sich vor mir ausbreitete, und las. — Ich war damals noch ganz in der wissenschaftlichen Richtung, in die mich das Leben in der Hochschule gebracht hatte. Ich glaubte die Lösung aller Probleme und Phänomene des Lebens nur an der Hand der Naturwissenschaften finden zu können. Das Kohlenstoffatom, das heute in einer Dichterstirn der Mitarbeiter unsterblicher Gedanken ist und morgen aufblüht als ein Blumenkelch, oder in der Lerchenkehle hoch im ewigen Aether dem strahlenden Licht einen Freudenhymnus zujubelt, schien mir das tiefsinnige Zeugniss einer Einheit alles Seins, die mein Herz mit geheimnissvoller Seligkeit füllte, und zuweilen sandte ich, voll innerer Freude von meinen deutschen Büchern aufblickend, über die dunkelgrünen

Wellen meinen Gruss hinüber an die deutsche Heimath, die ich in ihrem geistigen Schaffen nun wieder versöhnt liebte. — Am Abend sass ich in meinem kleinen Stübchen und schrieb, und die Gedanken strömten mir zu, gleich als ob Geister hinter mir ständen und sie mir ins Ohr flüsterten. Oft auch sah ich hinaus auf das mondbeglänzte Meer, das einen breiten Strom geschmolzenen Silbers in langen leisen Wellen und ruhigem, ernstem, harmonischem Rauschen durch die stille Nacht dahinfliessen liess. Mir war es, als sähe ich an der Horizontlinie das Wasser sich dem Mond entgegenheben, bewegt von der Kraft der Anziehung — vielleicht die erste Form der Liebe in der Materie. Ich gedachte der entzückenden Phantasien der Griechen, wie sie dies nächtliche Geheimniss der Liebe zwischen den Gestirnen, in der Fabel von Luna, die den schlafenden Endymion küsst, personificirt haben. Wie tief musste dies begnadete Volk empfinden, um im Zauber der Dichtung, des verklärten Wahns, das Geheimniss der Erscheinung in eine Schönheitswelt von Formen zu bannen, von denen die moderne Welt nur das nackte Gerippe der sogenannten Realität übrig behalten hat! In der wunderbaren Stimmung, die solche Mondnächte am Meer erzeugen, begreift man es, wie sie diese Luna Diana zum süssesten Ideal jungfräulicher Reinheit schaffen mussten, die, fern von jedem wollüstigen Reiz, nur einfach vom ewigen Zauber der Schönheit gerührt, sich in keuscher Seligkeit

zum Kuss auf die Stirn des schönen Schläfers neigte, ohne ihn zu wecken, ohne erwiderndes Umfassen zu verlangen. Und wer weiss, in wie weit ihr symbolisirendes Naturgefühl Recht hatte? Wer weiss, ob nicht in jenen Formen der Erscheinung, die unserem Begreifen verschlossen sind, ein Empfinden und Geniessen stattfindet, das nur andere Ausdrucksweisen hat wie das unsere? Wer weiss, ob z. B. der Sphärentanz des Pythagoras nicht wirklich die erste Form, die „ewige Idee" des Rhythmus ist? Warum sollten wir allein das Privilegium der Empfindung haben? Da die Experimentalwissenschaft uns versichert, dass dieselben Stoffe, die unser irdisches Dasein zusammensetzen, sich ebenso in der Bildung anderer Weltkörper finden, warum sollten nicht auch die Begriffe, welche der Welt als Vorstellung entwachsen, eben darum aber nothwendig mit dem Stoff, der diese Welt bildet, zusammenhängen, sich ausserdem, als mit dem Stoff verbunden, darstellen? Warum sollte daher z. B. der Rhythmus eine blos unserem Geist gleichsam eingeborene Fähigkeit sein, und nicht ebensowohl ein inneres Gesetz, das die Bewegung der Gestirne regelt? . . .

Zuweilen lockte es mich auch an das Ufer hinab, selbst in dunklen Nächten, wenn das brausende Element seine gewaltigen Symphonien zu mir herauftönen liess. In dieser völligen Freiheit und zwischen den guten Menschen der Küste störte mich keine gesellschaftliche Rück-

sicht, ich warf meinen Mantel um und schritt dem Strande entlang. Da, wenn Sturm und Wellen um die Wette brausten, durchdrang mich ein göttliches Gefühl der Freiheit. Keine Furcht war in mir, keine Knechtschaft ausser mir. Mit Lust hörte ich die aufgewühlte Tiefe heulen; mit Wonne trank ich die scharfe Nachtluft, die vom Meere her ein milder Hauch durchdrang. Dann dachte ich der Sünden der Erziehung, welche die Menschen — wenigstens die Frauen — fernhält von den grossen, befreienden Einflüssen, vom Umgang mit den elementaren Gewalten, mit allem Ursprünglichen, und dadurch das Ursprüngliche in den Menschen selbst vernichtet. Sich den grossen Eindrücken mit reiner Liebe hingeben, das macht den Menschen stark und gut. In einsamen Sternennächten mit den Gestirnen Umgang pflegen, kühn in die schwersten Labyrinthe des Gedankens eintreten, den Körper härten im Kampf mit Sturm und Wellen, dem Tod furchtlos ins Angesicht sehen und ihn verstehend feiern — all das heisst den gewöhnlichen Erziehern Ueberspannung, Thorheit, Tollkühnheit. Aber z. B. auf Bällen, im Rasen unschöner, ja unmoralischer Tänze mit gehaltlosen Schwätzern, in leichter Kleidung sein Leben gefährden, das heisst rechtmässige jugendliche Freude. Die Autorität, die solche Vorschriften giebt, heisst die Stimme der Vernunft. Die kleinen Seelen, denen es graut vor Nacht, Sturm und Wellen, die aber im Salon, in der künstlichen Atmosphäre

des modernen Lebens ihre Kinder lehren, elegante Memmen zu sein wie sie selbst, das sind die weiblichen Wesen par excellence, die wahren Frauen!

Bei solchen Gedanken erfasste mich wieder die alte Leidenschaft des Kampfes. Ich wünschte mir noch Leben, Kraft und Gelegenheit, um Heldenfrauen bilden zu können, die fähig wären ein Geschlecht aufzuziehen, in dem einst alle sittliche Feigheit verschwände, aus der jede andere, die politische und sociale Feigheit entsteht. Oder sollte der wahre, sittliche Muth ewig nur das Geheimniss einzelner Naturen bleiben? so fragte dann zweifelnd mein Herz. „Nein," sprach die Hoffnung, „es ist möglich ihn durch die Erziehung in den weitesten Kreisen zu verbreiten und den grösseren Theil der Menschheit zur sittlichen Freiheit zu erziehen, die das stärkste Gesetz ist, indem sie die Notwendigkeit einer sittlichen Weltordnung anerkennt, sie schafft und sich ihr aus Ueberzeugung unterwirft. Dazu aber ist vor allen Dingen nöthig, die von keiner Afterbildung, von keiner falschen Convenienz verkrüppelte Originalität der Naturen zu erhalten, die sich selbst das Wesen der Welt aufdeckt und selbst zu geniessen weiss. Käme die Erziehung erst dahin, dass wahre Bildung auch zugleich wahrer, ursprünglicher Mensch hiesse, so wäre damit mehr gethan als mit allen Beglückungstheorien. — —

Einmal auf einer dieser nächtlichen Streifereien befand ich mich plötzlich auf der sonst

ganz leeren Klippe, einem Individuum gegenüber, gehüllt in einen weiten, von einem Gürtel zusammengehaltenen Mantel, auf dem Kopf einen breitkrämpigen, grossen Hut und im Gürtel zwei Pistolen und einen kurzen Degen. Ich war im ersten Augenblick ein wenig betroffen von der sonderbaren Erscheinung, wurde aber bald beruhigt, als der Mann stehen blieb und mit gutmüthigem Tone fragte, ob ich mich nicht fürchte bei Nacht auf der einsamen Klippe, und mir dann auf meine Frage wer er denn sei, erwiderte, er sei einer der Strandwächter, die zum Schutz des Einkommens des Staates an den Klippen bestellt seien gegen die französische Contrebande, die besonders mit Cognac und Liqueurs stark an dieser Küste getrieben werde. Des Mannes gemüthliches Wesen bewog mich seiner Gesellschaft nicht auszuweichen, wenn ich ihm später öfter auf meinen nächtlichen Wanderungen begegnete. Er erzählte mir Manches aus seinem einsamen wilden Strandleben, das von allerlei Gefahren durch Menschen und Elemente bedroht ist. Durch die ersteren, wenn diese als Contrebandiers in den vielen kleinen Buchten, die das Meer am Felsenufer bildet, landen, die einzuschmuggelnde Waare bis zum Weitertransport in den Felsenklüften bergen und dabei von den Strandwächtern überrascht werden — durch die Elemente aber wird mehr als eines dieser in unscheinbarer Pflichterfüllung verbrachten Leben vorzeitig vernichtet. So erzählte er mir

von einem seiner Gefährten, der durch einen heftigen Windstoss bei Nacht über die Klippen geweht und unten im Meeressande und Geröll, die ein ewiges Spiel von Ebbe und Fluth sind, begraben worden sei. Lange Zeit hatte man nicht gewusst, was aus ihm geworden, bis einige Monate nach seinem Verschwinden der Wind den Sand aufgewühlt und seinen Leichnam blossgelegt habe. Zuweilen rissen sich auch im Winter durch den Frost Stücke von den Klippen los und begrüben Einen unter den Trümmern, oder das Gestein bräche plötzlich ein und risse den Obenstehenden mit hinab in die Tiefe, oder der Sturm schleudere Einen von der nackten, umheulten Klippe hinaus in das Meer. Der Mann erzählte das mit so einfachem Ton, als ob es selbstverständlich wäre, dass es so kommen und dass man diesen Lohn des Schicksals für treue Pflichterfüllung ohne Murren hinnehmen müsse. Es fiel ihm gar nicht ein zu denken, dass vernünftigere Staatseinrichtungen: Handelsfreiheit, Abschaffung der Schutzzölle u. s. w. dem Schmuggelhandel von selbst Einhalt thun und das Amt des Strandwächters erleichtern würden, da er sich dann, besonders in gefahrvollen Nächten, welche jetzt die Schmuggler gerade für ihr finsteres Handwerk suchen, der Wuth der Elemente nicht auszusetzen brauchte.

Anders ist es freilich mit den Lootsen der Rettungsmannschaft, zu denen mein Hauswirth gehörte. Ihr Amt besteht darin, der Wuth der

Elemente das eigene Leben preiszugeben, um das fremde zu retten. Dieser schweren aber erhabenen Pflicht wird man sie nicht nur nicht entziehen können, sondern sie wird immer mächtiger und fordernder werden, je mehr Menschlichkeit und Pflichtgefühl wachsen. Ich ward auch Zeuge einer solchen Stunde, in welcher die muthigen Männer, die das Rettungscorps der Küste bilden, ihr Leben ohne Bedenken einsetzten. Es war dies eines Abends, als ich gerade in dem Raum, der Küche und Familienstube zugleich war, mein Abendessen einnahm. Draussen wüthete und tobte das Meer, der Sturm heulte und der Regen floss in Strömen nieder. Plötzlich ertönten dumpfe Töne in kurzen Zwischenräumen durch die Nacht. Die Frau fuhr erschreckt auf. „Das sind Nothsignale!" rief sie, und noch ehe ich Zeit fand zu fragen, stürzte der Mann ins Zimmer: ein Schiff sei in Noth in der stürmischen See und das Rettungsboot müsse hinaus. Rasch zog er sich die grossen Wasserstiefel an, warf den Kautschukmantel und die Kappe mit dem hinten den Hals bedeckenden Kragen daran um, eilte nach kurzem, entschlossenem Lebewohl an Frau und Kinder fort dem Ufer zu, wo schon das grosse Rettungsboot harrte und, bald bemannt, in die tosenden Wellen hinausfuhr. Erschüttert stand ich bei der jammernden Frau, die, nachdem sie ihm ohne Klage geholfen sich anzukleiden, erst nach seinem Weggehen ihrer tödtlichen Sorge freien

Lauf liess. „So ist mein Leben, so muss ich ewig in Todesangst sein um ihn,“ klagte sie weinend, plötzlich warf sie mir ihren Säugling in die Arme. „Halten Sie ihn mir,“ rief sie, „ich muss ihm nach, ich muss ihn abfahren sehen.“ Sie nahm den Rock über den Kopf und stürzte hinaus an den Strand, um dem wegfahrenden Boot, so lange es die Dunkelheit erlaubte, nachzusehen, bis es in den sich thürmenden Wellen verschwand. Ich blieb zurück in der Hütte mit dem Fischerkinde im Arm, seltsam bewegt von dem kleinen Drama. Das unbedenkliche Einsetzen des Lebens auf den Ruf der Pflicht von Seiten des Mannes, die Liebe der Frau, welche die stumme Angst um den Gatten, den Vater ihrer Kinder, hinaustrieb in die furchtbare Nacht, nicht um ihn zurückzuhalten — denn das durfte sie nicht und versuchte sie auch nicht — aber um ihn so lange als möglich mit den angstvollen Herzensschlägen zu begleiten, während sie mir, der Fremden, ihr Kind anvertraute — Alles das waren so einfache, so wenige Züge, beinahe nur Conturen eines Menschenschicksals, und doch lag eine seltsame Poesie darin, die mich ergriff: die Poesie der Situation, jenes Unerklärlichen, welches das Leben zuweilen in besonderen Momenten an uns heranführt, welches dichtend zu schaffen aber nur selten und nur dem wirklichen Genie gelingt. Am folgenden Tag, erst um die Mittagszeit, kehrte der Mann auf schon beruhigter See glücklich heim, nach

heisser Arbeit, die aber auch den doppelten Lohn, den der völligen Rettung der Gefahrumdrohten und den mässigen Geldeslohn, der den Rettern wird, mit sich brachte.

Eine gehoffte Freude nur blieb mir während dieses Aufenthaltes versagt, die nämlich, meine kleinen Freundinnen, die Töchter Herzen's, dort zu sehen. Ich wünschte mir die Kinder herbei, die mir so lieb geworden waren und ich wusste, dass sie es auch wünschten. Ich schrieb endlich an Herzen, um zu fragen, was denn der Grund ihres Nichtkommens sei, und sagte halb im Scherz, er könne sich wohl von London, den vielfachen Beziehungen, die er dort habe, und den Anregungen des dortigen Lebens nicht trennen; dass freilich das Leben in Broadstairs für ihn auch kein Interesse biete, weil ausser den Klippen und den Wellen nichts da sei. Einige Tage darauf erhielt ich von ihm folgende Antwort:

„Sie haben es mit einem Menschen zu thun, der von einer Fatalität selbst in den einfachsten Dingen verfolgt wird.

„Ich weiss nicht, wann wir kommen können. Mein Sohn ist krank: ich hätte Ihnen die Kleinen mit der Bonne schicken können, aber die letztere ist eben jetzt unentbehrlich. Ich werde Ihnen das Ultimatum in einigen Tagen schreiben.

„Inzwischen habe ich Ihren Brief erhalten — also Brutus, auch du? Es schien mir, Sie kennten mich besser als irgend Jemand in London, und auch Sie denken, dass mir — ja

was denn? — dass mir das Café von Very, das Restaurant von Piccadilly, die Regentstreet, die Volksmenge, die Discussionen nöthig sind? Denn im Grunde habe ich doch nichts Anderes hier. Sie kennen jetzt unser Leben, es ist zerrissen, wüst, es gleicht einem jener alten verödeten Paläste aus der Vorzeit, in denen nur noch ein kleines bewohnbares Eckchen ist. Was sollte der Reiz sein, der mich an ein solches Leben bände? Es giebt eine Seite in meinem Leben, die ich fanatisch liebe, das ist die Unabhängigkeit — aber dort am Meeresufer würden Sie mich nicht tyrannisiren, denke ich; die andere sind die Kinder, und die wären dort. Nein, Sie durften mich nicht so beurtheilen!

„Ich habe ein Leben in die Breite gehabt, ein Leben des entraînement und des Glücks — tempi passati! Eine Sache, die mir noch bleibt, ist die Energie des Kampfes — und ich werde kämpfen. Der Kampf ist meine Poesie. Alles Uebrige ist mir beinahe gleichgültig. Und Sie glauben, dass mir etwas daran liegt, ob ich in London oder in Broadstairs, bei Newroad oder bei Ramsgate bin? — Als wir vor einiger Zeit einmal zusammen sprachen, sagte ich, dass Sie die einzige Person sind, mit der ich nicht nur freimüthig über die allgemeinen Dinge spreche (denn das thue ich mit allen Menschen, die ich achte), sondern auch über die intimeren Angelegenheiten. Diese Wohlthat wiegt, denke ich, die kleineren Unannehmlichkeiten mit solchem

Reichthum auf, dass sie nicht mehr der Erwähnung werth sind."

Ich antwortete Herzen, fragte nach des Sohnes Gesundheit, erzählte ihm von meinen einsamen Freuden und bat ihn, mir mehrere wissenschaftliche Bücher, die er, wie ich wusste, besass, zu schicken, u. A. Moleschott's Kreislauf des Lebens. Einige Tage nachher erhielt ich wieder einen Brief, in dem er sagte, dass die Krankheit noch nicht gehoben sei und dann fortfuhr: „Als ich Ihren Brief las, habe ich unwillkürlich gesagt: Mein Gott, was sind Sie noch jung in Sein und Gefühl! Alles was Sie sagen, weiss ich auch — aus der Erinnerung — auch ich war in Arkadien geboren! Aber ich habe diese Frische, diese sonorité nicht mehr. Sie gehen noch vorwärts, ich gehe zurück. Der Trost, der mir bleibt, ist meine Liebe zur Arbeit. Nur da bin ich noch jung, da besitze ich mich wieder selbst, wie früher. Moleschott ist sehr Specialist in dem Buche: Kreislauf des Lebens. Kennen Sie das vortreffliche Buch: „Earth and Man" von Gugot? Dann die Pflanzenkunde von Schleiden? Ich kann Ihnen das Alles schicken."

Er schickte sie mir auch wirklich. Dann aber hörte ich längere Zeit nichts mehr von ihm, und besorgt wegen des Knaben, verwundert über das unerklärte Schweigen und Nichtkommen, fragte ich nach dem Grunde und fügte halb im Scherz hinzu, dass ich doch hoffe, seine gänzliche Hoffnungslosigkeit habe

ihn noch nicht dazu geführt, sich todtzuschiessen. Ich bekam gleich eine Antwort:

„Erstens habe ich Briefe aus Russland erhalten, in denen man mir einen Besuch von dort hier in London verhiess, den ich mit tiefen Herzensschlägen erwartete. Gestern erst habe ich die Anzeige erhalten, dass dieser Besuch erst im September kommen wird. Zweitens brachte der Morning Advertiser einen Artikel, in dem gesagt wurde, Bakunin sei ein russischer Spion. Der Artikel war F. M. gezeichnet. Man musste also F. M. eine gehörige Lection geben und seine Antwort abwarten. Endlich waren allerlei Streitigkeiten der allerunangenehmsten Art. Das war keine Stimmung um heitere Briefe zu schreiben. Und so ist die Zeit von einem Tag zum andern vergangen.

„Sich todtschiessen? Man tödtet sich nicht in Folge eines Raisonnements; die Kugel ist kein Syllogismus; nur ein einzigesmal in meinem Leben habe ich an Selbstmord gedacht, Niemand hat jemals etwas davon gewusst, ich schämte mich es einzugestehen und mich jenen Elenden gleich zu stellen, die den Selbstmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine Leidenschaft mehr, die stark genug wäre, mich zum Selbstmord zu treiben; ich habe sogar einen ironischen Wunsch, eine blosse Neugierde, zu sehen wie Alles gehen wird. Es sind jetzt zwei Jahre her, da schrieb ich eine Widmung an einen Freund und sagte: „Ich erwarte nichts für mich; nichts „wird mich mehr sehr erstaunen, nichts mehr

„sehr erfreuen. Ich habe so viel Kraft der „Gleichgültigkeit, der Resignation, des Skepti- „cismus des Alters endlich erlangt, dass ich „alle Schläge des Schicksals überleben werde, „obgleich ich weder lange zu leben noch bald „zu sterben wünsche. Das Ende wird kommen „wie der Anfang gekommen ist, durch Zufall, „ohne Bewusstsein, ohne Vernunft. Ich werde „es nicht zu beschleunigen suchen, noch es „fliehn.«

„Diese Zeilen waren in vollster Aufrichtigkeit geschrieben. Denken Sie darüber nach. Sie könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn ich mich beklagte, aber ich beklage mich niemals, ausser wenn eine Freundeshand an die schmerzlichen Saiten rührt. Sonst spreche ich von Revolution, demokratischen Comités, von Mailand, Amerika, der Moldau etc. Ja es giebt Leute die mich für den zufriedensten Menschen auf der Welt halten, z. B. G . . . und C . . .; es giebt Andere die, wenn sie mich nachdenklich sehen, das nur politischem Ehrgeiz zuschreiben, wie z. B. die meisten Polen.

„Ja es kommen noch Augenblicke, wo ein Sturm im Herzen tobt — oh, wie man sich da nach einem Freund sehnt, einer Hand, einer Thräne — man hat so viel zu sagen! — dann wandere ich durch die Strassen; ich liebe London bei Nacht; ganz allein; ich gehe und gehe — einen der letzten Tage war ich auf der Waterloo-Brücke, Niemand war da ausser mir — ich setzte mich lange hin und mir war

das Herz so schwer — ein Jüngling von 40 Jahren!

„Und dann geht das auch wieder vorüber. Der Wein ist für mich eine Gabe des Himmels, ein Glas Wein giebt mich mir selbst wieder . . . Aber genug davon! Man kann das Alles im ersten besten Roman lesen. Ich liebe es nicht, mich in diesen lyrischen Ergüssen gehn zu lassen."

Ich antwortete ihm darauf:

„Die klagelose Gleichgültigkeit, in die Sie, Einer der wenigen Erwählten der Freiheit, versunken sind, thut mir weh. Das was Sie sagen ist eine Seite der Wahrheit, und Sie behalten ganz Recht, wenn das Leben wirklich weiter nichts ist als das blosse Spiel einer kalten Nothwendigkeit oder eines unbekannten Zufalls, der uns hineinwirft und nach Momenten, wo wir ein Scheinglück von Jugend, Liebe, Schönheit, Geist genossen (Alles grausame Täuschungen in dem Fall), uns wieder in das Nichts der Materie entlässt, um aus unseren Atomen neue Nichtigkeiten von Existenzen zu bilden. Solch ein Resultat geben uns der negirende Verstand, die experimentirende Wissenschaft, das verarmte Herz. Danach bleibt nur zweierlei übrig: der Selbstmord mit ruhiger Ueberlegung, als die freiwillige Beschleunigung der letzten Consequenz dieser Anschauung, oder die passive, ironisch neugierige Resignation. Ist das Leben nichts Anderes als dies ewig wiederkehrende einförmige Spiel der Existenzen, dann dürfte ich weiter

nichts sagen, weil die Erzählung jener Stimmungen dann wirklich unnütze lyrische Ergüsse wären, denen nachzugeben eine Schwäche wäre und die zu gar nichts führten. Aber wohl uns! dem ist nicht so; die ewige Poesie des Lebens, die höchste Vernunft, die Einheit, oder wie Sie es nennen wollen, empört sich gegen jenes Vernichtungsurtheil und geht siegend aus der Analyse der zersetzenden Kritik, der Einsamkeit des Herzens hervor. Nach solchen Briefen, wie der Ihre, frage ich mich immer, ob ich denn weniger radical bin als Sie, ob ich noch einen Rest Dogma irgendwo versteckt in mir habe? Aber nein; schonungslos habe ich ja jede Illusion zerstört, die liebsten Bande zerrissen, die angenehmsten Verhältnisse geopfert, als sie mich hemmen wollten auf meinem Weg zur Freiheit. Dennoch finde ich nach jedem noch so bitteren Kampf und Schmerz diese Einheit des Lebens wieder, nicht als einen Glauben, sondern als ein intuitives Wissen. Nein, das Leben ist kein solches Auf- und Untergehn ohne andern Zweck als den der Neuheit, der doch am Ende auch nichts mehr wäre. Freilich die individuelle Erscheinung und ihre Denkkraft ist an den Organismus gebunden und vergeht mit ihm; aber die Gesammtentwickelung des Bewusstseins wird gleichsam ein Concretes, ein Geist über der Welt, und schreitet vor zu neuen Idealen, zu dem vollkommeneren Kunstwerk des Daseins, zu dem die vorhergehenden Epochen ihm den Weg gebahnt. Um Zeuge davon zu

sein, lebe ich noch gern, mit junger Freude am Leben, das ja für mich persönlich die schönsten Stunden schon begraben hat. Deshalb bin ich so gern mit Kindern, weil sie Erben jener fortschreitenden Zukunft sind, deren Samen ich in sie pflanzen möchte. Darum freute ich mich so heute Abend, als ich den Moleschott erhielt, weil in ihm auch ein Theil des neuen Evangeliums verkündet wird, zu dem die Menschheit sich vorbereitet: ewige Transformation; darum freue ich mich bei den Thorheiten der Reaction, nicht um ihrer Schmach willen (das wäre ein elender Triumph), sondern um des unaufhaltsamen Kommens neuer Zustände willen, in denen die Menschheit, sei es auch unter scheinbarer Zerstörung, sicher einen Fortschritt macht. Ja, glauben Sie es nur: jene Stunden, wie die an Waterloo-Bridge, sind die Rache der Vernunft und der Poesie an Ihrem Verstand, der jene unterjochen will."

Ich musste mich endlich doch entschliessen, meiner geliebten Meereinsamkeit zu entsagen und zu der schweren Arbeit meines Londoner Lebens zurückzukehren. Ich fühlte mich aber gestärkt und ermuthigt, denn ich hatte einmal wieder mit mir selbst gelebt, hatte mich in jene objective Beschaulichkeit versenkt, in der allein uns das Mysterium des Lebens verständlich wird und aus der, als aus dem Gefühl der grossen Einheit aller Dinge, uns die Kraft erwächst, die Zerrissenheit des alltäglichen Lebens zu ertragen. Am letzten Abend, da

der Vollmond gerade mit silbernem Glanz die Meeresfläche erleuchtete, liess ich mich noch einmal von meinem Hausherrn im Kahne hinausfahren aufs Meer. Ich kenne kaum einen schönern Naturgenuss, als bei ruhiger See hinaus zu fahren in die laue Nachtluft, die auf dem Wasser milder ist als auf dem Land und, bald in dem glitzernden Silber, bald auf der dunklen Fluth, dahin zu gleiten in die unbegrenzte Weite, still, traumhaft, als ginge es hinaus aus dem Reich der Erscheinung in das ewige Wesen der Dinge. Lange verloren in ein der Musik verwandtes Empfinden, hatte ich im Kahn gesessen und hatte beinahe vergessen, dass die gleichmässigen Ruderschläge von einem menschlichen Geschöpf herrührten, als mein Fährmann plötzlich das Schweigen brach und anfing mir zu erzählen, wie er als junger Knabe schon zur See gewesen sei, weite Weltfahrten mitgemacht und viele Nächte unter den Tropen auf dem Meer verbracht habe. Er schilderte mit glühenden Farben die Pracht des südlichen Sternenhimmels, der duftberauschten Luft, die ganzen wollüstig seligen Wunder jener phantastischen Zone. „Aber," fügte er hinzu, „sobald wir ans Land stiegen, war es mein Erstes, schnell hinzulaufen und irgendwo Zeitungen zu lesen, denn nichts hat mich im Leben so interessirt wie die Politik; Sie müssen wissen, dass ich ein Republikaner bin, und zwar bin ich es nur aus eignem Nachdenken geworden, indem ich die verschiedenen Zustände der Länder,

die ich bereiste, mit einander verglich und ausfand, dass die Republik die einzige, freier Menschen würdige Staatsform sei. Ich nehme auch heissen Antheil an all den verbannten Republikanern, die jetzt auf unserer Insel weilen."

Ich sagte ihm, dass ich auch zu deren Zahl gehöre; da rief er lebhaft, das habe er schon lange bei sich gedacht und schon zu seiner Frau gesagt, ich müsse gewiss eine Republikanerin sein, weil ich so einfach menschlich mit ihnen verkehre. Dann fragte er mich, ob ich Ledru Rollin kenne. Ich sagte: nicht persönlich, wohl aber von Ansehn, und dass ich leicht mit ihm bekannt werden könnte, wenn ich wollte. „Nun wohl," versetzte er nach einigem Zögern, „so sagen Sie ihm: wenn er je eines zuverlässigen Seemanns bedarf, um im sichern Kahn einen muthigen Mann, der dort das gesegnete Werk vollbringen will, das französische Volk von seinem Tyrannen zu befreien, hinüberzuführen zur französischen Küste, und denselben nach vollbrachter That ungefährdet zurückzuführen, so solle er meiner gedenken und mich rufen. Ich sei alle Zeit dazu bereit!"

Aus dem Traumland der schweigenden Meernacht rief mich diese seltsame Eröffnung zurück in die leidenschaftlich bewegte Welt der sogenannten Wirklichkeit, in der die finstern Mächte der fleischgewordenen wüthenden Triebe herrschen, welche die Tyrannei und in ihrem

Gefolge den Mord wecken, zwischen deren finsteren Umarmungen das Ideal nur wie ein flüchtiges Meteor eine Welt erleuchtet, um dann, sich in unbekannte Fernen rettend, zu entfliehn.

Fünftes Kapitel.

Die Familie der freien Wahl.

Als ich mich wieder dem Dunstkreis näherte, der über der ungeheuren Weltstadt wie ein dunkler Raubvogel über der zu verschlingenden Beute lauert, fiel mir unwillkürlich der Chor aus Fidelio ein, als die Gefangenen zurück müssen in den Kerker und mit schmerzlicher Wehmuth singen: „Leb wohl, du schönes Sonnenlicht, nun schwindest du uns wieder." Für den, der in diesem Weltstrom mitschwimmen will, um das goldne Eiland des Gewinns und des Genusses, nach dem die Meisten streben, zu erreichen, oder für den, welchen die Gegensätze, die das Leben so grosser Städte bietet, als Studium interessiren, oder endlich für den, der an einem der grossen Centren des politischen Lebens zu weilen vorzieht, für diese Alle mag London ein Eldorado sein, zu dem Herz und Sinne mit Sehnsucht zurückeilen. Wem es aber in der Wiege mitgegeben war, lieber den Offenbarungen zu lauschen, die aus Luft und Wellen, aus Vogelsang und grünem Laubwald tönen, oder da zu weilen, wo im ernsten

Kampf der Geister die grossen Weltgedanken sich der Nacht des Chaos entringen, das sie unserem sterblichen Auge birgt, dem ist die Rückkehr nach London, wenn er, wie ich, in das Tret-Rąd des Stundengebens hinein muss, eine Rückkehr aus der Freiheit ins Gefängniss.

Ich fand nur wenige meiner Schülerinnen vor, da es noch weit vom Anfang der Saison war und die meisten Familien noch auf dem Lande waren. Aber im Herzen'schen Hause fing ich alsbald meine Stunden wieder an und freute mich der holden Kinder, die mir wahre Blumen in der Wüste waren. Eines Abends führte mich mein Weg am Hause vorbei, und da ich am Morgen nicht dagewesen war, so ging ich hinein, um zu sehn, wie es den Kindern gehe. Ich traf Herzen mit ihnen unten im Esszimmer und sah, dass er verstört und traurig aussah. Als ich wegging, begleitete er mich hinaus und brach plötzlich in Thränen aus, indem er mir sagte, dass das häusliche Leben sich nicht organisiren wolle, dass er sich Sorgen mache um die Kinder, dass sein Haus eine Ruine sei, und wiederholte mehrere Mal: „Ich habe es nicht verdient, ich habe es nicht verdient!" — Es erschütterte mich tief, ihn so zu sehen. Es hat immer etwas Ergreifendes, einen Mann weinen zu sehen, um wie viel mehr Einen, der äusserst sparsam ist mit Gefühlsäusserungen und im Weltgetriebe so absorbirt scheint, dass man ihn der Empfindlichkeit engeren Verhältnissen des Lebens gegenüber

kaum für fähig hält. Zugleich rührte mich aber auch sein Zutrauen zu mir, und als er sagte: „Geben Sie mir Rath!" versprach ich ihm darüber nachzudenken, was zu thun sei. Zu Hause überlegte ich lange, was ich rathen solle. Schon oft hatten die Kinder und die Bonne gesagt, ich solle doch ganz zu ihnen kommen, und hatten Pläne gemacht wie schön wir dann leben wollten. Von einer Seite war mir der Gedanke lockend gewesen, wenn ich an ein Zusammenleben mit den Kindern in so freien Verhältnissen und an ein Werk der Erziehung, das edle Früchte bringen konnte, statt des traurigen Stundengebens dachte. Dennoch war ich immer wieder davor zurückgeschreckt, denn ich hatte Angst vor jeder neuen, tieferen Anhänglichkeit an Menschen. Die öde Ruhe meines Alleinstehens schien mir jetzt den Leiden, die Liebe bringen kann, vorzuziehen. Ich hatte diese ja in jeder Form und in ihrer ärgsten Bitterkeit kennen gelernt und ihre zerstörende Macht sattsam erfahren. Mein dermaliger Zustand war wenigstens Ruhe und Geistesfreiheit, wenn auch kein Glück. Er glich dem schmerzlichen Wohlgefühl, welches der Schiffer empfinden mag, wenn er nach dem Sturm auf hoher See mit zersplittertem Mast, mit zerrissnen Segeln, mit verlorner Habe sich in der Ruhe des Hafens findet. Sollte ich mich noch einmal den Schicksalen, die das Gefühl über uns heraufbeschwört, aussetzen? — da ich mich kannte, da ich wusste, wie tief und ausschliesslich mein Herz sich jeder

wahren Neigung hingab, so dass, wenn sie zerrissen wurde, auch ein Theil meiner selbst mit abgerissen und mein Leben gefährdet wurde? Hier konnte ja von keinem Gouvernantenverhältniss die Rede sein, sondern es war der Eintritt in die Familie der freien Wahl, es war die Schwester, die zu dem Bruder ging, um ihm die der Mutter beraubten, verwaisten Kinder zu erziehen. So nur wollte ich wenigstens den Schritt thun, so nur oder gar nicht. Die holden Kinderaugen lockten mich wie Sterne, indem sie mir bei der Arbeit auch der Arbeit Segen verhiessen. Das geistige Element, das durch Herzens Umgang wieder in mein Leben treten würde, der Austausch, ja auch vielleicht der Kampf der Ansichten, in den sich aber nichts von der Heuchelei zu mischen brauchte, die man mehr oder minder im englischen Leben üben muss, Alles das zog mich an. Dazu kam die Rücksicht, dass meine Gesundheit voraussichtlich einen zweiten Winter so angestrengten Stundengebens nicht würde ertragen können. Ich setzte mich also hin, schrieb an Herzen und sagte ihm, dass mich sein Schmerz sehr gerührt habe, und dass der Wunsch ihm zu helfen, viele andere Bedenken in mir überwöge; ich bot ihm an, die Erziehung der Kinder ganz in die Hand zu nehmen, fügte hinzu, dass ich dazu natürlich ins Haus ziehen müsse, dass ich es aber durchaus als ein Werk der freien Wahl, als eine Pflicht der Freundschaft ansähe, und dass von dem Augenblick meines Lebens im

Hause an jede pecuniäre Verpflichtung zwischen uns aufhöre. Zu dem Zwecke würde ich noch einige wenige Stunden ausser dem Hause geben, deren Ertrag für meine bescheidnen Bedürfnisse hinreiche, damit ich dann ungestört eine ideale Arbeit übernehmen könne, deren Gelingen ihr einziger Lohn sei. Ich schloss damit, dass es sich von selbst verstände, dass wir Beide diesen Vertrag als freie, gleichberechtigte Menschen eingingen, mit voller gegenseitiger Freiheit ihn zu lösen, wenn es dem Einen oder dem Andern so besser scheinen würde.

Ich bekam bald eine Antwort. Er schrieb, dass ihm der Vorschlag schon hundertmal auf den Lippen geschwebt habe, dass aber ungefähr gleiche Scrupel wie die meinen ihn bis jetzt zurückgehalten hätten, nämlich die grenzenlose Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit — das Höchste, was nach dem Schiffbruch des Lebens übrig bliebe, und die Angst vor allen menschlichen Beziehungen, die so leicht die traurige Ruhe der einsamen Resignation, der von unzähligen Kugeln durchbohrten Trophäe, die wir aus dem heissen Streit mitbringen, gefährden. „Ich habe vor Allen Angst, auch vor Ihnen," sagte er, fügte dann aber hinzu, „ja, probiren wir es: Sie thun das Höchste für mich, wenn Sie mir die Kinder retten: ich habe kein Talent zur Erziehung, ich weiss es und täusche mich darüber nicht; aber ich bin bereit, in Allem zu helfen, Alles zu thun, was Sie für nöthig und gut halten."

Nun die Scheu einmal überwunden war, nun drängte er selbst zur Eile, und nach wenigen Wochen zog ich in das Haus. Ich fand Manches zu reformiren in Beziehung auf die Kinder, auf die Organisation des Hauses, ja sogar auf die geselligen Verhältnisse, die Herzen um sich hatte aufwachsen lassen, die ihn selbst drückten und oft gar verstimmten und die er doch nicht die Energie hatte zu regeln und seiner bessern Einsicht gemäss zu gestalten. Denn von vornherein begegnete ich diesem Charakterzug in ihm, dass er, der im Principienstreit kein Haarbreit wich, der felsenfest in seiner Opposition war, der an der freiwillig gewählten Arbeit mit einer Ausdauer blieb, wie nur die es thun, denen die Arbeit die heilige Bethätigung der innewohnenden Schöpferkraft und kein Berufszwang ist — dass er, sage ich, in den täglichen Lebensverhältnissen scheu vor jedem Eingreifen zurückwich. Er liess lieber tausenderlei Unannehmlichkeiten über sich hereinbrechen, ehe er mit kräftiger Hand die Dinge um sich her ordnete, und fand sich dadurch oft als den Sclaven der Umstände, während er seine Unabhängigkeit doch fanatisch liebte. In seinem Hause hatte sich ein wahrer Heuschreckenschwarm von russischen und polnischen Flüchtlingen eingefunden. Sie hatten förmlich davon Besitz ergriffen, fühlten sich darin als Herren, und schalteten und walteten, wie es ihnen beliebte; kein Tag, kein Abend war sicher vor diesen Eindringlingen, jedes

Familienleben, jedes Zusammensein mit den Kindern, jede gemeinschaftliche Lectüre wurde beliebig von ihnen gestört. Herzen selbst litt am meisten darunter, und oft artete seine Verstimmung bis zum äussersten Missmuth aus. Ich konnte dies nicht billigen, konnte es besonders in Beziehung auf die Kinder nicht dulden und erklärte dies Herzen offen. Wir hatten lange lebhafte Discussionen darüber. Ich sagte ihm freimüthig, dass ich gekommen sei, ihm seine Kinder, so weit ich es vermöchte, in die rechte Bahn zu lenken, aber ebenso auch den Kindern den Vater zu erhalten, und ihnen mit seiner Hülfe die glückliche Heimath zu schaffen, in der allein die Kindheit gedeiht, in der man im Segen den Samen ausstreuen kann, der einst Blüthe und Frucht bringen soll. Mit der ausserordentlichen Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, die auch ein Charakterzug in ihm war, und mit der Freimüthigkeit, mit der er stets den von ihm erkannten Mangel eingestand, gab er zu, dass es Schwäche sei, diese Zustände nicht zu ordnen, und gab mir Vollmacht es zu thun. Ich rieth ihm, einfach zwei Abende in der Woche zu bestimmen, wo er die Bekannten sehen wollte, am Tag aber und an den übrigen Abenden mit einem strengen Verbot im Hause ein für allemal Ruhe zu schaffen. Er fand, dass es mit einem Abend genug sei, nahm seine Massregeln, und bald war in dieser Beziehung um uns Frieden. Natürlich zog mir das alsbald einen

Haufen von Feinden zu, die ohnehin mein Kommen in das Haus nicht gern gesehen hatten, da sie den von ihnen dort gehofften Einfluss bedroht sahen. Ich sollte auch nicht ungestraft davonkommen.

Es verstand sich jedoch von selbst, dass vortreffliche Ausnahmen unter jenem in seine Schranken gewiesenen Schwarm sich befanden. Diesen blieb der Zutritt unverwehrt; ihrer edleren Natur nach aber machten sie auch eben keinen Missbrauch davon. Unter diesen waren Mehrere, denen ich später in Freundschaft näher treten sollte; zunächst aber fiel mir vor Allen ein Pole auf, dessen Märtyrergestalt mich mit Mitleid und Ehrfurcht erfüllte. Es war dies Stanislas Worcell, ein Mann aus einer der ersten aristokratischen Familien Polens, an dessen Wiege die Deputationen einiger dreissig Dörfer gestanden hatten, um als Unterthanen den Eltern zu seiner Geburt Glück zu wünschen. Er hatte als Kind und Jüngling nur von Silber gespeist, war von Dienern umringt gewesen und im höchsten Luxus aufgewachsen. Doch hatte er nicht versäumt, seinen Geist zu bereichern, und vereinigte in sich eine Fülle von Kenntnissen, die bei ihm zur wahren Bildung geworden waren. Dabei aber war er erfüllt von jenem mystisch-fanatischen Patriotismus, den ich später beim Lesen der polnischen Dichter, Mickiewicz u. A., noch näher kennen lernte. Polen war der mystische Stern, welcher der grossen edlen Seele Worcells auch hinter

den trüben Wolken des Exils, das ihm den bittersten Kelch gereicht und keine schmerzvolle Entsagung erspart hatte, verklärend leuchtete. Reich, angesehen, glücklich verheirathet, Vater mehrerer Kinder, hatte er Alles unbedenklich für die Unabhängigkeit des Vaterlands eingesetzt, als die grosse polnische Revolution kam. Nachdem die Uebermacht des fremden Herrschers gesiegt hatte, blieb ihm, wie so vielen Anderen, nichts als das Exil. Was es ihm aber bitterer machte als Anderen, das war der Verrath von Gattin und Kindern, die, anstatt ihm zu folgen, in das Feindeslager übergingen, wo sie natürlich mit Ehren überhäuft wurden, da der Verräther der natürliche Bundesgenosse des Tyrannen ist und ihn in seinen eigenen Augen rechtfertigt. Wie tief dieses Schwert in Worcell's Seele gedrungen sein musste, bezeugten die tiefen Furchen, welche der Schmerz in seinem edlen Antlitz, das von ergrautem Haar und Bart umgeben war, gezogen hatte. Doch kam nie ein Wort der Anklage über seine Lippen; er sprach überhaupt nie von denen, die sich im Glanz der kaiserlichen Gnade zu Petersburg sonnten, während er in Armuth und Entbehrung lebte. Er hatte den edlen Stolz des Gerechten, der seine Wunden nicht zur Schau trägt; wie er denn überhaupt nie klagte und stets, wenn man ihm begegnete, der feine, geistvolle, tief gebildete Mann war, der alle modernen Sprachen in grösster Vollkommenheit sprach, und dessen

scharfe Dialektik, dessen philosophischer Geist, aus dem Quell der mannigfaltigsten Kenntnisse schöpfend, die Unterhaltung zu einer wahren Erquickung machten. Er lebte vom Unterrichtgeben in der Mathematik und in Sprachen und unterrichtete in ersterer auch Herzen's Sohn, was ihn viel in das Haus führte. Doch kam er auch ausserdem oft hin, da Herzen ihn hochschätzte. Er war der Erste, der mit wärmster Sympathie Herzen entgegenkam, als in diesem der längst gehegte Plan zur Reife gedieh, in London eine russische Presse zu gründen, um durch dieselbe gegen den Despotismus in Russland zu operiren. Sich aus tiefem persönlichem Leid zu retten, in das er nach dem Tode seiner Gattin und vieler geliebter Menschen versunken war, hatte Herzen den Vorsatz gefasst, dem geknechteten russischen Gedanken im Auslande eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Von da sollte derselbe, unumwunden ausgesprochen, zurückkehren in die Heimath, um der Rächer der Unterdrückten, der Verbreiter von Licht und Aufklärung und der Bote einer besseren Zukunft zu werden. So wie Herzen allein diesen Gedanken gefasst hatte, so gedachte er auch ihn allein mit eigenen Mitteln ins Werk zu setzen. Ein Pole war es, eben Worcell, der die Tragweite dieses Gedankens zuerst begriff und sich demselben freudig anschloss, indem er Herzen die Mittel, über welche die polnische Emigration verfügte, um Flugschriften nach Polen und

Russland hinein zu bringen, zur Verfügung stellte. Wie hätte er als edler, grossartiger Mensch auch anders empfinden sollen gegen ein Unternehmen, das sich eröffnete mit dem tiefgefühltesten Bekenntniss dessen, was Russland an Polen verschuldet, mit der Darreichung der Bruderhand an die Unterdrückten, zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, den Despotismus, der auf Russland wie auf Polen lastete? Ich war dabei, als Worcell aus Herzen's Hand das erste, in London in russischer Sprache gedruckte Blatt empfing, und theilte die freudige Rührung beider Männer. Ich sah nun doch wenigstens nach einer Seite hin wieder einen Samen der Freiheit aufgehen, den im freien Albion so leicht nichts hindern konnte, zur Blüthe zu gelangen. Lange ehe ich Herzen kannte, hatte sich in mir der Gedanke ausgebildet, dass Russland und Amerika die nächsten Culturfelder sein würden, auf denen die socialistischen Zukunftsideen, die in Europa theoretisch geboren, da nur Kampf und Streit hervorriefen, zur Entwicklung kommen würden. Der Blick auf die Karte hatte mir hauptsächlich diese Ueberzeugung erweckt. Das alte, in viele Fetzen zerrissene, so individualistisch markirte Europa musste scharf ausgeprägte Völkerindividuen, schroffe Gegensätze, ganz getrennte Staats- und Lebensformen zur Erscheinung bringen. Der offenbare Zug der modernen Geschichte aber, der auf Massenvereinigung, auf Zusammenwirken vieler Kräfte, auf Asso-

ciation und Verbindung weitester Strecken durch Culturmittel hinausgeht, schien mir einen geeigneteren Boden zu seiner Verwirklichung in den weiten, nicht durch Gebirge, Ströme und gewaltige Meereinschnitte getrennten Strecken der ungeheuren Continente von Amerika und Russland zu finden. Da schien die Leichtigkeit ackerbaulicher und industrieller Unternehmungen wie von selbst die ungehinderte Vereinigung menschlicher Kräfte dazu aufzufordern, die humanen Theorien der Zeit in das Leben zu rufen. Diese Theorien, welche zunächst die unerlässlichsten materiellen Lebenbedingungen für Alle als Grundlage einer neuen bessern Zukunft verlangten, negirten den Satz des Malthus, dass nicht alle zum Bankett des Lebens berufen seien. Sie stellten im Gegentheil den Satz auf: Wer arbeitet, soll auch geniessen. Seit ich Herzen kannte, hatten sich mir durch seine Mittheilungen über die russische Gemeinde diese Ideen befestigt und entwickelt. Es schien mir, als sei in dieser Gemeinde durch den gemeinschaftlichen Besitz der Erde das furchtbare Problem des Proletariats gelöst, das sich über Europa wie eine gewitterschwere Wolke immer drohender zusammenzieht. Wer genug Erde besitzt, um sich und die Seinigen zu ernähren, braucht nicht zu darben. Damit schien mir das Messer an die eiternde Wunde gelegt, die am Marke des alten Continents frisst und seine Lebenskraft verzehrt.

Natürlich musste mir bei solchen Voraus-

setzungen das grossmüthige Unternehmen Herzen's von äusserster Bedeutung scheinen. Einem Lande, das in den Grundformen seines Lebens die Bedingung gegen das materielle Unglück der Gesellschaft zu besitzen schien, konnte allerdings weiter nichts fehlen, als die Fesseln eines viel plumperen Despotismus wie der europäische zu zerbrechen und mit dem freien Wort und der Erkenntniss alle die gebundenen Kräfte zum Leben zu wecken.

Nicht blos Worcell, sondern auch viele andere Personen begrüssten Herzen's Werk auf das Freudigste. Michelet, der französische Geschichtsschreiber, schrieb in Folge dessen: „Welcher Hass hat noch das Recht zu existiren, wenn Polen und Russen sich verbinden?"

Nicht alle Polen jedoch waren so sympathisch, so vortrefflich wie Worcell, und ich sollte bald die Erfahrung des kleinlichen Neides und der Intriguensucht machen, die in dieser Emigration herrschten. Eine polnische Familie, die mit Herzen bekannt war und deren Kinder viel mit den seinen verkehrten, hatte sich eng der deutschen Wärterin der letzteren angeschlossen. Man lud sie häufig mit den Kindern ein, behandelte sie ganz als Ebenbürtige und hoffte wahrscheinlich, so einen Einfluss im Hause auszuüben. Im Anfang benahm man sich auch äusserst zuvorkommend gegen mich; man besuchte mich, lud mich ein und hätte mich vielleicht noch lieber ganz für sich gewonnen. Aber die Familie war mir nicht sympathisch;

sie hatte nicht die einfache, stumme Würde des Unglücks wie Worcell. Sie trug das ihre mit Ostentation. Ich konnte mich oft nicht enthalten zu lächeln, wenn der Vater und andere ihm verwandte Polen zu Herzen kamen mit geheimnisvollen Mienen, argwöhnisch umherschauend, mit dumpfer Stimme flüsternd, als fürchteten sie Späher-Ohren und als trügen sie ein Geheimniss, von dem die Geschicke der Welt abhingen, mit sich herum; kurz, sie erschienen „drapés dans la conspiration," wie ich einmal zu Herzen sagte.

Ich hielt mich etwas von ihnen zurück und suchte auch ein wenig den Umgang der Kinder zu beschränken, da er mir keinen guten Einfluss auf die mir anvertrauten zu üben schien. Natürlich ward diese ganze Clique von da an mir feindselig. Mit der Wärterin war mein Verhältniss im Anfang das allerbeste. Sie war froh, dass noch ein weibliches Wesen im Hause war, mit dem sie sprechen konnte, das ihre Erzählungen mit anhörte und ihre Theilnahme bewies an den Angelegenheiten, die sie innerlich am meisten beschäftigten, wozu auch eine Herzensangelegenheit in der Heimath gehörte, deren Vertraute ich sogleich wurde. Ich gab ihr nie Veranlassung zur Klage; das Leben im Hause wurde für sie heiterer, denn ich veranstaltete zu Geburtstagen, zu Weihnachten, zu Neujahr kleine Feste für die Kinder, an denen sie natürlich Theil nahm und wobei sie sich mehr als Alle amüsirte. Ein wirkliches Familien-

leben fing an im Hause zu herrschen, welches alle Hausgenossen als Zusammengehörige vereinigte und gemeinsame Interessen, Bestrebungen, Scherze und Arbeiten hervorrief, wie sie eben ein wohlgeordnetes Familienleben zu haben pflegt und worin sein Reiz und das wohlthätige Gefühl der Zusammengehörigkeit bestehen. Es wurden auch gerade in diesem Winter mehrere Kinderkrankheiten durchgemacht, wobei ich meine Pflicht mit der Liebe that, wie sie nur eine Mutter ihren Kindern erzeigen kann, denn schon waren mir diese Kinder, besonders die beiden Mädchen, innigst ans Herz gewachsen. Meine natürliche angeborene Neigung zum Familienleben trat wieder vollständig hervor. Ich dachte viel über die damals überhandnehmende Tendenz nach, die Familie zu zerstören und sie gleichsam als den Tod der Individualität hinzustellen. Dies gilt nur von der Familientyrannei. Die Familie darf sich allerdings jene Autorität nicht anmassen, welche das Individuum in seiner freien, naturgemässen Entwicklung hemmt, so wenig wie der Staat dies darf. Beide, Staat wie Familie, sollen im Gegentheil das Individuum darin schützen und fördern, sich seiner allereigensten Natur gemäss zu entwickeln. In der Familie im engern, im Staat im weiteren Massstabe sollen dem Individuum die Mittel gereicht werden, zu schöner und freier Bildung zu gelangen. Nie aber dürfen Familie oder Staat der freien Selbstbestimmung des Individuums hindernd oder

zwingend in den Weg treten. Ist eine Familie religiös und will sie den unmündigen Kindern eine religiöse Erziehung geben, so sei sie frei dies zu thun. Aber das selbständig gewordene Individuum zwingen wollen, bei den anerzogenen Ansichten zu verbleiben, oder es im Widersetzungsfall zu verfolgen, ist Tyrannei. Ebenso kann der Staat Religionsunterricht in seinen Schulen verordnen, aber seine Beamten zwingen in die Kirche zu gehen, ist Despotismus u. s. w. — Eindrücke und Beispiele sollten die Hauptmittel sein, mit denen Familie und Staat auf die Erziehung der Individuen wie der Völker wirken. Den jugendlichen Menschen umgeben mit schönen Eindrücken, ihm vorleuchten mit edlen, erhabenen Beispielen, und im Uebrigen die Natur ihren Gang mit innerer Nothwendigkeit gehen lassen ohne sie zu stören: das wäre Weisheit. Je mehr mich die übernommene Pflicht wieder mit allem Sinnen und Denken auf das grosse Problem der Erziehung hinführte, desto tiefer wurde in mir diese Ueberzeugung, dass Eindrücke und Beispiele die mächtigsten Hebel einer guten Erziehung sein müssen, nicht aber die Dressur, welche das gewöhnliche Gouvernantenthum, die gewöhnliche Schulmeisterei, das gewöhnliche Staatswesen mit sich bringen. Wodurch wurde das athenische Griechenthum so unsagbar schön? Weil bei den Athenern keine Dressur die freie Anmuth der Natur in Schranken legte, weil sie umgeben waren von Eindrücken der Schönheit, weil die

Natur sie mit ihrem höchsten Liebreiz, mit Anmuth und Erhabenheit zugleich umfing, weil die Kunst in immer steigenden Inspirationen sie dazu führte, das ideale Schöne gleichsam in die Form gebannt zu schauen, weil die Alten, Weisen sich liebevoll in den Geist befreienden Gesprächen zu der Jugend niederliessen, weil die Beispiele göttlicher Heroen den jungen Seelen Flammen der Nacheiferung in der Seele weckten. In Sparta, wo die Dressur herrschte, kamen starke, regelrechte Menschen zum Vorschein, aber keine Lieblinge der Götter, wie es die Athener waren.

Die sehr originellen Naturen, die ich zu erziehen übernommen hatte, führten mein Nachdenken nun auf specielle Fälle, und ich suchte ihnen die Theorie so weit es ging anzupassen. Zunächst war es freilich die älteste Tochter, mit der ich mich am meisten beschäftigte, deren Unterricht ich ganz allein übernahm und deren schon sehr ausgeprägte Natur ich mit Sorgfalt studirte. Aber mit grenzenloser Zärtlichkeit schloss ich auch das kleinste Mädchen in mein Herz, die noch zu klein war um zu lernen, die sich aber auch mir mit einer in einem so kleinen Wesen wunderbaren, fast leidenschaftlichen Liebe anschloss. Dies gab die erste Veranlassung zu Aeusserungen eifersüchtigen Missmuths von Seiten der Wärterin, die für dieses Kind, das bis dahin ihr ausschliesslich überlassen gewesen war, eine besondere Vorliebe zeigte. Ihr Be-

nehmen gegen mich fing an sich völlig zu verändern. Ich schrieb das zuerst auf Rechnung dieser kindischen Eifersucht. Bald aber sah ich, dass wohl noch mehr dahinter war, und erlangte die Gewissheit, dass jene Polen allerlei Argwohn in ihr wachgerufen hatten, welcher sich in der traurigsten Art gegen mich kundgab, theils durch Verstimmungen, theils durch Zurückziehen, durch früheres Sich-Entfernen mit den Kindern, die noch nach der ersten Anordnung des Hauses mit ihr zusammenschliefen u. s. w. — Ich suchte Anfangs die Sache zu ignoriren und blieb nach wie vor freundlich. Endlich aber wurde auch ich gereizt, da dies Benehmen entschieden anfing auf meinen ältesten Zögling einzuwirken: sie wurde scheu und misstrauisch gegen mich, stellte sich auf die Seite der Wärterin, machte ihre Arbeiten schlecht oder unlustig, und wurde, wie ich sehr wohl bemerkte, ebenfalls von den Polinnen beeinflusst. Dazu kam, dass die Wärterin bisher jede Anordnung hinsichtlich der Kinder in Händen gehabt hatte und dieselbe, da Herzen darin durchaus keine festen Bestimmungen getroffen hatte, auch behielt. Sie hatte daher genug Gelegenheit mir die Kinder zu entziehen und immer noch ihr Leben fast nach ihrer Willkür einzurichten. Ich machte endlich, da ich einsah, dass mein Einfluss auf die Kinder nichtig würde, wenn das so fortginge, Herzen darüber Mittheilungen. Ich verlangte von ihm ein bestimmtes Ordnen der Verhältnisse, ehe

das Uebel um sich griffe und zu unheilbaren Verstimmungen führe. Wieder trat mir da seinerseits jenes vorhin erwähnte Schwanken entgegen, jene Scheu, in die Verhältnisse zu rechter Zeit einzugreifen, um künftigen Uebeln vorzubeugen. Es war dies ein ganz nationaler Zug in ihm, den ich bei vielen Russen wiedergefunden habe. Er verleiht ihrem Leben etwas an den Zufall Hingegebenes, etwas Schwankendes, und macht wohl eine der Hauptverschiedenheiten ihrer Naturen gegen die des westlichen Europa's aus, sowie er einer von den Antagonismen ist, die ihnen das deutsche Wesen mit seinem festen, ordnenden Vorbedacht antipathisch machen. Herzen sah die Sache an, begriff sie nicht, meinte, das würde sich ausgleichen, und liess es gehen. Leider kam es nicht so. Die unangenehmsten Scenen folgten; die Wärterin fing an Krämpfe zu bekommen, wenn ich mich längere Zeit mit dem kleinen Mädchen beschäftigte und wenn diese, deren lebhafte Phantasie und empfängliches Wesen angezogen wurden durch die Anregungen, die ich ihr gab, in feuriger Neigung sich an mich anschloss. Endlich sah denn doch auch Herzen, dass es nicht mehr ging, und dass er zu wählen habe zwischen ihr und mir. Ich stellte es ihm durchaus frei, unser Verhältniss zu lösen, wenn es ihm schwer falle, die einmal eingewohnte Dienerin zu entlassen. Davon wollte er aber nichts hören, und so entschloss er sich endlich, sie in schonendster Weise gehen zu heissen.

Ich stand ihm darin völlig bei, da ich immer selbst tausendmal lieber Opfer brachte, als sie für mich oder um meinetwillen bringen liess. Es that mir auch innigst leid, dies Wesen, die jetzt schon reuevoll anfing ihr Unrecht einzusehen und nach Art beschränkter Naturen einlenken wollte, da es zu spät war, zu betrüben und von den Kindern zu trennen, da sie dieselben nach ihrer Art liebte. Dennoch fühlte ich, dass hier etwas Höheres auf dem Spiele stand, nämlich das Wohl der Kinder und mein Einfluss auf sie, und so blieb ich fest, wie viel es mich auch kostete. Nach ihrer Abreise nahm ich die Kinder zu mir und richtete mir mein Leben mit ihnen nach meinem Sinn ein. Wieder ward es Frieden um mich her, obwohl in der ältesten meiner Zöglinge jene polnischen Misstöne noch eine Zeitlang fortklangen und mir Manches zu schaffen machten, was ich aber mit der Zeit schon zu überwinden hoffte.

Es trat eben damals in unser engstes Leben ein russisches Ehepaar ein, das zur Zeit, als Herzen's Familie noch vollständig war, in Nizza mit ihr zusammen gewesen war. Es waren dies wieder eigenthümliche Typen, die aber, er besonders, eine ganze Generation repräsentirten — jene Generation, die schon nach Herzen's Entfernung aus dem Vaterland in das Alter der That eingetreten war und sich durch mehrere, natürlich misslungene Verschwörungen bekannt gemacht hatte. Herr E . . . war ein Freund Petrascheffski's, der (nach dem Zeugniss

Aller, die ihn kannten, ein ausgezeichneter Mensch) als das Haupt einer dieser Verschwörungen gefangen und nach Sibirien geschickt worden war. E . . ., kränklich, bis zur äussersten Reizbarkeit nervös, war einer von den ganz theoretischen Menschen, wie sie auch Herzen schon unter seinen Zeitgenossen gefunden und geschildert hatte. Mit scharfem, zersetzendem Verstand, glänzender Dialektik, philosophischem Scharfsinn begabt, brachte er es mit diesen dennoch durch die gänzliche Lähmung jeder Thatkraft unter dem unsinnigen despotischen Druck zu nichts Andrem, als zu bitterer Ironie und zur furchtbarsten Skepsis in Allem und Jedem. Letztere trat um so unheilbringender hervor, als daneben das Bewusstsein der Befähigung einen gewissen Anspruch erzeugte, den kein Erfolg rechtfertigte. In der Herzen'schen Generation war, ausser all jenen oben genannten Eigenschaften, eine grosse poetische schöpferische Kraft, welche Viele rettete; so, ausser Herzen selbst, Turgenjeff, Belinski, Lermontoff u. A. Wem es „ein Gott gab, zu sagen, was er leide", der konnte seinen Schmerz wenigstens hinüberretten in eine reinere Region. Wem das aber versagt war, der musste ein „traurig freudlos Leben" führen, und es war nicht zu verwundern, wenn die Russen im Allgemeinen sich im Lethe des Weins Vergessen tranken, wie es, den Turgenjeff'schen Novellen nach zu urtheilen, allerdings durchgehends auch im Volk der Fall sein musste.

Ich hatte E . . . sehr gern und unterhielt mich häufig mit ihm, weil es eine wahre Gymnastik des Geistes war, mit ihm zu discutiren oder zu streiten. Sein Witz und Spott amüsirten mich, denn er vernichtete mit diesen scharfen Waffen nur das Vernichtungswerthe, aber niemals das Schwache, Hülfsbedürftige. Im Grund seines Herzens war unter allem Hohn und bitterem Zweifel doch ein ächt menschliches Fühlen übrig geblieben. Er konnte kein Thier leiden sehen und kannte sich nicht vor Wuth, wenn er eines misshandelt sah. Seine Frau zog mich weniger an; sie war schön, kalt, stolz, klug, positiv und doch mystisch — ein seltsames Gemisch von Eigenschaften. Aber ihr Mann liebte und verehrte sie unaussprechlich. Beide Gatten waren nun die häufigen Gäste im Hause, besonders da sie auch die Kinder sehr liebten und denselben viel von ihrer Mutter erzählten, die sie gekannt und hoch verehrt hatten.

Ausser ihnen kamen jetzt häufig Mitglieder der französischen Emigration, aber nicht des doctrinär-republikanischen Theils derselben, an dessen Spitze Ledru-Rollin stand, sondern der socialistischen Partei, als deren Haupt Louis Blanc damals angesehen wurde. Dieser gab uns oft Anlass zum Lachen, indem die kleinste Herzen ihn wegen seiner knabenhaften Gestalt für einen Spielkameraden nahm und ihm deshalb ihre besondere Gunst zuwandte, er aber darüber so geschmeichelt war, dass er sich

gleich nach dem Kind erkundigte, sobald er kam und oft halbe Stunden lang mit ihr au volant oder sonst ein Spiel spielte. Ja er war sogar so eingebildet auf diese Eroberung eines drei Jahre alten Mädchenherzens, dass er ernstlich böse wurde, als einer der andern Franzosen ihm einmal spottend sagte: „Mein Gott, Louis Blanc, Sie werden sich doch nicht einbilden, das Kind sei in Sie verliebt? Das gilt ja nur Ihrem blauen Rock mit den schönen gelben Knöpfen.“ Er trug nämlich immer einen blauen Frack mit grossen gelben Knöpfen darauf. Die kleine Anekdote war sehr bezeichnend für ihn; er war unendlich eitel und glaubte sich einen grossen Mann trotz seiner Körperkleinheit. Doch muss man, um gerecht zu sein, sagen, dass er wirklich liebenswürdig war und seine Bedeutung sich ganz selbst verdankte. Er besass nicht nur ein grosses Talent als Historiker, sondern auch eine tiefe, logisch entwickelte Ueberzeugung, die er zwar stets mit rhetorischem Schwung auch im intimen Gespräch, aber doch ohne jenen Schwall von revolutionären Phrasen vortrug, durch den die meisten seiner Landsleute sich auszeichneten. Auch er war ein Doctrinär und sein System hatte sich bereits als unhaltbar erwiesen, aber er war geistvoll und vertheidigte seine Theorie mit grosser Gewandtheit und Hartnäckigkeit, wenn Herzen ihm auch oft auf das Schärfste die Mängel derselben nachwies. In allen diesen oft heissen Verhandlungen blieb er aber stets,

trotz seiner doctrinären Rechthaberei, der vollkommene gentleman, und wenn er in der Discussion heftig und halsstarrig war, so war er unmittelbar nachher liebenswürdig, freundlich und erzählte mitunter ganz reizend die allerkomischesten Anekdoten. In vertraulichen Gesprächen liebte er es sehr, von seinem Leben mit den französischen Arbeitern zu sprechen und Züge von der Liebe zu berichten, die sie ihm stets bewiesen hätten. So u. A. erzählte er, wie er einmal mit einem Mitgliede der provisorischen Regierung vom Jahre Achtundvierzig spazieren gegangen sei und bemerkt habe, dass ein Mann in einer Blouse ihnen in einiger Entfernung hartnäckig folgte. Welche Wendung des Wegs sie auch einschlagen mochten, der Mann folgte derselben auch. Eine arme Frau trat heran und bat Louis Blanc um ein Almosen. Er suchte in der Tasche und fand, dass er keine Münze habe. Da trat der Mann in der Blouse rasch hinzu, legte ihm einige Sous in die Hand und sagte: „Es soll Niemand sagen können, dass Louis Blanc einen Armen ohne Almosen von sich gelassen habe." Es stellte sich nun heraus, dass immer einer der Arbeiter ihm folgte, wohin er auch ging, um über ihn zu wachen und stets zu seiner Hülfe bereit zu sein.

Einer der wenigen Franzosen, welche Louis Blanc, trotz aller Anerkennung, in der Discussion entgegen zu treten wagten, wurde bald ein täglicher Gast im Hause. Es war diès Joseph

Domengé, ein noch ganz junger Mann, aus dem südlichen Frankreich gebürtig, der Sohn unbemittelter Eltern, der, von diesen in früher Jugend schon in das Chaos des Pariser Lebens entlassen, seinen Weg allein hatte suchen müssen und sich mit dem ganzen Ungestüm einer begeisterten Seele in die Revolution gestürzt hatte. Die Folge davon war auch für ihn das Exil und die Armuth. Herzen hatte ihn eines Abends bei einem gemeinschaftlichen Bekannten getroffen und war von dort mit ihm weggegangen, so in Gespräche vertieft, dass sie die halbe Nacht in den Londoner Strassen umhergeirrt waren, ohne enden zu können. Am folgenden Tag erzählte mir Herzen von ihm und sagte: „Unter allen Franzosen, die ich kenne, habe ich noch keinen so freien Menschen und so denkenden philosophischen Kopf gefunden wie diesen.“ Ich lernte ihn auch bald darauf kennen und er machte mir einen so gewinnenden Eindruck, dass ich Herzen vorschlug, ihn für seinen Sohn als Lehrer zu nehmen. Seinem edel schönen Aeusseren entsprach auch die hohe Intelligenz, sein muthiger freier Blick, der ihn über alles conventionelle Denken hinweg hob und vorurtheilsfrei die Natur der Dinge betrachten liess. Er hatte kein philosophisches System a priori angenommen, aber seine ganze Art zu sehen war philosophisch, und mit unerschrockener Kritik begegnete er den Theoremen, mit denen seine Landsleute, Jeder in seiner Weise, die Welt von oben herab be-

glücken wollten. Er hatte studirt und schien mir in jeder Weise geeignet, den heranwachsenden Jüngling zu leiten. Herzen war derselben Ansicht, und Domengé kam von nun an täglich mehrere Stunden in das Haus zum Unterricht. Er blieb dann meist auch zum Essen, wodurch die Unterhaltung immer mannigfaltiger und angeregter wurde.

Ein anderes Mal sagte mir Herzen: „Nun bereiten Sie sich vor, einen sehr merkwürdigen Menschen kennen zu lernen, der mich eben besucht hat, ich habe ihn auf den Abend eingeladen.“ Den Namen dieses Menschen hatte ich schon gehört; es war vielfach von ihm die Rede gewesen wegen eines Duells, das er mit einem Anhänger Ledru-Rollin's gehabt und in welchem er seinen Gegner erschossen hatte. In Folge dessen hatte er vor dem englischen Schwurgericht gestanden, und es hatten sich bei der Verhandlung sonderbare Unredlichkeiten ergeben, die seine politischen Gegner gegen ihn verübt hatten. Sein Name war Barthélemy; er war ein einfacher Arbeiter aus dem heissblütigen Marseille, hatte schon in früher Jugend zu der geheimen Gesellschaft der Marianne gehört, die damals in Frankreich revolutionäre Zwecke verfolgte, war in derselben durch das Loos bestimmt worden, Rache an einem Polizeisergeanten zu nehmen, der sich an einem Mitglied der Gesellschaft vergangen hatte, hatte denselben, wie ihm befohlen, getödtet, war gefangen genommen und zum Bagno

verurtheilt worden. Bald darauf brach die Revolution von Achtundvierzig aus. Er wurde aus dem Bagno befreit, kämpfte in den Junitagen mit Löwenmuth auf Seiten der Arbeiter und entkam nur mit Mühe und unzähligen Gefahren neuer Gefangenschaft und dem Exil in Cayenne, gegen das denn doch das Exil im freien England, trotz Armuth und Entbehrung, eine beglückende Rettung war. Ich war wohl begierig, diesen Menschen zu sehen, dem schon in der Jugend so wilde abnorme Schicksale begegnet waren, doch hatte ich auch ein geheimes Grauen vor ihm, dessen Hand schon mehr als einmal den Tod gegeben hatte. Wie war ich erstaunt, als Herzen mir am Abend einen Menschen von feiner, ruhiger Haltung vorstellte, der sich äusserlich in nichts von jedem andern Herrn der Gesellschaft unterschied, und als derselbe mich mit einer Stimme anredete, deren tiefer, musikalischer Wohllaut eine unwiderstehlich sympathische Wirkung ausübte. Dieser Wilde war zurückhaltend, bescheiden, ja fast schüchtern, durchaus edel in Bewegung und Benehmen. Nur in dem dunklen Auge, das in dem melancholischen Gesicht unter der gedankenvollen Stirn hervorleuchtete, blitzte es zuweilen wie das ferne Wetterleuchten eines drohenden Sturmes, der mit vernichtender Gewalt im gegebenen Moment losbrechen wird. Er wurde in der Discussion nie heftig, schrie nicht wie die anderen Franzosen, declamirte nicht wie sie, hatte keine academische Rhetorik

des Vortrages, sprach überhaupt nicht viel. Aber wenn er sprach, dann verstummten nach und nach die Andern. Die tiefe, wohllautende Stimme tönte allein klar und bestimmt über dem verhallenden Chaos und sprach Meinungen aus, die wie aus Stein gemeisselt schienen, so unerschütterlich schienen sie fest zu stehen. Nur selten zitterte ein ferner Klang der Leidenschaft in dieser Stimme, der es verrieth, dass seine Gesinnung nicht nur überhaupt zur That werden könnte, sondern auch zu solch rascher That, dass sie ihn vielleicht selbst gereuen würde. Ich war so ergriffen von der Bekanntschaft dieses Menschen, dass Herzen, obgleich er ihn selbst sehr bedeutend und anziehend fand, über meinen Enthusiasmus lachte. Noch in Deutschland war ich daran gewöhnt gewesen, mit sehr unterrichteten Arbeitern zu verkehren, welche die socialen Fragen mit Ernst und Nachdenken behandelten; aber eine so harmonische Durchbildung wie bei Barthélemy, ein so völliges Heraustreten aus seiner Sphäre durch Anstand und Benehmen, wie bei ihm, hatte ich noch nirgends gefunden. Er flösste mir eine Achtung vor dem französischen Arbeiterstand ein, die mich berechtigte anzunehmen, dass alles Heil der Zukunft in jenem Lande lediglich in diesem Stande ruhe. Ich ahnte damals noch nicht, dass es möglich sein würde, dass das Kaiserreich zwanzig Jahre dauern, mit seinem demoralisirenden Einfluss auch diesen Stand gründlich verderben und zu den traurigsten

Consequenzen seiner damaligen Theorie führen könnte.

Ausser diesen drei hervorragenden Individuen waren mir die übrigen Mitglieder der französischen Emigration, die zu Herzen's Abenden zu kommen pflegten, nicht nur uninteressant, sondern fast unangenehm durch ihre Phrasen, durch ihre ewigen Wiederholungen desselben Themas. Freilich war es ja überhaupt nur immer die Individualität, die in Allem den Ausschlag gab. So wie es in all den verschiedenen Nationalitäten, die das Schicksal hier zusammen geworfen hatte, des Gleichgültigen, des Verkehrten, ja des Widerwärtigen genug gab, so gab es auch überall schöne, hervorragende Gestalten, die mit der Menge versöhnten. Darin unterscheidet sich ja überhaupt der Mensch von der Natur; diese letztere interessirt sich nur für die Gattung und ihre Erhaltung, sie wirft das kostbarste Individuum, welches körperliche und geistige Schönheit hoch über die Andern stellt, mitleidlos in dieselbe Grube mit dem, der sein völliges Gegentheil war — aber dem Menschen ist nur das Individuum hochbedeutend; nach ihm misst er die Bedeutung der Jahrhunderte, ihm reicht er den Kranz der Unsterblichkeit, in ihm liebt er die Menschheit.

Auch aus der italienischen Emigration wurden mir in Herzen's Haus einzelne Persönlichkeiten näher bekannt und lieb. Mazzini sah ich damals nicht, denn er ging Abends nie aus, ausser

in seinen nächsten englischen Freundeskreis, wo ich nicht bekannt war. Dagegen kam sein einstiger College im römischen Triumvirat, zugleich sein Schüler und Freund, Aurelio Saffi, öfters zu uns. Herzen liebte denselben ausserordentlich und Saffi neigte sich immer mehr und mehr Herzen's Anschauungen zu, die freilich wesentlich von denen Mazzini's abwichen. Mazzini hatte ein Dogma, allerdings ein schönes, reines, aber doch ein Dogma, zu dem er die Welt bekehren wollte und an dessen Unfehlbarkeit und endliche Verwirklichung er glaubte. Herzen hatte den Fanatismus der Freiheit, er wollte die unbegrenzte Entwickelung aller Möglichkeiten und hasste und negirte deshalb die bestehenden tyrannischen Gewalten, die versteinern wollen. Er würde auch die Republik negirt haben (und that es schon damals mit der französischen Republik von Achtundvierzig), wenn diese zum bindenden Dogma für den Gedanken hätte werden wollen. Saffi fing auch an einzusehen, dass es eine Unmöglichkeit sei, von der Emigration aus dem Vaterland Gesetze und den Gang seiner Entwicklung vorschreiben zu wollen. Anstatt zu conspiriren, wandte er sich einer bestimmten Thätigkeit im Lande des Exils zu, da ihm seine Vermögensverhältnisse keine Unabhängigkeit boten. Nach einiger Zeit erhielt er einen Ruf an die Universität in Oxford, dem er folgte. Er war ein literarisch hochgebildeter Mensch, eine poetische, träumerisch melancholische Natur. Stundenlang konnte er sitzen,

ohne nur ein einziges Wort zu sprechen. Oft erwachte er, wenn man ihn anredete, wie aus einem fernen Traum. Einmal hatten wir ihm lange einem Franzosen gegenüber sitzen sehen, der ihm alte, von uns Allen bis zum Ueberdruss gehörte Geschichten aus der Zeit der Revolution von Achtundvierzig vortrug, ohne dass Saffi auch nur einmal den Mund zu einer Bemerkung geöffnet hätte. Endlich machte die Essenszeit diesem Monolog ein Ende und Herzen fragte Saffi lachend, ob er nun gründlich über die Angelegenheiten der Mairie des dreizehnten Arrondissements unterrichtet sei? — Saffi sah ihn erstaunt an und sagte: „Ich habe nichts gehört," was denn natürlich ein allgemeines herzliches Gelächter hervorrief. Trotz dieser Zerstreutheit und Versunkenheit war er aber eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der ganzen Emigration. Er war nicht zum politischen Menschen geboren, der Patriotismus war ihm eine Poesie, und die Erhebung Italiens hatte den Dichterjüngling ergriffen wie ein verkörpertes Ideal. Noch ganz jung mit dem älteren Freund an die Spitze der römischen Republik gerufen, war sein erstes Begegnen mit der That der entzückende Traum eines neu auferstandenen Roms gewesen. Der Traum war zerronnen, und als er erwachte, fand er sich einsam im nebelverhüllten Exil. Das tiefe Leid, das seine Seele füllte, zeigte sich, ausser in seinem Schweigen, auch dann, wenn er zuweilen im engsten Kreise plötzlich anfing, Verse

zu recitiren; entweder die unsterblichen Terzinen seines grossen Landsmanns, auch eines Verbannten und vom tiefen Schmerz des Exils Erfüllten, oder die am Born des Leidens selbst geschöpften Dichtungen des nach Dante grössten und edelsten italienischen Dichters, Giacomo Leopardi. Dann war es, als spräche er aus seiner eigenen Seele, und sein ganzes Wesen erwachte aus der Versunkenheit, die ihm gewöhnlich war. Er liebte Herzen mit fast kindlicher Zärtlichkeit und hörte bewundernd zu, wenn bei diesem die Gedanken sprühten und der feurige Geist die Zuhörer mit fortriss in alle Gebiete des Denkens. Nur Herzen's sprudelndem Witze war es gegeben, ihm manchmal ein herzliches Lachen abzugewinnen.

Ganz das Gegentheil von Saffi, und doch auch ein echt italienischer Typus war Felice Orsini, der, mit Herzen auch schon von Italien her bekannt, ihn jetzt in London aufsuchte. Er war das Bild eines Condottiere des Mittelalters, wie ihn sich die Phantasie nicht besser träumen konnte, eine jener Gestalten, wie sie Macchiavell vorschwebten, als er, in objectiver Anschauung seiner Zeit, den politischen Typus aufstellte, den man ihm so sehr verdacht und den man fälschlich für sein Ideal genommen hat. Orsini war schön, ganz anders schön wie der blasse träumerische Saffi. Er war der echte Römer mit der scharf gebogenen Nase, den festgeschlossenen Lippen, den dunklen blitzenden Augen und der hohen Stirn. Seine Gestalt

war gedrungen, das Bild der Kraft. Er sprach auch wenig, wie Saffi, aber nicht, weil er träumte oder in andere poesieerfüllte Welten entrückt war, sondern weil er beobachtete, plante, sich nie und nimmer gehen liess, nie errathen liess, welches eigentlich der Grund seines Gedankens sei. Er war schon mehrere Mal im Gefängniss gewesen und erzählte mir, dass er im Gefängniss die „Neue Heloise" gelesen, dadurch zu einer höheren Auffassung des weiblichen Wesens gekommen sei, als er sie früher gehabt habe, und dass er sich nun ganz für die Gleichberechtigung der Frauen erkläre, da er sie in jeder Beziehung dem Manne ebenbürtig erachte. Er kam oft des Abends auf eine Stunde zu gemüthlichem Gespräch, beschäftigte sich viel mit den Herzen'schen Kindern und sprach mit Wehmuth von den zwei kleinen Töchtern, die er in Italien zurückgelassen hatte. Diese gemüthliche Seite überraschte sehr in ihm, es war mir die erste Offenbarung der tiefen Familienanhänglichkeit, die in den Italienern ein charakteristischer Zug ist und die man gewöhnlich nicht bei ihnen voraussetzt.

In lebhafte Aufregung wurde die italienische Emigration versetzt durch die Ankunft Garibaldi's, der mit einem Genueser Schiff, das er als Capitän befehligte, aus Südamerika zurückkam, wo er für die Unabhängigkeit der Republiken gefochten hatte. Auch ihn kannte ich bereits aus Herzen's Schilderungen, der mit ihm in Italien zusammengetroffen war. Mit

Rührung hatte mir Herzen oft erzählt, wie nach dem Tode seiner Frau eine unbekannte Dame mit zwei Kindern gekommen sei und ihm gesagt habe, sie wisse wohl, dass er nicht ihren Glauben theile, aber er werde ihr gewiss nicht versagen, mit den Kindern, die auch die Mutter verloren hätten, am Sarge der Geschiedenen zu beten. Die Kinder waren die Garibaldi's und die Dame war ihre Erzieherin. Zu jener Zeit kannte man Garibaldi nur als den Führer des Heeres der römischen Republik, der die französischen Republikaner (die durch diese Expedition eine jener Schandthaten vollbrachten, durch welche sich ihr Erscheinen in Italien so oft traurig ausgezeichnet hat) wahrscheinlich damals zurückgeschlagen und so vielleicht die Geschicke Italiens geändert haben würde, hätte nicht Mazzini's Vertrauen in die Reinheit der republikanischen Gesinnung Garibaldi am energischen Vorgehen gehindert. Es war dies ein Idealismus, den Mazzini und mit ihm Italien schwer büssen musste. Mazzini selbst erzählte mir später mehrere Mal, dass es ihm unmöglich gewesen sei zu glauben, dass die französischen Republikaner etwas gegen die römische Republik unternehmen könnten. Es war eine der vielen Täuschungen der Revolution von Achtundvierzig, denen die ganze revolutionäre Generation jener Zeit unterworfen war.

Wenn aber auch seine schönsten Lorbeeren ihm damals noch nicht zu Theil geworden waren, so war Garibaldi's Name schon neben

dem Mazzini's der ersten Sterne einer für das freiheitliebende Italien. Seine neuesten Heldenthaten in Südamerika hatten einen romantischen Schimmer hinzugefügt, der ihn wie einen Helden der Vorzeit erscheinen liess, welcher auf ferne Ritterfahrten, zur Hülfe der Bedrängten, ausgezogen war. Herzen ging gleich ihn zu sehen, und lud ihn zu Tische bei sich ein. Garibaldi's Bild ist seit jener Zeit Allen, auch denjenigen, die ihn nicht persönlich kennen, so vertraut geworden, dass man es nicht mehr zu beschreiben braucht. Aber wenn sein Aeusseres schon, ohne schön zu sein, einnahm, so that dies noch mehr der sanfte Ausdruck des guten Auges, das milde Lächeln, die ganze einfache und in ihrer Einfachheit doch so würdevolle Persönlichkeit. Seine Erscheinung war wie der stille Zauber eines schönen Tags, nichts Verborgenes, Geheimnissvolles, Aufregendes, kein stechender Witz, keine blitzende Leidenschaftlichkeit, kein hinreissender Schwung der Rede; er flösste aber eine stille freudige Erregung, eine Gewissheit ein, dass hier ein Mensch vor Einem stehe, der in Allem wahr sei, bei dem nie zwischen Rede und That ein Dualismus obwalten werde, der selbst in seinen Irrthümern noch kindlich liebenswürdig blieb. Seine Unterhaltung war frisch, bewegt, voll liebenswürdiger Einfachheit wie sein Wesen und durchweht von einem poetischen Hauch, mit dem er seine Erlebnisse in Südamerika erzählte, den Guerillakrieg, den er da geführt, wie er mit den Seinen unter

dem Sternenhimmel geschlafen, wie sie wirklich noch im alten, edlen Waffenkampf dort von Mann zu Mann gekämpft. Man glaubte einen Helden Homer's zu hören und wohl begriff man es, wie seine Anita, von unauslöschlicher Liebe ergriffen, ihm in heldenkühner Treue nachfolgen musste bis in den Tod. Ganz zu ihm passte der Lieblingsgedanke, den er uns mittheilte: es war sein Traum gewesen, dass die ganze Emigration von Achtundvierzig sich auf einige Schiffe begeben sollte, um eine segelnde Republik zu bilden, immer bereit, da zu landen, wo es für die Freiheit zu kämpfen gelte. Er meinte, die Idee wäre durchaus nicht unausführbar gewesen; Genua, welches ihm sein Schiff gegeben, würde noch mehrere gegeben haben, und so hätte man auf dem freien Meere ein Asyl der Freien gründen können, wie es auf dem Festlande nirgend möglich war.

Nach Tisch kamen mehrere Italiener, die sich von Herzen diese Erlaubniss erbeten hatten, um Garibaldi über seine Ansichten und seine jetzigen Ideen für Italien zu befragen. Er setzte ihnen einfach und klar seinen Standpunkt auseinander. Er bevorwortete zunächst, dass er Keinem erlaube, an seiner echt republikanischen Gesinnung zu zweifeln und setzte dann hinzu, dass es ihm klar sei, dass der Weg zur Einheit Italiens nur durch Piemont und die Dynastie Savoyen gehn könne. Seiner Ansicht nach sollte jeder wahre Patriot für den Augenblick die persönlichen Sympathien und Wünsche

hintenan setzen, um dieses grosse Ziel zu erreichen. Er war der Meinung, dass Revolutionen ganz unnütz geworden seien und dass nur im Anschluss an die italienische Regentenfamilie, die sich immer den liberal-patriotischen Bestrebungen geneigt gezeigt hätte und leicht auch die Sympathien des übrigen monarchischen Europa's für sich haben würde, ein erfolgreiches Handeln möglich sei.

Die übrigen Italiener hörten ihm mit Achtung zu, waren aber nicht Alle seiner Meinung. Noch viel weniger war es Mazzini, vor dem er seine Ansichten eben so klar ausgesprochen hatte. Es stellte sich sogar zwischen Beiden damals eine Spannung ein, die erst viel später wieder ausgeglichen wurde. Garibaldi lud uns vor seiner Abreise zum Frühstück auf seinem Schiffe ein. Am bestimmten Tage wurde Herzen durch heftiges Kopfweh verhindert mitzugehn, und ich ging demnach allein mit Herzen's Sohn. Das Schiff lag weit hinaus in dem tieferen Fahrwasser der Themse und wir mussten vom Ufer aus in einem kleinen Boot hinüber fahren. Beim Schiffe angelangt, wurde mir ein Lehnsessel, mit einem schönen Teppich belegt, vom Bord herunter gelassen, auf dem ich hinauf gezogen wurde. Oben empfing uns Garibaldi in malerischer Tracht; ein kurzes faltiges Oberkleid von grauer Farbe, ein goldgesticktes rothes Mützchen auf dem blonden Haar, Waffen im breiten Gürtel. Seine dunkelbraunen Matrosen, mit den Augen und der Hautfarbe einer

anderen Sonne, waren, ebenfalls in malerischem Anzuge, auf dem Verdeck versammelt. Zwei englische Damen, die ich kannte, waren bereits vor mir angelangt. Garibaldi führte uns in die Kajüte, wo ein Frühstück, aus allerlei Seedelicatessen, Austern, Fischen u. s. w. bestehend, servirt wurde. Die herzlichste und liebenswürdigste Unterhaltung herrschte dabei. Zuletzt stand er auf, ergriff ein Glas einfachen Weins aus seiner Heimath Nizza, den er immer bei sich führte, entschuldigte sich, dass er als guter Patriot uns keinen Champagner vorsetze, sagte, er sei ein einfacher Mann und habe nicht die Gabe der Rede, aber er wolle trinken auf das Wohl der Frauen, die mit reiner Hingabe den Männern beiständen, der wahren republikanischen Freiheit den Weg zu bahnen. — Nachher zeigte er uns das Schiff, seine Waffen, die einfachen Gegenstände, die ihn umgaben. Seine Matrosen schienen ihn alle zu vergöttern und man konnte nicht umhin, den poetischen Zauber zu empfinden, der diese Persönlichkeit hier umgab: der schlichte, einfache, freie Held, durch Güte und Gerechtigkeit ein Herrscher über diese kleine schwimmende Republik, die Hülfe seines Arms und seines kriegerischen Talents in ferne Länder zur Erringung der Freiheit tragend, da er dem Vaterland im Augenblick nicht dienen konnte. Kaum hat wohl je ein Mann seit der antiken Zeit sich so mit dem Zauber der Situation zu umgeben gewusst wie er, aber nicht aus Affectation oder

um Effekt zu machen, sondern aus der eingeborenen Poesie und Redlichkeit seines Wesens heraus, das allen äusseren Glanz und jede Auszeichnung, welche nicht unmittelbare nothwendige Folge des inneren Werthes sind, verschmäht, und sich, wie die wahrhaft Freien es thun, immer dahin begiebt, wo seine eigenste Natur keine Fesseln zu tragen braucht, sondern im Einklang steht mit der Umgebung. So war er hier auf seinem Schiff, so war er in Südamerika gewesen, so war er später im Kriege und auf Caprera. In dieser Einfachheit und Treue gegen sich selbst liegt der unwiderstehliche Zauber, den er namentlich auf das Volk ausübt und der ihn bereits bei seinem Leben zu einem Helden der Legende gemacht hat. Das Volk in Neapel trägt jetzt schon sein Bild als Amulet, feiert seinen Namenstag nicht mehr um des heiligen Joseph, sondern um seinetwillen und glaubt fest, dass der erste Garibaldi schon lange gestorben ist, dass er aber immer wieder aufersteht und dass es stets einen Garibaldi geben wird.

Es finde hier eine bedeutungsvolle Aeusserung Richard Wagners ihre Stelle, die dieser mir später, als die Gunst des Schicksals mir in ihm einen Freund geschenkt hatte, schrieb, nachdem Garibaldi die Einheit seines Vaterlands vollendet hatte:

„Ich hatte mit grossem Eindruck wieder im Plutarch Timoleon's Leben gelesen, auf das ich ganz zufällig gerieth. Dieses Leben hat die

ganz unerhört seltene Bedeutung, dass es wirklich vollkommen glücklich zu Ende geht, ein ganz ausnahmsweiser Fall in der Geschichte. Es thut einem wirklich wohl doch zu sehen, dass so etwas einmal möglich war, ich kann mich aber im Hinblick auf alles übrige Edle nicht erwehren, solch einen Fall eigentlich nur als Lockvogel vom Welt-Dämon aufgestellt zu erkennen. Diese Möglichkeit musste offen bleiben, um so Unzählige über den eigentlichen Inhalt der Welt in die Irre führen zu können. Stellte diese Möglichkeit sich nirgends einmal dar, so dürfte man fast annehmen, dass es uns möglich sein müsste, auf kürzerem Wege dahinter zu kommen, wohin wir Occidentalen — so scheint es — erst auf sehr langem Umwege gelangen werden. Wie viel Berührungspunkte gab es nun, die mich neuerdings Garibaldi auf Timoleon beziehen liessen. Noch ist er glücklich! Sollte es möglich sein, dass ihm die eigentliche furchtbarste Bitterkeit erspart werden dürfte? Von Herzen wünsche ich es ihm. Doch erschreke ich oft, wenn ich ihn doch nur als Fliege im grossen europäischen Spinnennetze ersehe. Viele Möglichkeiten stehen aber offen. Vielleicht ist die Fliege zu gross und stark."

Leider war sie es nicht, und auch Garibaldi musste den bittersten Kelch bis auf die Hefe leeren.

Sechstes Kapitel.

Landleben.

Inzwischen war das Frühjahr herbeigekommen. Freudig begrüsste ich den Vorschlag Herzens, London zu verlassen und nach Richmond zu ziehen, das wegen seiner Nähe doch die Vortheile Londons mit geniessen lässt, und zugleich in den Spaziergängen an der Themse, in seinem herrlichen Park und dem nahen Kew-Garten, alle Vorzüge des ländlichen Aufenthalts bietet. — Von jeher war mir das Landleben als das wahre Leben erschienen. Die unbegrenzte Liebe zur Natur, die Ruhe und der Frieden, die sie allein zu geben vermag, die grosse Unschuld, die in ihr herrscht, in der die wilden Triebe noch nicht erwacht sind, welche schon bei den Thieren Raub, Mord und Qual zur Folge haben — Alles dies liess mich mit Entzücken darauf hinsehen, nun endlich einmal dieses noch so selten genossenen Glücks theilhaftig zu werden. Dazu freute ich mich, aus dem noch immer zu regen Verkehr im Hause fortzukommen. Freunde und Besucher, von denen ein Jeder glaubte, er müsse doch

die Ausnahme sein, mit der man die Zeit verbringen könne, waren mir noch immer zu Viele. Ich sehnte mich nach Ruhe und Stille, zumal ich Alles im Hause hatte, dessen ich bedurfte: für mein Gefühl die Kinder, für meine Thätigkeit die Beschäftigung mit ihnen, Herzens Umgang für meinen Geist. Herzen ging nach Richmond, um ein Haus zu suchen, und als es gefunden war, zogen wir hinaus. Herr E . . . mit seiner Gattin zogen uns nach. Domengé kam jeden Tag und blieb bis zum Abend, theils Stunden gebend, theils Theil nehmend an unseren Spaziergängen, Wasserfahrten u. s. w. — Ich lebte nun mit den Kindern so ganz nach meinem Sinn und erfreute mich an ihrem Gedeihen. Bei der Aeltesten verloren sich jene früher erwähnten Missklänge immer mehr und wir kamen uns herzlich näher. Mit der Kleinen schloss sich das tiefe Liebesband, das uns von Anfang an vereint hatte, immer fester, und oft stand ich Abends an dem Bettchen wo sie schlummerte, und dachte mit wahrem Dankgefühl an die Mutter, die ich nicht gekannt und die mir dies theure Vermächtniss hinterlassen hatte. Ich fühlte all die heisse Liebe, all die Aufopferungsfähigkeit einer Mutter, all ihre brennende Sehnsucht, über solchem jungen Leben zu wachen und es zur schönsten Blüthe zu erziehen. Die Grazie dieses Kindes entzückte mich mit den reinsten Hoffnungen für ihre Zukunft; ihre Fehler und kleinen Unarten wurden meine tiefste Sorge und mein Denken ging auf in

den grossen Problemen der Erziehung und ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall. Viele Wochen verstrichen im reinsten Frieden. Dann fing E . . ., dessen kränkliches, gereiztes Wesen immer einen Gegenstand der Unzufriedenheit und Kritik finden musste, und, da er nicht im Grossen beschäftigt war, sich überall an Details des täglichen Lebens stiess, an, seine Kritik an der Erziehung der Kinder zu versuchen. Er fand, dass ich nicht streng genug sei, nicht genug zurechtweise, meinte, das fröhliche Gelächter und die Ausgelassenheit der Kleinen griffe ihm die Nerven an, wenn er zu uns komme, und was der Klagen mehr waren. Anstatt sich aber direct an mich zu wenden, klagte er Herzen darüber. Bei diesem bedurfte es auch oft nur eines Anstosses, um ihn aus der vertrauensvollen Sicherheit, in die er seinen nächsten Freunden gegenüber versank, zur skeptischen Grübelei und dem Sehen von Gespenstern am hellen Tage zu verlocken. Er fing nun auch an sich zu beunruhigen. Eines Abends, als er, E . . . und ich allein beisammen sassen, nachdem die Kinder schlafen gegangen waren, brachte er das Gespräch auf die Erziehung. Mit der edlen Offenheit, die ich so hoch an ihm schätzte, verhehlte er mir nicht, dass zwischen E . . . und ihm die Rede darüber gewesen sei, dass ich zu wenig Gewicht auf die Disciplin in der Erziehung lege. Es entspann sich eine lange Discussion. Ich setzte meine Ansichten auseinander. Sonderbarerweise war E . . . nun

ganz auf meiner Seite, sagte Herzen, dass er gar nichts von Erziehung verstände, was dieser auch freimüthig eingestand, und nachdem wir mehrere Stunden discutirt hatten, hatte ich eigentlich meine Gegner fast zu dem Bekenntniss gebracht, dass ich Recht hätte. Als ich in mein Schlafzimmer im oberen Stock, in dem auch die Kinder schliefen, kam, fand ich die kleine Olga wach, ihr lächelndes Gesichtchen auf beide Händchen gestützt, meiner Ankunft harrend. Sie sah so unbeschreiblich liebenswürdig aus, dass ich E . . ., der eben die Treppe hinunterging, zurief, doch noch einmal rasch heraufzukommen. Er kehrte um, und Herzen und er stiegen zum zweiten Stock herauf. Ich zeigte ihnen das Kind und sagte ihnen leise: „Skeptiker, die ihr seid, braucht man bei solcher Grazie zu verzweifeln, wenn nicht in einem Augenblick Alles gelingt, was nur in Jahren sich entwickeln kann und wenn die Frucht nicht vor der Blüthe kommt?“

Sie mussten sich Beide des holden Anblicks freuen und gingen lächelnd weg. Am andern Morgen jedoch gab mir Herzen einen Brief, den er mir noch in der Nacht geschrieben. Es war schon öfter zwischen uns Gebrauch gewesen, obgleich wir unter demselben Dach lebten, nach bedeutenden Discussionen, oder wenn wir Einer gegen den Andern etwas auf dem Herzen hatten, zu schreiben, da man dem Papier gegenüber freier, besonnener, concentrirter ist und das eigentlich Bedeutende des

zu Sagenden besser zusammenfassen kann. Der Brief lautete:

„Ich will ihnen schreiben wegen unseres gestrigen Streites. Die Discussionen führen niemals zu etwas Gutem, man erhitzt und erzürnt sich, die Eigenliebe kommt ins Spiel; man sagt mehr als man fühlt. Zuerst muss ich Ihnen in vollster Wahrheit versichern, dass ich ganz und gar Ihrer Meinung bin in Beziehung auf den Tadel, den Sie und E . . . gegen mich ausgesprochen haben betreffs meines Antheils an der Erziehung. Ich kenne diese Mängel meines Charakters sehr gut; ich versuche es, mich zu ändern — das ist aber nicht leicht. Ebenso stimme ich *vollkommen* überein mit Ihrer Theorie und Ihrer Praxis, was die *moralische Erziehung* und den *Unterricht* der Kinder betrifft — es wäre also unnütz, darüber noch zu reden. Das unermessliche Gute, welches Sie in diese Ruinen einer Familie gebracht haben, besteht nicht allein in der Reinigung der Atmosphäre um uns her, sondern auch in der Einführung eines Elementes der Gesundheit und Unabhängigkeit, welches bewunderungswürdig auf die Kinder gewirkt hat und welches ich stets auf das Tiefste anerkannt und geschätzt habe.

„Es bleibt also die äussere Erziehung, „die Dressur", wenn Sie wollen — allerdings kommt sie erst in zweiter Reihe und doch ist sie eine ästhetische und sociale *Nothwendigkeit*. In dieser Beziehung finde ich bei Ihnen nicht das-

selbe Talent. Und wissen Sie die Ursache? Weil weder Sie noch ich praktische Wesen sind; weil die Welt der Details nicht nur langweilig, sondern auch sehr schwer ist für alle Diejenigen, die meist in Gedanken gelebt haben, in den Sphären der Meditation und der Theorien und keine wirkliche Spezialität für die Organisation, Administration und Ausübung der Macht haben. Seien Sie offenherzig und sagen Sie, wenn Sie an die Erziehung dachten, dachten Sie am wenigsten an die Dressur? Und sie entflieht Ihnen, wie sie mir entflieht. Und doch ohne diese Dressur keine Sicherheit, kein Gehorsam, keine Möglichkeit, die Gesundheit zu pflegen oder Gefahren vorzubeugen. Sie werfen mir vor, dass ich quälerisch, hart einschreite, wenn die Kinder zu tadeln sind, und ich beschuldige Sie, dass Sie diese Aufgabe zu sehr mir überlassen. Sie sagen, dass Sie es nachher thun. Das mag sein, öfter, aber zuweilen sehen Sie es auch gar nicht, vielleicht weil Sie keinen Werth auf diese Dinge legen. Die Kinder lieben Sie, Olga liebt Sie leidenschaftlich. Warum gehorchen sie Ihnen nicht immer in dem Masse? Ich sage es offen: weil Sie nicht die Kunst haben zu befehlen, oder die fortwährende Autorität, die in Athem erhält, auszuüben.

„E . . . hat mir auch davon gesprochen und das war der Anfang unserer Discussion über Erziehung. Ich habe ihm vorgeschlagen, zusammen mit Ihnen darüber zu sprechen. Aber nicht nur, dass er Sie nicht überzeugt hat gestern,

sondern er stimmte dermassen mit Ihnen überein, dass ich zuletzt nicht mehr dazu schweigen konnte. Ich werde mehr und mehr unbarmherzig gegen meine Freunde, und es waren E . . .'s Bemerkungen, nicht die meinen, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Es ist dies ein Aviso, das von unten kommt aus der praktischen Welt. Sie haben eine ungeheure Aufgabe auf sich genommen, die Erziehung ist eine Hingabe, eine chronische Resignation. Sie ist das völlige Aufgehen des ganzen Lebens, und noch dazu muss man für die materielle Seite einen Beruf ad hoc haben. Darum beeilte ich damals nichts, sondern erwartete Ihren Vorschlag, weil ich wusste, welche Last Sie auf sich nähmen. Ich wusste es um so mehr, als Sie sich vielleicht in Bezug auf mich täuschten. In Worten und in Romanen sind die Menschen, die ihrem Unglück treu bleiben, die vor dem Schmerz nicht fliehen, die gebrochen sind von schweren Schicksalsschlägen, sehr interessant; in der Wirklichkeit ist das nicht so, da ist das eine Krankheit wie eine andere, und alle Kranken sind capriciös und unausstehlich.

„Als Sie mir Ihre Freundeshand reichten, um die Erziehung der Kinder zu unternehmen, hatten Sie einen doppelten Zweck. Sie haben mir es oft gesagt, Sie wollten mich auch heilen; ich verstehe das und bin tief dankbar für jeden Beweis einer wahren thätigen Freundschaft. Aber es konnte Ihnen nicht gelingen und dann erst haben Sie eingesehen, dass ausser der

Sympathie für alle die Dinge, die uns Beiden heilig und theuer sind, ausser der persönlichen Sympathie — wir dennoch Antipoden sind. Ich suche die Kinder zu erhalten, einziger Rest der Poesie in meinem Dasein, ich arbeite, ich lese die Times, ich liebe meine Freunde aufs Tiefste, die wahren, und in diese Zahl gehören Sie, aber diese alle können nichts an der Weise ändern, die mein Wesen einmal genommen hat. Gut noch, wenn auch Sie mit dem Leben fertig wären, dann wären wir wie zwei Schiffbrüchige, die Alles verloren haben. Sie aber haben — und das ist vollkommen gerecht — noch Ansprüche an das expansive Leben, an den Genuss, Sie haben noch eine Zukunft, haben noch Wünsche. Und Sie denken, dass meine Seele so egoistisch ist, nicht zu leiden, wenn ich bedenke, wie unerträglich Ihnen das Leben unter diesem verwünschten Dach sein muss? Ich leide um so mehr, als dabei nichts zu ändern ist, denn ich kann ohne Heuchelei kein anderes Leben führen.

„Haben Sie an alles das gedacht, als Sie mir den Vorschlag machten, sich auf dieser Galeere einzuschiffen? Nein!

„Wie mir das Alles schwer auf dem Herzen liegt! Glauben Sie es mir.

Ihr aufrichtiger Freund
A. Herzen."

Ich musste lächeln als ich diesen Brief las. Woher kamen auf einmal diese Gewitterwolken, dieses tragische Unglück, nachdem seit der

Katastrophe mit der Wärterin Alles in schönstem Frieden gewesen war? Weil einem krankhaft gereizten Menschen die Lebhaftigkeit fröhlicher Kinder einigemal die Laune verdorben hatte. Dabei erkannte ich allerdings etwas von dem „Antipodenthum“ unseres Wesens in jener Ungeduld und Verzweiflung, wenn nicht gleich alle Resultate reiften, die Ausdauer und stille Arbeit allein erzielen können. Ich setzte mich hin und schrieb ihm wieder:

„Da Sie diesen Weg eingeschlagen haben, so wende ich mich auch noch einmal zu demselben, weil es wahr ist, dass man dem Papier gegenüber kühler, leidenschaftloser und präciser ist.

„Einem Irrthum Ihrerseits muss ich zuerst entgegentreten, weil es mich wundert und schmerzt, dass Sie mich so durchaus missverstehn. Ich mache keine Ansprüche an das Leben mehr; aber das Leben macht noch Ansprüche an mich und denen entziehe ich mich nicht. Das Bewusstsein hiervon hielt mich zweimal vom Selbstmord zurück, dem ich mit der ruhigen Gewissheit ins Angesicht sah, dass ich das Recht habe, ihn zu begehen. Nicht im Sturm der Leidenschaft, sondern aus dem allertiefsten Grunde eines unendlichen Schmerzes heraus begriff ich mein Recht ein Leben abzuschliessen, das einen vollen Inhalt gehabt hatte, das ganz und ungetheilt durchlebt war in jedem Augenblick. Neben jenem Recht aber fühlte ich eine andere Forderung: die des Lebens an mich,

an meine noch unverbrauchte Kraft, an meinen Geist, der noch begreifen, an mein Herz, das noch mitleiden und trösten konnte. Diese Forderung behielt die Oberhand, und ich suchte sie nun auch ganz zu erfüllen. Da ich nicht gestorben war an meiner Vergangenheit, wollte ich auch nicht an ihr kränkeln. Wie die Alten einst die Vergänglichkeit des menschlich Schönen in unsterbliche Halbgötter verklärten, so begriff ich in heiliger Wehmuth an meinen Erinnerungen das Gesetz des Vergänglichen und des Ewigen in unserem Dasein. Wenn es einst soweit ist, so werde ich mich ruhig niederlegen mit dem Bewusstsein, in dem einen oder anderen Herzen als ein verklärtes Bild meiner selbst fortzuleben. Mir schrieb kürzlich eine Freundin: ‚wie gern möchte ich bei Deinem Tode sein! Du hast das menschlichste Leben gelebt, das ich kenne — Du wirst auch so sterben.‘ Was aber meine Ansprüche auf ‚Genuss‘ betrifft, so schwöre ich Ihnen zu, dass ich mich oft in dem ‚genussreichen‘ bewegten Leben in London herzlich langweilte, mich hinwegschlich aus den tödtenden Wiederholungen desselben Thema's und aufathmete oben an den Betten der Kinder im Anschauen ihres unschuldigen Schlafs und in der Empfindung reiner, ewig menschlicher Gefühle. In diesen letzten Wochen, als Alles so friedlich zwischen uns war, fühlte ich es oft mit wahrem Glück, dass wir anfingen, ein vernünftiges Leben zu führen. Ich empfand die stillen Stunden in inhaltvollen Gesprächen mit wenigen

Edlen und das immer schöner aufblühende Leben mit den Kindern als den einzigen Genuss, den ich noch vom Geschick als Belohnung für meine gesunde Treue verlange, den ich mit Dank und Freude empfange, ohne mich eigensinnig dagegen zu sträuben, ohne mich krank zu wähnen, wo ich gesund bin, d. h. noch fähig, das Edelste im Leben zu empfinden, zu geben und zu empfangen.

„Als ich den Entschluss fasste, zu Ihnen zu kommen, sah ich eine liebe Aufgabe vor mir und gelobte mir, sie nach besten Kräften zu erfüllen. Ob ich ihr gewachsen sein würde, sagte ich nicht; ich unternahm es im Gegentheil nur auf gegenseitige Probe. Das meine Aufgabe eine doppelte war, ist gewiss; sie konnte nur für die Kinder gelingen, wenn ich auch Sie mit dem Leben versöhnte. Aus dem ersten überraschenden Gelingen gingen die Hindernisse hervor, die mir nachher eine Zeitlang das Leben verbitterten. Vielleicht waren auch Fehler meinerseits dabei, ich wollte ja damals auch gehen: Sie willigten nicht darein, und ich blieb. Im Anfang habe ich selbst manche Bedenken, manche schwere Stunde wegen der Kinder gehabt und gezweifelt, ob meine Kraft der Aufgabe gewachsen sei. Jetzt glaube ich fest, dass ich mein Ziel erreiche und zwar so, dass durch die allmälige Veredelung ihres Wesens und durch ein beständig gutes Beispiel die Kinder von innen heraus sich zum Schönen bilden werden. Zu dieser

Bildung halte ich es für nothwendig, jede unschöne Scene zu vermeiden, und mir scheinen Correcturen in Gesellschaft vor Vielen entsetzlich verletzend: entweder demüthigen sie zu viel und rufen einen inneren Widerstand hervor, oder sie befördern die Heuchelei, d. h. das Streben, sich vor Andern besser zu zeigen als man ist, nur um in ihrer Gegenwart nicht zurechtgewiesen zu werden. Vielleicht habe ich Unrecht, aber ich kann Beispiele anführen, wo ich viel wirksamer auf meine Weise gewesen bin, als wenn ich anders gehandelt hätte. Ich glaube, zwischen dem wirklichen Erzieher, dem Bilder und seinem Zögling, sollte ein solches Verständniss herrschen, dass ein Blick genügte, den letzteren aufzuklären über das Unzulässige, was er gethan. So weit bin ich bereits mit Natalie, und nach den Schwierigkeiten, die man uns zusammen in den Weg gelegt hat, finde ich, dass ich schon viel mit ihr erreicht habe. Sie arbeitet, wo sie lieber spielte, sie unterlässt Manches, wenn mein Blick ihr sagt, dass es zu tadeln wäre. Bleibt nun auch noch Vieles zu wünschen übrig, so wird das schon werden. Mir selbst sind unschöne Manieren furchtbar, nur müssen die guten eben nicht Dressur, sondern die Blüthe sein, die dem organisch zum Edlen und Schönen entwickelten Wesen allmälig entsteigt, denn dann erst sind sie wahrhaft gut und im harmonischen Einklang mit dem ganzen Menschen. Wenn das Kind aber einmal ein wenig Kaffee umgiesst oder der-

gleichen, so ist das eine Ungeschicklichkeit, die sie fühlen muss, die aber doch nicht so arg ist, um darüber eine Scene zu machen, besonders wenn den erwachsenen Personen manchmal dasselbe passirt. Ebenso wenn Olgas übermüthige Natur zuweilen über die Stränge schlägt, oder wenn sie eigensinnig ist, so ist das für die Erwachsenen einen Augenblick lang vielleicht unangenehm, besonders für die, welche vergessen haben, das das Kind sein eignes Leben hat und seinen Kampf durchmachen muss, so gut wie der erwachsene Mensch. Aber was dagegen geschehen muss, lässt sich weit besser mit Ruhe und Consequenz thun als mit Heftigkeit. Die weckt nur die Opposition im Kinde und verlockt es zu unschönen Aeusserungen, weil es ein gewisses Recht fühlt, sein Wesen kundzugeben. E . . . z. B. fordert die Kleine immer heraus, und sie ist immer unartiger, wenn er da ist, während sie bei seiner Frau und mir reizend ist. Was die Gesundheit betrifft, so blühen und gedeihen die Kinder ja gottlob prächtig, und wenn man auch nicht allem Unglück vorbeugen kann, so ist ihnen bis jetzt doch glücklicherweise auch nicht der leiseste Unfall zugestossen. Ich glaube, dass man recht gut über Kinder wachen kann, ohne sie in jedem Augenblick die ängstliche Aufsicht fühlen zu lassen, die sie jeder Selbstständigkeit beraubt und sie entweder furchtsam oder leichtsinnig macht, indem sie sich auf die immerwährende Aufsicht verlassen. Das Kind

frühzeitig an die eigne Besonnenheit gewöhnen, durch die es Gefahren vermeidet, scheint mir unerlässlich, um freie, sichere Menschen zu bilden. Das geschieht aber viel besser, wenn sie nicht unaufhörlich *fühlen*, dass sie bewacht sind. Ich glaube sogar, dass dies das einzige richtige Verfahren nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht ist.

„Sie wissen indess, lieber Freund, dass, wenn es Ihnen zu langsam geht, wenn Sie nicht glauben, dass ein Einfluss, der moralisch und geistig richtig fördernd wirkt, auch mit der Zeit und stiller geräuschloser Arbeit, die kleinen Mängel der äusseren Erscheinung zu beseitigen wissen wird, ich stets bereit bin, den freien Vertrag zwischen uns zu lösen und die begonnene Arbeit in andere Hände zu übergeben. Sie sagen, Sie werden mehr und mehr umbarmherzig gegen Ihre Freunde. Ich werde es in einem gewissen Sinne auch. Ich verlange unbegrenztes Vertrauen, oder sonst lieber völligen Bruch. Nur nicht im Halben verkommen lassen, was ganz, wahr und schön sein muss, wenn es Früchte bringen soll. Mein „Genuss“ wäre es gewesen, wenn ich Ihrem Hause Einheit und Poesie hätte zurückgeben können. Leider aber wird dies Ziel wohl nie ganz erreicht werden, weil Sie krank bleiben wollen, weil Sie sich nicht so befreien wollen, wie es Ihrer Natur allein würdig wäre, und das ist das Uebel Ihres Russenthums. Ja, da finde ich allerdings Etwas, was uns zu Antipoden

macht. — Haben Sie aber noch das alte Vertrauen zu mir, so lassen Sie mich gewähren und glauben Sie mir: ich komme an das Ziel."

Herzens Natur war eine von jenen schönen Naturen, bei denen vor jedem wahren, aufrichtigen Wort die Wolken des Missmuths und der momentanen Verkennung verschwinden, und die sich dann ganz voll und rein wieder hingeben. So war er, nachdem er meinen Brief gelesen hatte, überzeugt, dass er sich Hirngespinnste gemacht hatte und dass ich im Grunde Recht habe. Das weitere Vertrauen zwischen uns stellte sich wieder her. Ja, im Gefühl mir vielleicht eine unangenehme Empfindung hervorgerufen zu haben, trug er nun selbst auf eine kleine Reise an das Meer an, die ich vor einiger Zeit vorgeschlagen hatte und die er damals abschlug.

Wir brachen also auf. Domengé ging mit uns, und wir fuhren hinüber nach der Insel Wight, deren Naturreize ich schon lange zu sehen verlangte. Auf der Fahrt über die kleine Insel nach dem Städtchen Ventnor, welches an der Südseite derselben liegt, sassen Herzen, sein Sohn und Domengé oben auf der Postkutsche; die Kinder und ich sassen innen. Ganz entzückt von dem reizenden Weg rief ich einmal hinauf: „Nun, ist das nicht schön? Hatte ich nicht recht es vorzuschlagen?" Lachend rief Herzen hinunter: „Ja, ich wollte es Ihnen eigentlich gar nicht sagen, aber Sie

haben Recht: es ist wunderschön und gut, dass wir gekommen sind."

Wir verlebten in dem schönen Ventnor fröhliche Tage. Abends waren wir meist mit Pulsky's, die den Sommer dort zubrachten, zusammen. Theresens Mutter, eine Wiener Dame voller Bildung und Geist, war zu Besuch bei ihnen und bereitete uns durch ihren Witz und köstlichen Humor manche heitere Stunde. Kossuths waren auch da, und er zeigte sich im engeren Zusammensein bei weitem liebenswürdiger als bei den offiziellen Vorstellungen in London. Die Gedanken waren damals sehr in Anspruch genommen durch den von Russland angefangenen Krieg in der Türkei. Herzen namentlich war sehr aufgeregt. Er prophezeite von Anfang an die Niederlage der Russen und hoffte sie, da er in Folge dessen den Sturz des Autokratenthums hoffte. Wir theilten seine Hoffnung, und nur durch dieselbe konnte der unsinnige Krieg überhaupt ein allgemeines Interesse haben, ausser dem einen traurigen, dass Menschen sich einmal wieder an irgend einer Stelle des alten Europa massenweise mordeten, und das Tausende von Wittwen und Waisen mit ihrem bitteren Leid eine dunkle Seite mehr in das Buch der Geschichte einschrieben.

Es sollte dieser Krieg freilich, zufolge der bitteren Ironie der Weltgeschichte, die so oft Fortschritte der Civilisation mit dem Blute von Tausenden erkauft, auch manche andere gute Folge haben. So befreite er u. A. die englische

Gesellschaft von vielen Vorurtheilen und brachte den Insulanern ein etwas höflicheres Wesen gegen die Sitten und Gebräuche der Fremden bei, die sich auf das wasserumgürtete Albion verirrten. Zu der Zeit, als wir in Ventnor waren, existirten diese Vorurtheile noch, z. B. gegen die langen Bärte, welche die Ausländer, namentlich die Emigrirten aller Länder, trugen, und welche den an die glatten Kinne gewöhnten englischen Augen sehr „shocking“ und barbarisch vorkamen.

Es passirte uns, dass, als wir auf einem Spaziergang an einem Landhaus vorüber kamen wo einige elegante Damen auf dem Balkon sassen, diese sich nicht entblödeten, beim Anblick von Herzen's und Domengé's Bärten, in ein lautes Hohngelächter auszubrechen. Domengé wandte sich nach ihnen um und sagte laut genug, um gehört zu werden: „quelle canaille!“ — Die Damen zogen sich nicht zurück, wennschon das Gelächter verstummte. Aehnliches war andern Bartträgern in den Strassen Londons begegnet.

Nach dem Krimkrieg, als die britischen Soldaten zurückkehrten, erschienen nach und nach überall bärtige Gesichter. Das Barttragen wurde nun, wie das in England geht, „fashion“ und sogleich ins Extreme getrieben, so dass man bald kein männliches Gesicht mehr sah, welches nicht von einem enormen Bart eingegerahmt gewesen wäre. Auch wurden durch diesen Krieg in England eine Menge Schäden

in der Militärorganisation aufgedeckt, und namentlich wurde die Aufmerksamkeit auf das schamlose Verkaufen der Offiziersstellen hingelenkt, welches bisher den Offiziersstand zu einer Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne der grossen Familien gemacht hatte, ohne Rücksicht auf Befähigung und auf das nothwendige Wissen, das diesem sonst so vielfach traurigen Stand eine moralische Würde verleiht. Ferner erweckte das grossmüthige Beispiel der Miss Nightingale eine Thätigkeit unter den englischen Frauen, die auch bisher noch nicht dagewesen war und die eine weite Nachwirkung haben sollte. — Mit Freuden hebt man die guten Folgen hervor, welche ein so abscheuliches Ereigniss wie ein Krieg, und noch dazu ein Krieg, unter so nichtswürdigen Vorwänden angefangen, mit sich bringt. Sie versöhnen in etwas mit dem vergossnen Blut und mildern wenigstens die Bludschuld vor der Geschichte, wenn auch diejenigen, welche ihn veranlassten, der gleiche Fluch trifft. —

Nach kurzer, froh verlebter Zeit kehrten wir nach Richmond zurück und fingen das gewohnte Leben wieder an, dass sich immer friedlicher gestaltete. Ich begann die russische Sprache zu lernen, da ich mir nicht nur selbst Freude davon versprach, sondern auch Nutzen für die Kinder, deren einzige Tradition mit dieser Sprache zusammenhing. Ich empfand es oft, wie viel schwerer die Erziehung dieser Kinder des Exils sei, als wie die Erziehung

derjenigen, welche ein Vaterland haben und in der Heimath aufwachsen, umgeben von den heimathlichen Sitten und Gebräuchen, vielleicht von alten bewährten Dienern, Verwandten und Freunden. Alles dieses war bei den Kindern der Exilirten nicht der Fall, ganz besonders nicht bei den Kindern Herzen's, wo der Vater allein das heimathliche Element vertrat. Dann fehlten zwei der wichtigsten Grundlagen der bisherigen Erziehung bei ihnen gänzlich, nämlich: Sprache und Religion. Die Muttersprache, in welcher der Begriff zugleich mit dem Wort heranwächst, in welcher alles Fühlen und Denken beinah unmittelbar in den Ausdruck übergeht und jene Originalität der Färbung erhält, welche das nationale Element im Wesen eines Volks ausmacht — fehlte ihnen. Sie sprachen drei, vier Sprachen zu gleicher Zeit, mit der spielenden Leichtigkeit, mit der Kinder überhaupt andere Sprachen lernen und durch die sie darin viel vor dem erwachsenen Menschen voraus haben. Dafür aber hatten sie nicht das tiefe Verwachsensein des Gedankens mit dem Wort, dass z. B. für den Dichter ein unerlässliches Erforderniss ist, weshalb denn auch wohl selten Jemand in einer anderen Sprache als der seinen bedeutende Dichterwerke liefern wird. Chamisso, den man mir als Beispiel anführen könnte, war doch durch Erziehung und Neigung zu gänzlich Deutscher geworden, als dass man es gelten lassen könnte.

In gleicher Weise wie die Sprache fehlte

ihnen die religiöse Erziehung, die den bisherigen Generationen aller Länder ein Band des Zusammenhangs mit dem Vergangenen und Gegenwärtigen, eine Tradition gewesen war, aus der von selbst eine Menge Folgerungen hervorgingen, welche den heranwachsenden Menschen in bestimmte Formen bannten und in einen festgestellten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Welt brachten. Alles dies sind Hülfsmittel, durch welche die Erziehung erleichtert wird.

Es verstand sich von selbst, dass ich völlig mit Herzen einverstanden war, dass von Erziehung und Unterricht in einer positiven Religion, in einem kirchlichen Dogma, nicht mehr die Rede sein konnte. Wie sollten wir das, woraus wir uns selbst in schweren inneren Kämpfen befreit hatten, wieder als eine Fessel um die Kinder legen, um ihnen einst den gleichen Kampf zuzumuthen? das lag ausserhalb jeder Frage und darüber war ich mir ganz klar. Natürlich billigte ich nicht, was ich in einzelnen Familien der Emigration gesehn hatte, nämlich dass es den Kindern erlaubt war, mit den Dingen, die der Mehrzahl der Menschen noch heilig sind, Spott zu treiben. Das konnte nur oberflächliche, arrogante Menschen bilden, die, ohne selbst geprüft zu haben, über etwas zu spotten wagten, was Jahrhunderten das ferne Ideal, welches die Menschheit sucht, dargestellt hatte. Der richtige Weg zur Lösung des schwierigen Problems einer Erziehung ohne

positive Religion, in einer noch christlich dogmatischen Gesellschaft, schien mir ungefähr der zu sein: zunächst den Kindern Ehrfurcht in das Herz zu pflanzen für alles Schöne und Gute, für Alles, was durch Alter, Erziehung und Vorzüge aller Art berechtigt ist solche einzuflössen. Besonders gehören dahin die grossen Menschen, die durch ihren Genius und ihre Tugend heilig gesprochen sind und an die Stelle der antiken Halbgötter und der katholischen Heiligen treten. Es wäre geradezu ein Cultus der Heroen der Menschheit. Ferner: sie zurückzuhalten von voreiligem Urtheil und sie lehren, die Ueberzeugungen Anderer, auch wenn sie ihnen fremd oder unverständlich scheinen, zu ehren, so lange wenigstens ihr Urtheil nicht gereift genug ist, sie mit redlichen Waffen zu bekämpfen. Schliesslich: ihnen den historischen Verlauf und Werth aller der religiösen Formen darzustellen, durch welche die Menschheit schon durchgegangen ist und in welchen sie sich noch gegenwärtig befindet. Dann aber vor Allem: das thätige Mitleid in ihnen zu pflegen, welches das eigentlich religiöse Element ist, das erlösende und das wahrhaft ethische. Dass auf diesem Wege der Erziehung schwere Fälle kommen, wo man dem kühnen Fragegeist des Kindes gegenüber in Verlegenheit kommt, ist gewiss. Aber man hat ja mit dem Hinweis auf einen Gott, der Alles aus Nichts gemacht hat, dem Kinde ebensowenig eine befriedigende Lösung gegeben, als wenn man ihm einfach eingesteht, dass man

den letzten Grund der Dinge selbst nicht kennt. Die Folgerung liegt zu nah, die ich selbst von einem Kinde hörte, als man es auf seine Frage nach dem Ursprung der Dinge an den persönlichen Gott verwies: „Wer hat denn aber den lieben Gott gemacht?"

Lässt man das Kind aber ahnen, dass da Alles erhabenes Mysterium ist, so flösst man ihm von vornherein den heiligen Schauer ein, den das Bewusstsein von der Endlichkeit unseres Erkennens in jedem denkenden Wesen hervorruft — die wahre Demuth, die sich ihrer Begrenzung und ihres Unvermögens bewusst ist und sich nicht in eitlem Behagen als Inhaber der ein für allemal gefundenen Wahrheit mit aller Sehnsucht und allem Suchen abfindet. Auch giebt es ja für das Kind so unendlich viele Zwischenstufen, die seinem unbefangenen, ganz objectiven Sinn näher sind und ihm vollauf zu thun geben, ohne dass es, hinreichend damit beschäftigt, in Versuchung kommen wird, die ihm noch fern liegende Abstraction vom letzten Grunde aufzusuchen. In der allmäligen Bekanntschaft mit dem Reichthum der vorbildenden Natur, welche die Stufen der Entwicklung seiner menschlichen Gefühle ihm im Reich des Lebendigen verständlich und begreiflich macht, wird es so viel zu thun haben, wird so ganz von dem im Nahen, Zugänglichen in Anspruch genommen sein, dass viele Zeit vergehen wird, bis ihm die Frage nach dem Abstracten auf die Lippen kommt. Und käme

sie eher, bei Ausnahmsnaturen, so würde die Hinweisung auf das Geheimnissvolle des grossen Räthsels hinreichen, um den fragenden Geist in Schranken zu halten, bis ihm die Flügel des Gedankens genug gewachsen sind, um den Flug in das unbekannte verhüllte Reich der Abstraction zu wagen, in dem doch zuletzt nur die Intuition der reinen, höchsten Seelen der wahre Führer ist.

Ich verhehlte mir nicht, dass den Kindern aus dieser Erziehung manche Verlegenheiten und mancher Zwiespalt erwachsen würden, namentlich in einer so conventionell orthodoxen Gesellschaft wie die englische. Zum Glück kamen die Kinder Herzen's fast gar nicht mit der englischen Welt in Berührung, und die beiden Mädchen waren sehr erstaunt, als eines Sonntag Morgens, wo sie im Park von Richmond mit Reifen spielten, eine englische Dame auf sie zukam und sie mit strengem Ton fragte, wie sie etwas so Unziemliches thun könnten.

Es wurde mit allseitiger froher Zustimmung beschlossen, auch den Winter auf dem Lande zu bleiben. Nur wurde das Haus zu klein gefunden und ein grösseres, an der Themse gelegenes, genommen, mit einem herrlichen Garten, der bis zum Fluss ging und voll alter prächtiger Bäume war. Das Haus war geräumig, so dass, ausser der bequemsten Einrichtung für die Familie, auch noch für viele Gäste Unterkommen war.

Unter den Gästen, die von Zeit zu Zeit sich hier einfanden, waren jetzt auch alte liebe Freunde aus der Heimath. Anna, die sich endlich mit dem Mann ihrer Liebe, mit Friedrich Althaus hatte verheirathen können, war mit ihm herüber gekommen, um sich eine Existenz in London zu gründen. Mit ihnen war Charlotte gekommen, die unzertrennliche Freundin Anna's. Ich machte sie mit Herzen bekannt. Er schätzte Friedrich sehr und bald gehörten sie zu den intimeren Besuchern des Hauses, was für mich natürlich eine grosse Freude war.

Der Winter in dem herrlichen Hause fing auf das Friedlichste an. Am Morgen blieb Herzen streng bei seiner Arbeit. Er liebte nicht dabei gestört zu werden, und jeder Besuch blieb seinem Zimmer alsdann ferne. Domengé war mit dem Sohn, ich mit den Mädchen beschäftigt. Das Haus und der Garten waren der Kinder und meine Welt; ich sehnte mich nicht über deren Grenze hinaus, denn ich war vollkommen glücklich. Bei den Mahlzeiten und am Abend vereinten uns erquickende Gespräche. Herzen's ewig frischer, angeregter Geist war wie eine lebendige Quelle, die nie versiegt. Abends, wenn die Mädchen zu Bett gegangen waren, las er seinem Sohn und mir vor. Zunächst machte er den Jüngling mit Schiller bekannt und las ihm mit besonderem Entzücken den Wallenstein vor, den er vorzüglich liebte und für Schiller's schönstes Werk hielt. Es war ausserordentlich schön, wie Herzen sich

in solchen Stunden dem Sohne hingab, und wenn er sagte, dass er kein Talent zur Erziehung habe, so hatte er doch gewiss die Gabe, aus der eignen, feurigen Seele Funken in das junge Gemüth zu werfen und Flammen der Begeisterung darin zu wecken, welche die schönste Erziehung sind, wenn sie auf empfänglichen Boden fallen. In diesen Augenblicken, wo der Skeptiker und politische Polemiker in ihm schwiegen und nur der tief ästhetische und künstlerische Mensch aus ihm sprach, schien es mir immer, als könnte nichts befruchtender und bildender für ein junges Wesen sein, als der Umgang mit ihm. Dazu gehörte aber eben ein solch friedvolles, im Aeusseren fast ganz ungestörtes Leben, wie wir es damals führten.

Eine grosse persönliche Aufregung sollte dasselbe unterbrechen. Domengé kam eines Tages in äusserster Erregung und erzählte uns, dass Barthélemy, den wir seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatten, der Held eines blutigen Drama's geworden sei und sich nun im Gefängniss, in den Händen der Justiz befinde. Er hatte sich schon seit längerer Zeit fast von allen seinen Freunden zurückgezogen. Man sagte, dass die Liebe zu einer Frau, mit der er lebte, die Schuld davon trage, und dass diese Leidenschaft ihn ganz unzugänglich für Andere mache. Dann hatte sich das Gerücht verbreitet, dass er London verlassen würde. Wohin er wollte, war unbekannt. Eines Nachmittags war er vollständig zur Reise gerüstet,

mit dem Reisesack in der Hand und in Begleitung jener Frau, zu einem reichen Engländer gegangen, den er seit einiger Zeit öfter besuchte und der bloss mit einer Köchin in seinem eignen Hause lebte. Was sich bei diesem Besuch ereignet hatte, wusste Niemand. Bekannt war nur, dass plötzlich eine Detonation im Hause gehört wurde, dass Barthélemy, nachdem er der Frau, die er liebte, durch eine einsame Seitenstrasse hatte entkommen helfen, selbst, wahrscheinlich um deren Flucht zu sichern, von der schreienden Köchin verfolgt die Hauptstrasse hinab lief, von einem Polizeidiener aufgehalten wurde und diesen im Handgemenge mit dem Revolver, den er in der Hand hielt, erschoss. Die herbeigeeilte Menge hatte ihn dann überwältigt und in Verwahrsam gebracht. Jener Engländer aber war von der Köchin, die nach der Detonation in sein Zimmer geeilt war, todt auf dem Boden in seinem Blute liegend gefunden worden. Bei einem ersten vorläufigen Verhör auf der Polizeistation, wo man den Mörder hingebracht hatte, hatte derselbe ein hartnäckiges Schweigen beobachtet, nur behauptet, dass er den Polizeidiener nicht willentlich erschossen, sondern dass sich im Ringen mit ihm der Revolver entladen habe. Es war natürlich, dass dies Ereigniss bei uns Allen die tiefste Bestürzung hervorrief. Einen Menschen, den wir gekannt und geschätzt hatten, der eine Zeitlang ein Mitglied unseres Kreises gewesen war, nun in solcher Lage zu wissen, war um so er-

schütternder, als bei uns Allen fest stand, dass er kein gemeiner Verbrecher war, zu welch schrecklicher That auch Leidenschaft und heisses südliches Blut ihn hatten hinreissen können. Er war eine edel angelegte Natur, die nun sicher in den tiefsten Seelenqualen das rasch Vollbrachte büsste.

Die französische Emigration war in der grössten Aufregung. Die Partei Ledru-Rollin freute sich fast über den Fall des energischen Socialisten, der ihr immer feindlich gegenüber gestanden und ihren doctrinären Republikanismus gegeisselt hatte, bis ihn jenes vorhin erwähnte Duell vollends mit ihr entzweite.

Die anderen Mitglieder der Emigration, Domengé an der Spitze, nahmen nicht nur tiefen Herzensantheil an dem Vorgefallenen, sondern traten auch öffentlich als die Vertheidiger von Barthélemy's Charakter gegen die hämischen Angriffe seiner Feinde auf. Konnten sie auch das eben Vorgefallene nicht rechtfertigen, so wollten sie es keinesfalls nach gemeinem Massstabe beurtheilen und richten. Uebrigens wollte in das Dunkel dieser Geschichte kein rechtes Licht dringen. Der Einzige, der vollen Aufschluss darüber hätte geben können, Barthélemy selbst, schwieg fortwährend bei den Verhören. Er schien entschlossen, dem Gang der Gerechtigkeit nichts in den Weg zu legen und sein Schicksal zu erleiden, gewiss als Sühne für das eigne edlere Gefühl, das unter der Last eines unleugbaren doppelten Verbrechens seufzte.

Was aber endlich doch als Gewissheit aus allen Gerüchten und Vermuthungen hervorging, war dieses: dass Barthélemy's Reise keinen andern Zweck gehabt hatte als den, Frankreich von seinem Tyrannen zu befreien. Es hiess, dass jener Engländer ihm Geld zur Ausführung des Unternehmens versprochen gehabt, es ihm aber, als Barthélemy im Augenblick der Abreise es holen wollte, verweigert hatte, dass dann ein Streit entstanden sei, der Barthélemy in die äusserste Aufregung versetzt und ihn zur unglückseligen That geführt habe. In wie weit dies richtig war, und weshalb der Engländer verweigerte, was er erst versprochen hatte, war nicht zu ermitteln, da die beiden einzigen männlichen Theilnehmer des blutigen Drama's, der Todte und der Lebende, stumm blieben, und die weibliche Zeugin desselben auf räthselhafte Weise verschwunden war. Welchen Antheil sie an der Sache gehabt, warum sie bei einem so gewagten Unternehmen an Barthélemy's Seite hatte bleiben wollen, schien auch Anfangs unerklärt bleiben zu sollen, bis sich nach und nach aus seltsamen Gerüchten über ihre Persönlichkeit feststellte, dass sie eine französische Spionin und abgesandt gewesen war, den energischesten Emigrirten in das Verderben zu locken. Dies war ihr denn auch nur zu gut gelungen. Dass sie gleich nach der That sich der wichtigsten Papiere Barthélemy's, deren Versteck unter einer Diele des Fussbodens nur sie kannte, bemächtigt, dieselben in Frankreich

an betreffender Stelle abgeliefert und sich selbst dort in Sicherheit gebracht hatte, war mehr als wahrscheinlich. Man hatte bei der Haussuchung die Diele ausgehoben, Alles im Zimmer in Unordnung, aber keine Papiere mehr gefunden, und die für die Vorgänge so wichtige Zeugin wurde überall in England vergebens gesucht.

Dass dem Gefangenen über die schreckliche Verirrung seiner Leidenschaft, die vielleicht allein Schuld war, dass er in den Abgrund stürzte, die Augen aufgegangen wären, glaubte ich aus einem Brief schliessen zu dürfen, den er aus dem Kerker an seinen Associé, der mit ihm verkehren durfte, schrieb, und den dieser Herzen und mir zu lesen gab. Derselbe enthielt u. A. folgende Worte: „Ich bin so grenzenlos unglücklich, dass ich mich nicht retten will, auch wenn ich es könnte.“

Was musste seine stolze, feurige Seele leiden, als ihm das abscheuliche Licht über die verrathene Liebe aufging, deren Folgen nicht nur sein Gewissen mit doppeltem Morde befleckten, sondern auch sein Leben in der vollsten Jugendkraft abschnitten, während noch so viel Gedanken in ihm gährten, so viel edle Thaten ihm zu thun übrig waren! O gewiss, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, wie sie sein sollte, welche die Thaten der Menschen nicht nach einem gemeinsamen Massstabe, sondern nach der Natur des Thäters, den innersten Motiven der Handlung und ihrer Wirkung auf ihn beurtheilte, so hätte Barthélemy freige-

sprochen werden müssen um der Schmerzen willen, die ihn bestürmten, um der Busse willen, deren er fähig gewesen wäre! Aber in den Augen der weltlichen Justiz war er ein Mörder wie ein anderer und wir zitterten für sein Schicksal. Seltsamer Weise jedoch klagte man ihn nicht wegen des ersten Falles, wo entschiedener Mord vorlag, an. Man überging denselben vielmehr mit Stillschweigen und sprach bei den Verhandlungen nur von dem zweiten Fall, der Tödtung des Polizeimanns, der nach englischen Gesetzen blos als „manslaughter," d. h. Todtschlag, aber nicht als Mord bestraft werden durfte. Diese Strafe besteht in der Deportation, und wir hofften, dass man die Todesstrafe vermeiden würde.

Wochen auf Wochen vergingen in der schrecklichsten Aufregung und Ungewissheit. Mir liess das Schicksal des Unseligen keine Ruh'. Tausend Pläne und Gedanken zu seiner Rettung kreuzten sich in meinem Kopf. Aber es war unmöglich, zu ihm zu gelangen. Er wurde mit äusserster Strenge bewacht. Nur sein Associé durfte ihn hinter doppeltem Gitter sehen, und nur der katholische Geistliche durfte ihn besuchen.

Inzwischen war der Schluss des Jahres herangekommen. Zum Neujahrsfest versammelte sich ein auserlesener Kreis von Gästen, um mehrere Tage in dem geräumigen Hause bei uns zu verweilen. Ich liebte es, von Zeit zu Zeit Feste zu bereiten, welche den Kindern einen

poetischen Eindruck, ein ausnahmsweise helles Lichtbild in der übrigens kindlich glücklichen Einförmigkeit ihres Daseins hinterlassen sollten. Den Weihnachtsbaum, der in seiner christlichen Bedeutung für sie keinen Sinn hatte, hatte ich schon im Jahr vorher am Sylvesterabend in seiner antiken Bedeutung, als Symbol des wiederkehrenden Lichts der Sonne, eingeführt. Jetzt bereitete ich ihn abermals und schmückte ihn mit Gaben, die ich zum grössten Theil selbst verfertigt hatte für all die kleinen und grossen Gäste. Es war ein wahrhaft internationales Fest. Russen, Polen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer hatten sich zusammengefunden, und von jeder Nationalität waren es der Besten welche. Als die Mitternacht herannahte, überreichte Herzen seinem Sohn ein russisches Exemplar seines Buches „Vom andern Ufer,“ welches er zuerst in deutscher Sprache herausgegeben und nun selbst in das Russische übersetzt und seinem Sohn gewidmet hatte. Diese Widmung, die der Jüngling noch nicht kannte, las er demselben jetzt im Kreise der Freunde vor.

Sie lautete:

„Lieber Alexander!

„Ich widme Dir dies Buch, weil ich nichts Besseres geschrieben habe und wohl nichts Besseres schreiben werde, weil ich das Buch liebe als das Denkmal eines Kampfes, in dem ich Vieles geopfert habe, nur nicht die Kühnheit des Gedankens, und endlich, weil ich es

nicht fürchte, diesen zuweilen verwegenen Protest einer unabhängigen Individualität gegen veraltete, knechtische, lügnerische Anschauungen, gegen absurde Götzen, welche einer andern Zeit angehören, und welche, sinnlos geworden, ihre Existenz zwischen uns beendigen, indem sie die Einen hindern und die Andern erschrecken — in Deine Jünglingshände niederzulegen.

„Ich will Dich nicht im Irrthum lassen. Kenne die Wahrheit, wie ich sie kenne! Empfange sie ohne peinliche Fehler, ohne schmerzliche Enttäuschungen durch das einfache Recht der Erbschaft!

„In Deinem Leben werden andere Fragen, andere Collisionen auftreten, es wird Dir weder an Leiden noch an Arbeit fehlen. Du bist erst fünfzehn Jahre alt und hast schon schwere Schicksalsschläge erfahren. Suche keine Lösung in diesem Buche; es enthält keine, wie überhaupt unsere Zeit keine enthält. Was gelöst ist, ist auch beendet, und die zukünftige Revolution fängt kaum an.

„Wir bauen nicht, wir zerstören; wir verkündigen keine neue Offenbarung, wir beseitigen nur die alte Lüge. Der gegenwärtige Mensch, ein trauriger pontifex maximus, kann nur die Brücke legen. Ein Anderer, Unbekannter, Zukünftiger wird sie beschreiten. Bleibe Du nicht am alten Ufer; besser ist es, mit ihm untergehen, als wie sein Heil im Hospital der Reaction zu suchen.

„Die Religion der zukünftigen socialen Reorganisation, das ist die einzige Religion die ich Dir vermache. Sie hat kein Paradies, keine Vergeltung ausser der in unserem eigenen Gewissen. Geh', wenn die Zeit gekommen sein wird. diese Religion bei uns in Russland zu predigen. Einst liebte man dort meine Worte, und vielleicht wird man sich meiner erinnern.

„Ich segne Dich zu dieser Reise im Namen der Vernunft, der persönlichen Unabhängigkeit und der Brüderlichkeit."

Der Jüngling stürzte sich, Thränen im Auge, in des Vaters Arme. Wir Alle waren tief bewegt. Ein Jeder dachte wohl mit Wehmuth seiner fernen Heimath, dachte daran, wie fern, wie fern die Zeit noch sei, ja ob sie jemals kommen werde, wo man zurückkehren und jene Religion frei würde bekennen können. Zugleich aber fühlten wir auch Alle, dass in diesem kleinen interessanten Kreise ein Hauch jenes Geistes wehe, der zufolge unserer Hoffnung einst die Menschheit zu einem schönen Bunde vereinen werde, und ein herzliches Gefühl war es, mit dem wir uns zum neuen Jahr die Hand reichten — eine kleine Gemeinde der Freien, im Exil, die es wussten, dass wenn auch noch manches Jahr sich in der Verbannung erneuern sollte, sie doch schon der zukünftigen wahren Kirche einer edleren, geläuterten, freieren Menschheit angehörten.

Es war eine jener schönen, klaren, sternenhellen Nächte, wie sie in England so häufig sind, im Gegensatz zu den trüben, nebligen Tagen. Die Erde war fest gefroren und dennoch war es nicht kalt. Wir gingen, nachdem die Heiterkeit wieder die Oberhand gewonnen hatte, in den herrlichen Park hinaus, wo die jüngeren Leute im Mondlicht scherzten und spielten, während die älteren Personen in schönen Gesprächen lustwandelten. Drei Tage lang blieb der ganze Kreis versammelt. Herzen war in der heitersten Stimmung und der liebenswürdigste Wirth, den man sich denken konnte. Alle waren entzückt von dem Aufenthalt und versicherten, nie zuvor schöner erfahren zu haben, was wahre Geselligkeit sei. Als wir sie zum Bahnhof begleiteten, sagte mir eine der Damen voll Begeisterung: „Herzen ist ein Gott!" —

Mittlerweile war die Sache Barthélemy's noch immer nicht entschieden und erhielt uns fortwährend in schmerzlicher Aufregung. Sein Process zog sich auf seltsame Weise in die Länge, obgleich er selbst nicht den leisesten Versuch machte, sich zu rechtfertigen. Nur die Verleumdungen, welche seine eignen Landsleute in der ihm feindlichen republikanischen Partei über ihn ausstreuten, die hämische Genugthuung, mit der sie ganz in vorderster Reihe bei den Verhören unter den Zuschauern sassen, schienen ihn tief zu empören. Ein Zeugniss hierfür war folgender Brief, den ich

auf dem oben angeführten Wege ebenfalls zu sehen bekam:

„Newgate, 8. Januar 1855.

„Ich bitte Freund B . . . diesen Brief an Fräulein R . . . zu geben, welche ihn wiederum an die Person, für die er bestimmt ist, gelangen lassen wird.

„Wenn ich Sie nicht erhaben wüsste über die kleinlichen Rücksichten, welche die Menschen bewegen, denen die sozialen Vorurtheile für Tugend gelten, so würde ich nicht wagen, Ihnen den Titel Freund zu geben. Aber ich weiss, dass Sie nicht zu denen gehören, welche die Todten treffen, und dass ich für Sie etwas Anderes war als ein Elender. Alles was ich erfahren habe verwundert mich nicht; ich kenne jene Persönlichkeiten hinreichend, um zu wissen was sie werth sind. Wäre ich frei, so würde ich, ungeachtet des Scheines, der wider mich ist, mich dem Tribunal meiner Feinde stellen und sie beschämen. Aber wozu? Ich bin todt, und wenn es unserer Sache dienen könnte, dass sie mich in den Schmutz ziehen, möchten sie es thun. Es ist das vielleicht das einzige Geschäft, für das sie taugen. Ich wollte es wünschen, dass mein Fall in den Abgrund sie auf die Höhe des Berges heben könnte, aber dem wird nicht so sein. Die Mittelmässigkeit wird ihr Loos sein bis zum Ende. Die Devotionsgeschichten, von welchen Sie gelesen haben, kommen aus derselben Fabrik, welche in der Times die Geschichte von dem Fetzen, den

Vardigon mir in meine Pistole gestopft hatte*), wieder auffrischt. Ich sterbe; aber der Beweis für diese Thatsache bleibt, und wird seiner Zeit veröffentlicht werden. Leben Sie wohl!

E. Barthélemy."

Endlich erfolgte das Urtheil. Es lautete auf Tod am Galgen, obgleich, wie schon gesagt, der erste Fall ganz aus der Anklage weggelassen worden war, und der zweite nur mit Deportation bestraft werden konnte. Wir Alle und Barthélemy selbst hatten nur an diese Strafe gedacht. Der gutgesinnte Theil der französischen Emigration hatte sich mit einem Gesuch zu Gunsten des Angeklagten an Lord Palmerston gewendet, der damals Minister war, und dieser hatte sich nicht ungünstig ausgesprochen. Um so schwerer traf uns Alle die Entscheidung. Mehrere Male waren Barthélemy Geld und Wäsche von Seiten der Freunde zugestellt worden; jetzt nach der Entscheidung stellte man ihm auch, im Saum eines Hemdes verborgen, eine Portion Strychnin zu, um im Fall es zum Aeussersten käme, dem schimpflichen Tod durch den Strang und all den qualvollen, ihm vorangehenden Förmlichkeiten durch ein freiwilliges Ende zu entgehen. Nachher aber hatte sein Associé mit einer gleichen Quantität Strychnin eine Probe an einem Hund gemacht und bei demselben nur entsetzliche Leiden, aber nicht den Tod hervorgerufen. Er hatte dies Barthélemy mitgetheilt,

*) bei dem oben erwähnten Duell.

als er am Sonnabend, den 19. Januar, zum letzten Mal zur Unterredung mit seinem Freund zugelassen wurde. Er bereitete auf diese Weise dem Unglücklichen die grausame Qual, das Mittel zur Befreiung vom schimpflichen Tod in Händen zu haben und ungewiss zu sein, ob es ihm das völlige Resultat gewähren oder ihn nur der Kräfte berauben würde, das Unvermeidliche mit Würde zu erleiden. Seine stolze Seele scheute zurück vor dem Gedanken, sich durch die Anwendung des Gifts vielleicht zu unmännlicher Schwäche zu verurtheilen, und er entschied, sich seiner nicht zu bedienen.

Ich litt Unsagbares während dieser Tage. Ein grenzenloses Mitleid füllte mein Herz bis zum Zerspringen. Dass ich ihn nicht retten konnte, wusste ich genau, aber ich verlangte sehnlich danach, dem Verurtheilten den Trost mitzugeben auf dem letzten Weg, dass es Menschen gäbe, die anders dächten als die irdische Gerechtigkeit und seine Feinde. Zugleich wünschte ich aber auch, der Empörung Ausdruck geben zu können, welche die Servilität der englischen Regierung in mir erregte, da es nunmehr ausser allem Zweifel war, dass das Todesurtheil nur auf ausdrückliches Verlangen der französischen Regierung bestätigt worden war. Die Geschworenen hatten auf mildernde Umstände erkannt und den Verurtheilten der königlichen Gnade empfohlen. Ich schlug Herzen und Domengé vor, für uns drei um die Erlaubniss nachzusuchen, den Unglücklichen

auf seinem letzten, schweren Wege begleiten zu dürfen. Ich fühlte, dass ich die Kraft haben würde, dies zu thun. Ich sehnte mich danach, weil ich überzeugt war, dass Barthélemy im tiefen Schmerz den blinden Willensact gebüsst hatte und nun durch einen schweigend und edel zu erleidenden Tod die grosse Schuld sühnen wollte. Ihn in diesem erhabenen Augenblick der Busse allein zu lassen, bloss umgeben von einer widerwärtig gaffenden Menge, war mir wie ein tiefer Vorwurf. Mir schien es, als sei es unsere Pflicht, auf der Schwelle der Ewigkeit ihm gleichsam die Entsühnung anzukündigen durch diesen Beweis des heiligsten Mitgefühls, der erbarmenden Liebe. Zugleich erschien es mir recht, durch eine solche Handlung, im Namen einer zukünftigen gerechteren Ordnung der menschlichen Gesellschaft, zu protestiren gegen das Richten nach schematischen Begriffen, anstatt nach dem inneren Wesen der That und des Thäters. Herzen und Domengé hatten nicht den gleichen, sehnsuchtsvoll ungestümen Wunsch wie ich, doch zogen sie Erkundigungen ein. Sie erfuhren aber, dass die Sache unmöglich sei, da man uns unter keiner Bedingung die Erlaubniss ertheilen würde, weil ein solcher Schritt gegen alles Herkommen sei und die schauerlich gefühllose Routine des zum Geschäft, wie jedes andere, gewordenen Vorgangs stören würde. So blieb mir denn nichts übrig, als in der Tiefe meines Herzens mit ihm zu leiden und die furchtbar

ernsten Stunden in Gedanken mit ihm durchzukämpfen. Den Sonntag, der sein letzter Tag war, verbrachte ich in einer Stimmung, die ich nicht anders bezeichnen kann, als wie ein fortwährendes, heisses, inbrünstiges Gebet, und wenn es Seelenströmungen giebt, die sich aus der Ferne fühlbar machen, so musste Barthélemy es fühlen, dass er in den schweren Prüfungsstunden nicht allein war.

In England müssen alle Hinrichtungen am Montag Morgen stattfinden, und zwar in der ersten Morgenfrühe. Ich erwachte lange vor Tagesanbruch und meine Gedanken eilten in jene schauerliche Zelle im alten Newgate-Gefängniss, wo der aus seinem letzten irdischen Schlummer Erwachte jetzt die erniedrigenden Vorbereitungen zum letzten Gange durchmachen musste. Als ich die Glockenschläge hörte, welche die sechste Stunde verkündeten, verbarg ich mein Gesicht in das Kopfkissen und weinte bitterlich. Einige Stunden später liess Herzen mich bitten, in sein Zimmer zu kommen. Er kam mir entgegen mit dem Ausdruck tiefster Erschütterung und reichte mir ein Zeitungsblatt. Es war die Times, welche bereits einen Bericht über die letzten Stunden Barthélemy's und die vollzogene Hinrichtung brachte. Ich konnte nicht lesen vor hervorbrechenden Thränen, Herzen las es mir und dem Sohne vor. Wie während des ganzen Verlaufs des Processes die Haltung des Gefangenen musterhaft edel, ruhig, bescheiden gewesen war, so hatte die Würde

seines Benehmens in diesen letzten Stunden alle Zeugen mit Antheil und Bewunderung erfüllt. Sogar die Times gestand, dass dieser Mörder kein gemeiner Mensch gewesen sein könnte. Er hatte die Richter, welche kamen ihm zu verkünden, dass seine letzte Stunde gekommen sei, mit Ruhe und Anstand empfangen. Auf die Frage, ob er sich der Gnade Gottes empfohlen habe, hatte er gesagt, es könnte nur von einer Gnade hier die Rede sein: der der Königin, welche ihm die Thür des Gefängnisses geöffnet hätte; das Uebrige sei seine Sache, die er mit sich selbst abzumachen habe: er sei bereit zu sterben. Den jungen katholischen Geistlichen, der ihn hatte besuchen dürfen, hatte er gebeten, ihn als Freund zum Richtplatze zu begleiten. Auf die Frage, ob er nicht noch einen Wunsch habe, dessen Gewährung ihm Trost sein könne, bat er einen Brief, den er Tags zuvor erhalten hatte, in der Hand behalten zu dürfen bis zuletzt. Es war dies ein Brief aus dem südlichen Frankreich, aus dem Geburtsort des Gefangenen, der, von den Behörden vorschriftsmässig gelesen, ihm als unverfänglich zugestellt worden war: ein kurzer rührender Brief, nicht einmal ganz orthographisch geschrieben, mit einem weiblichen Taufnamen unterzeichnet. Er enthielt nichts weiter als die einfache Versicherung einer Liebe, die über Schuld und Tod hinaus ihre Treue bewahren werde. Den Gefangenen hatte dieser Brief tief ergriffen. Vielleicht war es der Nach-

klang einer ersten Jugendliebe, aus der Zeit, ehe noch wilde Leidenschaft und missleitete Energie die hochbegabte Seele mit dunkler Schuld, die nun nur im Tode gesühnt werden konnte, befleckt hatten — und wie den armen Erdensohn, den im Leben Fluch- und Schuldbeladenen, zuletzt die reine, erste Liebe, das Ewig-Weibliche, hinanzieht und entsühnt, so blieb auch Barthélemy kein anderer Wunsch mehr, als mit diesem letzten Gruss der grossen Erlöserin das Reich des Wahns und der Schuld zu verlassen.

Würdevoll, gefasst und muthig, hatte er sich den letzten Vorbereitungen unterworfen. Seinen Gefangenwärter hatte er, mit herzlichem Dank für alle ihm bewiesene Liebe, umarmt und dann selbst die bewegten Richter aufgefordert, den letzten Gang anzutreten. Den Brief in die Hand gepresst, war er an der Seite des jungen Geistlichen fest und ruhig dem Richtplatz zugeschritten. Als er die Stufen, die zum Galgen führten, betrat, hatte er einen Augenblick still gestanden und gerufen: „In wenigen Augenblicken werde ich es also kennen, das grosse Geheimniss!" — Dann, oben angelangt, hatte er noch einmal ruhig und lange auf die den Richtplatz umgebende Menge geblickt, den Geistlichen umarmt und sich dem Henker übergeben.

Wir schwiegen lange, lange, und stille Thränen sagten mehr als Worte. Ich hatte viele Tage hindurch Mühe, meine Fassung

wieder zu erlangen. Begierig forschte ich nach jedem Aufschluss, den ich noch irgendwie über des Gestorbenen letzte Seelenstimmung und Gedanken erfahren konnte. Dass man auch selbst den Todten noch fürchtete, erhellte daraus, dass, als nach der Hinrichtung sein Associé kam, um die ihm vom Freunde vermachten, während der Gefangenschaft geschriebenen Memoiren und sonstigen Mittheilungen in Besitz zu nehmen, sich nichts vorfand, als einige unbedeutende beschriebene Blätter und dass Niemand von etwas Anderem wissen wollte. Wahrscheinlich waren die Hauptsachen sogleich weggenommen und an dabei interessirter Stelle abgeliefert worden. Die Zeitungen ergingen sich noch während mehrerer Tage in Muthmassungen, Schmähungen, Verdächtigungen, bis die Fluth des Neuen auch diese Wellen hinwegspülte. Um so wohlthuender überraschte mich ein Brief des katholischen Priesters, der Barthélemy's Besucher gewesen war, welchen die Times brachte. Der Schreiber sprach sich auf das Entschiedenste gegen die böswilligen Entstellungen aus und versicherte, dass er den Gerichteten genau kennen und trotz der beklagenswerthen That, zu der ein leidenschaftliches Temperament ihn hingerissen, schätzen gelernt habe und dass er jetzt, wo die grosse Sühne vollzogen sei, bereit wäre, für das Andenken desselben in jeder Weise aufzutreten.

Der Brief war sehr schön und gab mir das

Vertrauen, dass das Schicksal dem Unglücklichen eine edle Ausnahme der gewöhnlichen Priesterschaft zum Troste zugeführt gehabt habe. Ich schrieb diesem Priester, erzählte ihm von dem lebhaften Interesse, welches Barthélemy's Intelligenz und sein ernstes innerliches Wesen mir früher eingeflösst hatten; ferner, dass ich ihn dann aus den Augen verloren gehabt habe und dass ich nun, durch sein tragisches Ende mit dem tiefsten Mitleid erfüllt, ein sehnliches Verlangen fühle, Näheres über ihn und seine letzten Seelenzustände zu erfahren. Ich bat ihn dringend, mir darüber, soweit es möglich sei, Mittheilungen zu machen. Wenige Tage darauf erhielt ich folgende Antwort:

„Ich bedaure sehr, dem Wunsche, den Sie mir ausdrücken, nicht nachkommen zu können, Ihnen über die letzten Tage des unglücklichen Barthélemy Einzelheiten zu berichten, welche ich ebenso den Journalen wie Mitgliedern meiner Familie habe verweigern müssen. Es haben zwischen diesem Unglücklichen und mir Mittheilungen so intimer Natur stattgefunden, dass dieselben mir der Klasse von Dingen anzugehören scheinen, über die strengstes Geheimniss zu beobachten eine der ersten Pflichten meines Amtes ist. Ich erkenne mit Ihnen an, dass Barthélemy eine schöne Intelligenz, grosse Charakterfestigkeit und ein grossmüthiges Herz besass, aber — er hatte auch heftige Leidenschaften, und diese Leidenschaften sind es, welche ihn zu einem schimpflichen Tode ge-

führt haben. Es ist unleugbar, dass der Mord Moore's (des Polizeibeamten) ohne Vorbedacht geschehen ist; dennoch hat es nicht bewiesen werden können, dass dieser Mord im Interesse einer legitimen Vertheidigung nöthig war. Der Angeklagte konnte nicht wohl freigesprochen werden, aber eine unparteiische Gerechtigkeit hätte ihn nicht zur Todesstrafe verurtheilen müssen. Ich habe gethan, was irgend in meiner Macht stand, um sein Leben zu retten; man hatte es mir versprochen und bis zum Sonntag, dem Vorabend seines Todes, hatte ich noch Hoffnung. Umstände, welche dem Mord fremd waren, haben die Wagschale sich nach der Seite der Härte neigen lassen. Er ist wahrhaft muthig gestorben, aber er hat tief gelitten vor dem Sterben. Er fühlte das Bedürfniss religiösen Trostes, aber er fürchtete sich, ihn zu empfangen im Angesicht von Freunden, die ihn beobachteten und die doch so tief unter ihm standen. Seine Seele kämpfte einen furchtbaren Kampf, der eine weniger starke Organisation als die seine gebrochen hätte; aber ich darf glauben, dass meine Gegenwart und meine Worte ihm den furchtbaren Kelch, den er bis auf die Hefe hat trinken müssen, weniger bitter gemacht haben. Ich will es Ihnen gestehen, dass ich um ihn geweint habe, denn er war mir beinahe ein Freund geworden. Wer weiss, wie Alles gekommen wäre, hätte ich ihn zu der Zeit gekannt, wo Sie ihn kannten. „Ihre Lehren sind sehr schön," sagte er mir an einem der letzten

Tage; „wenn das Leben mir erhalten worden wäre, hätte ich sie verbreitet, ohne selbst daran zu glauben und vielleicht wäre ich noch dahin gekommen, selbst daran zu glauben." Er hat mir zum Andenken ein kleines Buch geschenkt, dass einzige Gut, welches er noch auf der Welt besass.

Dies sind die wenigen Einzelheiten, welche ich denen, die Sie in den Zeitungen gelesen haben, hinzufügen kann. Ich bitte Sie, mich deshalb zu entschuldigen und die Versicherung meiner ehrfurchtsvollsten Huldigung entgegen zu nehmen. L. Roux."

Hiermit war für mich die Möglichkeit, noch etwas von Barthélemy zu erfahren, geschlossen, und es blieb mir nichts übrig, als über dem schimpflichen Grabe des Verbrechers in Newgate eine im höchsten Leiden von der Schuld des Daseins gereinigte und verklärte Gestalt zu erblicken, die sich mir zu unauslöschlicher Erinnerung eingrub.

Siebentes Kapitel.

Noch ein Todter.

Kurz darauf sollte ein anderer Tod uns in eine freudige Aufregung versetzen. Eines Morgens als ich mit den Kindern bei unseren gewöhnlichen Beschäftigungen sass, hörten wir einen lauten Ausruf Herzen's aus seinem Arbeitszimmer, und gleich darauf trat er in höchster Erregung zu uns herein, ein Zeitungsblatt in der Hand und rief: „Der Kaiser Nicolaus ist todt!"

Dieser letzte der europäischen völligen Autokraten starb noch in höchster Manneskraft, als er einsah, dass seine Macht sterblich sei, und dass sie ihm nur im sclavisch unterjochten Russland unüberwindlich erschienen war, dass sie aber vor den Kräften geordneter civilisirter Staaten weichen müsse. Es schien, als wenn sein Tod nicht nur Russland, sondern auch Europa von einem ungeheuren Druck befreie, als wenn jetzt ein Aufathmen möglich sei, und die gebundenen Kräfte des russischen Volkes nur nothwendig zur freien Aeusserung und Entwicklung kommen müssten. Herzen war

ganz überwältigt von Glück. Er hoffte zuversichtlich, dass der Thronfolger, schon gezwungen durch die Tradition, welche den Erben gewöhnlich eine freiere Politik vorschreibt, wenn ihre Vorgänger despotisch waren, noch mehr aber durch die Lage und Stimmung, in welcher Russland sich nach dem Krimkriege befand, seine Aufmerksamkeit besonders der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung constitutioneller Staatsformen zuwenden werde. Vielleicht regte sich auch im Grunde seines Herzens die Hoffnung, dass die Umstände so sich verändern könnten, um ihm die Rückkehr in das Vaterland zu ermöglichen. Er liebte dieses Vaterland immer tiefer, je mehr ihm die westeuropäischen Zustände ihre eigne innere Trostlosigkeit enthüllten und ihr versiechendes Leben zeigten. Immer fester wurde sein Glaube an die der Entwicklung fähigen Keime eines neuen Lebens in Russland. Jedenfalls hob und begeisterte ihn dies Alles so, dass er alsbald den Entschluss fasste, seiner Hoffnung einen Ausdruck zu geben. Die Monatschrift, welche einst die Theilnehmer der Revolution von 1825 herausgegeben hatten, wollte er mit demselben Titel: „der Nordstern“ (l'étoile polaire) wieder aufleben lassen. Schon als dreizehnjähriger Knabe hatte er mit seinem Freunde auf einem Hügel bei Moskau vor dem Glanz der untergehenden Sonne gelobt, jene Männer, die den Märtyrertod am Galgen starben, zu rächen. Jetzt, gerade nach dreissig Jahren,

ward es ihm vergönnt, sein Gelübde zu erfüllen und jene Stimmen gleichsam aus dem Grabe wieder aufzuwecken, damit sie ihrem Volke das Ende der Knechtschaft und eine neue Aera verkünden sollten. Die Revolution von 1825 war, zum ersten Mal in Russland, von den gebildetsten und edelsten Leuten des Landes ausgegangen, während alle früheren Erhebungen, wie z. B. die Pugatscheff's, durch das wilde, regellose Volkselement hervorgerufen waren. Die Verschwörer, die Blüthe der russischen Gesellschaft, meist Offiziere, mussten den Versuch theils am Galgen, theils in den Bergwerken von Sibirien büssen. Sie hatten der freisinnigen russischen Jugend als ein Vorbild vorgeleuchtet. Es war eine tiefe Genugthuung für Herzen, jetzt beim Tode dessen, der Jene dem Tode geweiht hatte, die Erinnerung an sie zu feiern, indem er den Nordstern wieder aufgehen liess über Russland, um es einzuladen, die Bahn, die Jene betreten hatten, weiter zu verfolgen. Eine Medaille, welche die Profile der fünf Anführer der Revolution darstellte, die gehängt wurden, diente als Vorbild für die Vignette der neuen Monatschrift.

Die Entwerfung dieses Planes beschäftigte Herzen den ganzen Morgen; am Nachmittag kamen mehrere Bekannte aus London, um ihm für Russland Glück zu wünschen. Wir waren Alle in ausgelassen heiterer Stimmung. Der Garten lief längst der Themse hin, von der er nur durch einen schmalen, sandigen Uferrand,

auf dem Kinder aus dem Dorfe spielten, geschieden war. Herzen trat an die Hecke und warf den Kindern Geld hinunter, indem er ihnen zurief, Hurrah, den englischen Freudenruf, hören zu lassen. Die Kinder liessen sich das nicht zweimal sagen und fingen ein Freudengeschrei an, sämmtliche Gäste wurden von der Aufregung ergriffen, und warfen hinunter, was ihre Taschen an kleinen Münzen enthielten, welches dann natürlich den Jubel unten bis zu solcher Raserei steigerte, dass wir endlich für gut fanden, durch unseren Rückzug dem ein Ende zu machen.

Ich freute mich sehr, als Herzen sich, auf Grund der nun mit Bestimmtheit in ihm aufblühenden Hoffnungen für Russland, geneigt erklärte, in einem internationalen Meeting, welches zur Feier der Februarrevolution von 48 veranstaltet wurde, sprechen zu wollen. Es erschien mir schön, dass ein so glühender Patriot öffentlich sich darüber aussprechen würde, dass er die Niederlage der russischen Waffen als ein wünschenswerthestes Ereigniss betrachte, weil der Krieg ein ungerechter und eine Sache des Absolutismus war. Sonderbarer Weise war Herzen, der im persönlichen Verkehr der freieste Mensch war, den man sehen konnte, und dem im Gespräch und in der Discussion das Wort so zu Gebot stand wie Wenigen, nicht im Stande öffentlich zu sprechen. Er sagte öfter, dass er es nie gekonnt, und er ging auch jetzt auf den Vorschlag nur ein, wenn

er seine Rede ablesen dürfe, was ihm natürlich zugestanden wurde. Es ging ihm darin wie Mazzini, der auch niemals öffentlich sprach, weil ihn eine gewisse Schüchternheit übermannte, die ihm in der Privatdiscussion ganz fremd war. — Wir fuhren an dem für das Meeting bestimmten Abend in die Stadt; die grosse Halle, in der es gehalten wurde, war gedrängt voll. Ernest Jones, der zur Chartistenpartei gehört hatte und seit deren Auflösung das Haupt der radicalen Arbeiterpartei war, war chairman. Um ihn herum auf der Tribüne sassen die Mitglieder des Comité's, meist Polen und Engländer und die Redner des Abends. Auch Herzen begab sich dorthin, sein Sohn und ich waren unter den Zuhörern. Der Zweck des Meetings war: die Sympathien des englischen Volkes für die polnische Sache zu einer energischen Demonstration aufzurufen. Den nie ersterbenden Hoffnungen der Polen erschien der Augenblick, wo Russland von den vereinigten Mächten auf seinem eigenen Gebiet hart bedrängt war, günstig, das verhasste Joch abzuschütteln. Immer als Bittende am Fuss der europäischen Throne, insbesondere des französischen, stehend, mit sehnsuchtsvollem Blick nach jeder geeigneten Stunde ausspähend, wo glücklichere Völker ihnen die rettende Bruderhand reichen würden, hatten die Polen noch nicht gelernt einzusehen, dass bei den Franzosen die polenfreundliche Gesinnung zum Theil revolutionäre Phrase, zum Theil vielleicht

politische Massregel war, als eine stets im Hintergrund aufgestellte indirecte Drohung gegen Russland. Dass sie sich aber schwerlich in eine andere That verwandeln würde als das Asylrecht und die materielle Unterstützung der in Frankreich lebenden Polen, wollten sie nicht begreifen. — Ebensowenig verstanden sie, dass bei den Engländern die ungehinderte lange Uebung der politischen Freiheit die seltsame Erscheinung zu Tage gebracht hatte, dass, wenn die wirklichen warmen Sympathien des Volkes im Meeting einen öffentlichen energischen Ausdruck gefunden hatten, das Volk, durch die legale Ausübung seiner politischen Vereinigungs- und Rede-Freiheit beruhigt, sich zurückzog und die Dinge ihren Gang gehen liess. Als der chairman die überraschende Nachricht verkündigte, dass in einem den polnischen Interessen geweihten Meeting ein Russe das Wort ergreifen wolle, jetzt, wo Russland, der Unterdrücker der polnischen Freiheit, im Kampf mit England begriffen sei, erhob sich ein nicht enden wollender Jubel. Herzen bestieg die Tribüne und wurde enthusiastisch empfangen. Seine Rede wurde oft durch die lebhaftesten Beifallsrufe unterbrochen. Als er geendet hatte, wollte die jubelnde Anerkennung seiner edlen gerechten Anschauung gar kein Ende finden. Die Polen umringten ihn, um ihm die Hand zu drücken, und eine polnische Dame überreichte ihm einen Blumenstrauss. Er trat noch einmal vór, um dem Publikum

dieses Symbol der Versöhnung zwischen den Bruderstämmen, die der Despotismus von Oben trenne, zu zeigen. Das Publikum jauchzte Beifall. Nach Herzen sprachen mehrere Polen und Engländer. Beim Weggehen umringte uns eine Menge von theilnehmenden Bekannten und Freunden. Saffi fuhr mit uns nach Twickenham hinaus, um die Nacht und den folgenden Tag dort zuzubringen. Es war mitten in der Nacht, als wir ankamen. Wir blieben noch eine Weile beim Abendessen in ernst bewegten Gesprächen bei einander. Endlich brachen wir auf und ich ging in mein Schlafzimmer, wo auch die Kinder schliefen. Welch ein Schreck überfiel mich hier, als mir die ängstlichen Hustentöne von dem Lager entgegen tönten, auf welchem die kleine Olga schlief. Ich erkannte sogleich ihre gefährliche Bedeutung und stürmte hinunter, wo Herzen und Saffi noch beisammen sassen, welche mir hastig nach Oben folgten, und bestätigten, dass dies ein Croupanfall sei. Saffi rannte fort, um den Arzt des kleinen Ortes herbeizuholen, da der Hausarzt in London wohnte, mithin Stunden vergangen sein würden, bis man ihn herbeigeschafft hätte. Der Arzt kam und verordnete die nöthigen Mittel, u. A. ein heisses Fussbad. Ich hielt während desselben das Kind auf meinem Schooss und behielt es so während des übrigen Theils der Nacht, da im Liegen die Hustenanfälle beschwerlicher waren. Der gute Saffi sass uns zu Füssen und hielt ein Händchen des Kindes

in seiner Hand; Herzen blieb natürlich auch, und so verbrachten wir den Rest der Nacht weit ab von der politischen Aufregung, in der wir uns am Anfang derselben befunden, zuweilen nur leise zusammen flüsternd, meist schweigend und doch verständnissvoll miteinander des dunklen Mysteriums denkend, das uns in jedem Augenblick des Lebens umschwebt, und oft, wenn wir es am wenigsten erwarten, den Faden abreisst, aus dem unsere theuersten Bande gewebt sind. —

Als der Morgen tagte, sahen wir, dass das Kind ausser Gefahr war, und schieden, indem wir uns schweigend die Hand reichten; Tags darauf sagte ich zu Domengé, indem ich ihm die überstandene Gefahr erzählte: ich glaubte mich gewaffnet und fest gegen alle Schläge des Schicksals, ich dachte, ich hätte die schwersten Prüfungen überstanden und wäre gefeit; aber eine Prüfung giebt es, von der ich noch nicht weiss, wie ich sie bestehen würde, das wäre der Tod dieses Kindes. So tief hatte Alles, was das Heiligste der Mutterliebe ausmacht, sich in mir entwickelt und auf dies Kind concentrirt. Dass die Mutter das Kind, das sie geboren hat, liebt und pflegt, das theilt sie mit dem Thiere, das ebenso zärtlich für seine Jungen sorgt. Was aber den höheren Inhalt der Mutterliebe ausmacht: die heisse Sorge um das geistige Leben, den Charakter, die volle Entwicklung aller Fähigkeiten, die Sehnsucht, in dem jungen Leben die eigene Unsterblichkeit

zu erleben, das, was als Ideal in uns gewohnt hat, zu neuer Blüthe hinüber zu retten in die Jugend der Erscheinung; dieses Hüten der jungen Seele, über der man noch eifersüchtiger wacht als über der eignen, um sie vor geistigem und moralischem Unheil zu bewahren, um sie in keuscher, unverletzter Schönheit der Sonne der Erkenntniss und des Bewusstseins zu erschliessen — all dieses erlebte und empfand ich in mir, in Beziehung auf dies schöne, liebenswürdige Kind. Ich fand darin einen neuen Beweis dafür, dass jenes Empfinden, welches man meist bei der Frau nur für die Kinder, die sie unter dem Herzen getragen hat, voraussetzt, im Allgemeinen ein wesentlicher Bestandtheil der weiblichen Natur ist, der die Frauen, auch wenn sie nicht selbst Gattin und Mutter werden, ganz vorzüglich auf die Pflege und Erziehung der Kindheit hinweist, und zwischen Erzieherin und Zögling oft eben so feste, durch die heiligste Liebe geknüpfte Bande hervorbringt, als zwischen der leiblichen Mutter und dem Kind. Nur müsste freilich dieses mütterliche Element nicht verdorren im öden Gouvernantenthum; nur müssten die Erziehungsanstalten, die von Frauen geleitet werden, nicht Dressur-Anstalten, sondern wahre Mutterhäuser sein; nur müssten in den edelsten Verhältnissen der Art die Rechte der Mutter auch auf die, die im höchsten Sinn in ihre Stelle getreten ist, übergeben.

Leider mussten wir im Frühjahr das schöne

Haus verlassen, in welchem uns so glückliche Tage voll inneren Friedens, freudiger Thätigkeit und schöner Resultate geblüht hatten. Wie von banger Ahnung erfüllt, sagte ich zu Herzen, als wir die Schwelle zum letzten Mal überschritten: „Wie ängstlich das Herz doch bei vorrückendem Alter und nach vielen Schicksalsschlägen wird! Während die Jugend in jeder schönen Zeit nur die Bürgschaft für endlose, schönere Zeiten sieht, fühlt man, wenn man älter wird, nach jedem schönen Abschluss den bangen Zweifel, ob es noch je wieder so gut werden könne, und ob nicht das Schicksal schon gewaffnet vor der Thür stehe, um einen neuen, unerwarteten Streich zu führen.“

„Nun, Sie sehen wenigstens, dass es gut ist, dass Sie geblieben sind und sich nicht durch die vielen Schwierigkeiten haben abschrecken lassen,“ erwiderte Herzen; „jene russische Dame kann nicht kommen, hat sich verheirathet und hat nun ihren eignen Herd [er hatte diese Nachricht kürzlich bekommen]. Ein verheirathetes Paar hat seine Welt für sich und kann sich nicht noch mit einem andern Familienleben befassen. Bleiben und arbeiten wir zusammen weiter und suchen wir so dem Einfluss böser Geister zu wehren.“

Wir blieben jedoch noch auf dem Lande, in dem uns liebgewordenen Richmond. In grosse Aufregung versetzte mich die Nachricht, dass für die dermalige Londoner Saison Richard Wagner als Dirigent der Concerte der New

Philharmonic Society aus Zürich, wo er im Exil lebte, berufen sei. Ich habe schon früher erwähnt, dass ich noch in Deutschland seine Bücher: „Das Kunstwerk der Zukunft,“ „Kunst und Revolution“ sowie „Oper und Drama“ gelesen hatte und dass der tiefe Eindruck, den ich durch dieselben empfangen, mich bewogen hatte, an den mir persönlich Unbekannten zu schreiben. Später waren mir auch die Texte des Tannhäuser, des Lohengrin und des Rings des Nibelungen bekannt geworden. Wie oft hatte ich schon in frühester Jugend, als die leidenschaftliche Neigung für das Theater mich sogar zu dem Wunsche begeisterte, selbst Künstlerin zu werden, um das Ideale unmittelbar, gleichsam mit mir identificirt, darstellen zu können, darüber nachgedacht, welch wichtiges Bildungsmittel das Theater sein müsste, wenn die Kunst in ihm zu einem Cultus erhoben, wenn sie Religion würde und ihre Jünger Priester, welche die Aufgabe hätten, die ideale Weihe, die sie in sich fühlten, auszudrücken und den Zuschauern mitzutheilen. Je mehr mir die Kirche mit ihrer orthodoxen Moral zu einer öden, jedem lebendigen Quell heiligender, poetisch verklärender Begeisterung fremden Stätte geworden war, je mehr war mir die Bedeutung des Theaters gewachsen. Ich hatte nicht angestanden, ihm in meinen Gedanken die erste Stelle unter den wahren Bildungs- und Veredlungsstätten eines Volkes anzuweisen. Es erschien mir als das edelste

Ergebniss der Cultur, wo sich der Genius, dieser Gesammtausdruck alles Höchsten, was die Natur in einem Volk gemeint hat, und die Menge, wie Geber und Empfänger zu einander verhalten und die letztere ihr erhabenstes Fühlen und Denken in dem erkennt, was der erstere ihr reicht. Später, von der politischen Strömung und dem Mitleid mit dem tiefen socialen Elend fortgerissen, war mir jenes schöne Ideal in weite Ferne entrückt worden. Ich glaubte fest an die wahre Vollendung und Erlösung des Lebens durch die Kunst. Aber mir schien es, als müsse noch eine lange, schwere Arbeit vorangehen, gleichsam die Urbarmachung des harten Erdreichs, ehe diese höchste Blüthe entkeimen könne. In den Schriften Wagner's hatte ich die vollendete Theorie dessen, was ich in unbestimmten Zügen empfunden und geahnt hatte, gefunden. Wenn ich von der Bedeutung des musikalischen Dramas auf das Innigste durchdrungen und ergriffen wurde, so war mir durch jene wundervollen Texte ein Vorgefühl dessen geworden, was das höchste tragische Kunstwerk auf dem Hintergrunde der verklärenden Musik für eine, alles Andere weit übersteigende und das Leben veredelnde Wirkung haben müsse. Der Wunsch, etwas von jener Musik hören zu können, war für mich zur brennenden Sehnsucht geworden, zu deren Erfüllung aber auch nicht die leiseste Aussicht vorhanden schien. Wie sehr musste mich nun die Nachricht erregen, dass der Verfasser jener bedeutungs-

vollen Bücher, der Schöpfer jener poesieerfüllten Texte, nach London käme. Ich hörte von seinem Eintreffen durch meine ehemalige Hausgenossin, die junge deutsche Musikerin, und beneidete dieselbe, dass sie ihn mehreremal im Hause einer ihr befreundeten Familie gesehen hatte. Mir war es nicht leicht, auch nur einmal zu den Concerten in die Stadt zu kommen, da bei den Londoner späten Stunden dieselben bis tief in die Nacht dauerten und mir alsdann die Rückkehr auf das Land unmöglich war. Ich musste also suchen, die Nacht über in der Stadt bleiben zu können, und ruhte nicht, bis ich dies eingerichtet hatte. Was ich in dem Concerte, dem ich beiwohnte, erlebte, war der Art, dass ich mich nur eines ähnlichen Eindrucks durch musikalische Leistungen erinnerte, nämlich, als ich einst in meiner Jugend die Schröder-Devrient gehört hatte. Durch jene unvergleichliche Künstlerin wurde mir die erste wirkliche Offenbarung über das Wesen der dramatischen Kunst. Sie weckte eine grenzenlose Begeisterung in mir durch Darstellungen, welche mich sonst wenig angezogen hatten, wie z. B. die des Romeo in der Bellini'schen Oper, wo ihr Alles verklärender künstlerischer Genius das süsse Melodiengetändel der italienischen Musik mit heroischem Feuer und namenloser Poesie adelte und zum tragischen Kunstwerk erhob. Diese selbe Offenbarung wurde mir nun in jenem Concert durch eine Orchesteraufführung, die mir wie zum ersten

Mal die geheimnissvolle Sprache der Tonwelt aufzuschliessen schien, und mir längst Gekanntes und Vertrautes wie eine neue, nun erst im rechten Licht erkannte Gabe überlieferte. Ganz besonders war dies der Fall mit der Ouvertüre zum Freischütz. Eine leidenschaftliche Verehrerin Webers hatte ich alle Opern desselben unendlich oft, den Freischütz aber so zu sagen von Kindheit auf gehört und wusste ihn beinahe auswendig. Nun war es mir, als hörte ich das poetische Tongemälde der Ouvertüre zum ersten Mal, und es ward mir plötzlich klar, dass ich sie jetzt erst höre, wie sie gehört werden müsse. Die ganze Waldsage mit ihrem Zauber, ihrem Schrecken und ihrer süssen Unschuld und Poesie, stand wie verklärt vor meinem Blick. Die Persönlichkeit des Dirigenten kam so wenig wie beim Lesen seiner Bücher bei diesem Eindruck in Betracht. Ich sass zu fern, um mir von derselben einen rechten Begriff machen zu können; nur hatte ich die Empfindung, als flösse sichtbar von seinem Taktstock eine Harmoniewelle über das Orchester hin und mache die Musiker gleichsam unbewusst in einer höheren Weise spielen, als sie es bis jetzt je vermocht hatten. Unter Allem, was ich im concertreichen England bis jetzt gehört hatte, stand dies Concert einzig da.

Man kann sich denken, mit welcher Freude ich einige Zeit darauf eine Einladung von Anna annahm, um einen Abend mit Wagner, der ihnen zugesagt hatte, bei ihnen zuzubringen. Nichts

Anderes war im Stande, mich zum zweiten Mal, für zwei Tage und eine Nacht von meinen geliebten Kindern zu trennen, von denen fern ich eigentlich immer ein tiefes Unbehagen und eine quälende Unruhe empfand. Aber diese lange gewünschte Begegnung konnte ich mir nicht versagen. Die sehr zurückhaltende, kühle Weise, in der Wagner unser Aller warmes Entgegenkommen aufnahm, befremdete mich im ersten Augenblick etwas. Dann aber erklärte ich sie mir ganz natürlich aus der uns unumwunden ausgesprochenen, unbefriedigten Stimmung, in welche ihn der ihm unsympathische englische Aufenthalt versetzte. In der That hatte sich auch zwischen ihm und der englischen, vom Mendelssohn-Cultus durchdrungenen Gesellschaft von vornherein ein Antagonismus festgestellt, der in den musikalischen Berichten und Kritiken der Saison zu Absurditäten wie die folgende Anlass gab, dass man unmöglich das Rechte von einem Dirigenten erwarten könne, der sogar Beethovensche Symphonien auswendig dirigire. Nur kurz wurde indess des unbefriedigenden musikalischen Treibens gedacht. Fast von vornherein wandte sich das Gespräch auf die Werke eines Philosophen, dessen Name ganz plötzlich wie ein strahlendes Gestirn aus der Vergessenheit, in der man ihn mehr als ein Vierteljahrhundert gelassen hatte, heraufgestiegen war. Dieser Philosoph war Arthur Schopenhauer. Wohl erinnerte ich mich, in früher Jugend bei

einem längeren Aufenthalt in Frankfurt am Main öfters einen kleinen Mann in einem grauen Mantel mit mehreren Kragen, damals Chenille genannt, gesehen zu haben, der am Mainquai, von einem Pudel gefolgt, zur bestimmten Stunde seinen täglichen Spaziergang machte. Ebenso erinnerte ich mich, dass man mir gesagt hatte, dieser Mann sei Arthur Schopenhauer, der Sohn der Schriftstellerin gleichen Namens, und er sei ein völliger Narr. Besonders pflegte ein Bekannter von uns, damals Senator der freien Stadt Frankfurt, ein sehr angesehener Mann, der täglich mit Jenem an der table d'hôte zu Mittag ass, über ihn zu spotten und Anekdoten zum Beweise seiner Narrheit aufzutischen. Nachher hatte ich nie wieder von ihm gehört, bis nun seit einiger Zeit wiederholt von Deutschland die Kunde herübergekommen war, dass jenes Mannes Werke, obgleich längst veröffentlicht, jetzt erst gelesen würden und er von Einigen als der grösste Philosoph nach Kant bezeichnet, von Anderen aber noch weit über diesen gestellt werde. Ich weiss nicht, auf welche Weise Friedrich erfahren hatte, dass auch Wagner diese letzte Ansicht theile. Er brachte das Gespräch auf Schopenhauer und bat Wagner um eine Auseinandersetzung der Grundgedanken der Schopenhauer'schen Philosophie, die er auch noch nicht kannte. In dem darauf folgenden Gespräch traf mich mit besonderer Macht der Ausdruck „die Verneinung des Willens zum

Leben," welchen Satz Wagner für das Endresultat der Schopenhauer'schen Weltanschauung erklärte. Gewohnt, den Willen als die Kraft der sittlichen Selbstbestimmung anzusehen, obgleich ich nie ganz in meinem Denken den Widerspruch zwischen dessen offenbarem Gebundensein und seiner vom christlichen Dogma erklärten Freiheit hatte lösen können — war mir dieser Satz, als höchste ethische Aufgabe der Menschheit, ganz unverständlich. Hatte ich doch gerade die Richtung des Willens auf unausgesetzte sittliche Vervollkommnung und That als das letzte Ziel des Daseins angesehen. Doch klang dieser Satz in mir nach wie ein Etwas, vor dem ich nicht als Räthsel stehen bleiben dürfe und dessen Verständniss in mir vorbereitet liege. Er zog mich an, als ob er der Schlüssel sein müsste zu der Pforte, hinter der das Licht der letzten Erkenntniss, zu der mich ahnungsvoll mein Leben geführt hatte, mir scheinen werde. Der Abend verlief, ohne dass sich ein wärmerer Ton zwischen Wagner und uns hergestellt hätte. Ich fühlte ein Unbefriedigtsein von dieser Begegnung, das mich um so schmerzlicher traf als ich dem Verfasser jener Schriften, dem Dirigenten jenes Concertes, mit so warmer Begeisterung entgegengegangen war. Um es nicht bei diesem Eindruck bewenden zu lassen, schrieb ich nach einiger Zeit ein paar Worte an Wagner und lud ihn ein, nach Richmond hinauszukommen, da auch Herzen sich freuen würde ihn kennen zu lernen. Leider erhielt

ich eine abschlägige Antwort, welche seine nahe Abreise und die derselben vorhergehenden Beschäftigungen als Grund angab.

Eine betrübende Erfahrung hatten wir wieder in unserem engeren Kreise zu machen. E . . ., dessen gereiztes Wesen stets nach neuen Vorwänden griff, um sich in heftigen Angriffen bald hier, bald dorthin zu entladen, war von der übelsten Laune, die sich diesmal gegen Herzen selbst wendete. Schon im Anfang des Krimkrieges hatte er eine Erfindung gemacht, von der er sich ungeheueren Erfolg versprach. Er hatte einen Plan ausgedacht, um vermittelst kleiner Luftballons, die in einer mässigen Höhe in der Luft zerplatzen mussten, revolutionäre Flugblätter, welche denselben entfallen sollten, über ganz Russland zu verbreiten und dadurch die Landbevölkerung zum Aufstand gegen die despotische Regierung zu vermögen. Ich erinnere mich nicht mehr, auf welche Weise er die Luftballons nach Russland hineinbringen und daselbst aufsteigen lassen wollte. Ich weiss nur noch, dass er ganz erfüllt war von diesem Plan und den Moment für sehr geeignet hielt, da der Krieg, welcher dem Landvolk seine Söhne und Ernährer raubte, bei demselben sehr unbeliebt war. Zudem rechnete er auf dessen abergläubische Gesinnung, welche diese gleichsam vom Himmel fallenden Aufforderungen zu einer Art von religiösem Fanatismus steigern würde. Die Erfindung schien ihm so wichtig, der Erfolg so zweifellos, dass er Alles in Be-

wegung setzte, um die Sache zu verwirklichen. Herzen war ihm zu lau und skeptisch seiner Idee gegenüber. Er wandte sich daher durch einen Mittelsmann an den Kaiser Napoleon, den er für fähig hielt, die Wichtigkeit eines solchen Mittels einzusehen und alles dazu Nöthige herzugeben. Allein auch diese Voraussetzung schlug fehl; er erhielt von Paris eine ablehnende Antwort. Ihm selbst fehlten die Mittel, die Sache in das Werk zu setzen, er sah seinen geträumten Erfolg scheitern und empfand darüber einen tiefen Missmuth. Dieser wandte sich in immer steigendem Masse gegen Herzen, da er es demselben als Schuld anrechnete, dies Werkzeug zur Bekämpfung des russischen Despotismus nicht angewandt zu haben. Herzen hatte ihm vergebens mehrere Male auseinandergesetzt, dass er in dem Augenblick gar keine Erhebung in Russland wünschen könne, da dieselbe nur zu blutigen Repressalien, vielleicht sogar zum Einschreiten der Alliirten führen könne, jedenfalls aber den in Folge der Niederlage des Gouvernements zu hoffenden inneren Reformen Einhalt thun würde. Er war der Ansicht, dass man augenblicklich nichts zu thun habe, als das Ende des Krieges und die sich daran knüpfenden Folgen abzuwarten. Zu dieser ersten Verstimmung E . . .'s gesellte sich eine zweite: literarische Eifersucht. Herzen hatte gerade den Besuch eines Russen, des ersten der alten Moskauer Freunde, dem es möglich gewesen war herauszukommen und

ihn, wenn auch im strengsten Incognitò, aufzusuchen. Er brachte auch eine Menge kleiner Gegenstände, werthe Erinnerungen vergangener Zeiten aus dem zurückgelassenen Eigenthum Herzen's mit. Alles dies war für Herzen eine unendlich grosse, wenn gleich wehmüthige Freude. Besonders aber beglückten ihn die Erzählungen von dem unerhörten Erfolg, welchen seine importirten Schriften in Russland hätten. Der Freund erzählte, dass ein Bekannter ihn eines Nachts aus dem Schlaf geweckt habe, um ihm unter vier Augen eine Neuigkeit von der höchsten Wichtigkeit zu verkünden: die Ankunft eines Exemplars der ersten in London gedruckten Herzen'schen Schrift. Man hatte sich sogleich hingesetzt, um sie noch in derselben Nacht durchzulesen; dann war sie heimlich von Hand zu Hand gegangen, ja, man hatte sie abgeschrieben, da man nicht hoffen durfte, viele Exemplare zu bekommen. Jedes fernere Product der freien Londoner Presse hatte man mit immer steigendem Enthusiasmus begrüsst. Herzen's Name war auf das Banner geschrieben worden, unter dem sich alle Hoffnungen und Bestrebungen der russischen Fortschrittspartei sammelten. So war denn auch der erste Theil der neuen Vierteljahrsschrift „l'étoile polaire“ mit der Vignette der fünf Märtyrer mit Entzücken aufgenommen worden. Die grösste Anerkennung aber hatte darin den Beiträgen Herzen's gegolten, während ein sehr geistvoller, radikaler, aber etwas unbehülflich

geschriebener Artikel E . . .'s weniger beachtet worden war. Dies vollendete dessen Unmuth. Herzen klagte mir mehrere Mal, dass der Umgang mit E . . . fast unmöglich werde wegen der agressiven Stimmung, in der sich dieser fortwährend befinde. Eines Morgens nun, während ich mit Natalie zusammen sass und las, kam E . . ., rannte im Zimmer umher, in der grössten Aufregung, indem er die bittersten Ausfälle gegen Herzen machte, und geberdete sich wie ein Unsinniger. Ich rief ihn Anfangs freundlich, dann immer ernster, zur Ordnung und bat ihn zu bedenken, dass er vor Herzen's Tochter rede. Aber er war nicht aufzuhalten in seinem blinden Zorn. Plötzlich blieb er uns gegenüber an dem Tisch, an dem wir sassen, stehen, zog einen kleinen Revolver aus der Tasche und sagte, indem er ihn, vielleicht ohne zu wissen was er that, auf uns richtete: „Sehen Sie, dieser Revolver ist immer geladen und ich trage ihn immer bei mir, wer weiss, was einmal passirt, wenn der Zorn mich übermannt.“ Natalie war sehr erschrocken, ich blieb ruhig, sah ihn fest an und sagte: „Zuerst stecken Sie die Waffe ein, damit kein Unglück passirt, welches Sie sich ewig vorwerfen müssten, und dann gehen Sie nach Haus und beruhigen Sie sich. Ich werde später kommen und mit Ihnen sprechen.“ Meine Ruhe ernüchterte ihn etwas und er ging. Ich beruhigte Natalie und bat sie, ihrem Vater einstweilen nichts zu sagen, dann überlegte ich, was zu thun sei. Dass

rasch gehandelt werden müsse, war mir klar, denn wenn Herzen von dem Vorgefallenen gehört hätte, so würde ihn das so sehr empört haben, dass ein Conflict unvermeidlich geworden wäre. Das Würdigste schien mir, E . . . augenblicklich zu einem völligen Abbrechen des Umgangs zu bewegen, um dadurch die Möglichkeit jedes persönlichen Zusammenstosses zu vermeiden, da auf eine Ausgleichung und Besänftigung eines so gereizten Gemüthszustandes vorerst nicht zu hoffen war. Geschah dies mit Anstand, so konnte ja später, bei ruhigerer Stimmung, auch wieder angeknüpft werden, wenn mir gleich eine Freundschaft kaum noch von grossem Werth schien, die solch krankhaften Regungen zur Beute werden konnte. In Folge dieser Ueberlegung schrieb ich einen klaren, verständigen Brief an E . . ., worin ich ihn an alle Gespräche, die wir über unsere Grundsätze geführt hatten, erinnerte, und ihn aufforderte zu bedenken, dass für Menschen von unserer Gesinnung der Revolver wahrlich kein Mittel sei, tief innere Gegensätze und Verstimmungen zu lösen, sondern dass, wenn eine Verständigung und ehrliche Ausgleichung unmöglich schiene, nur ein Weg bleibe: sich still und würdevoll zu trennen und mit Achtung des Gewesenen den Weg, der einem Jeden der rechte scheine, weiter zu gehen. Ich versicherte ihm, dass es mir persönlich sehr leid thue, da ich eine aufrichtige Freundschaft für ihn gehabt hätte, dass ich in diesem Falle aber doch Partei ergreifen

und auf seinen Umgang verzichten müsse, weil ich dies meiner Freundschaft für Herzen und die Seinen schuldig sei. Ich bat ihn, das Beispiel einer wenn auch schmerzlichen, doch einzig würdigen Lösung solcher unheilbaren inneren Conflicte zu geben und so uns die Zukunft vielleicht offen zu erhalten. Ich sandte ihm den Brief, noch ehe Herzen, der gerade in London war, eine Ahnung davon hatte, und erhielt sogleich eine Antwort, die, mit dem Ausdruck innigster persönlicher Achtung, zugleich eine völlige Zustimmung zu meinem Vorschlag und eine bestimmte Versicherung enthielt, fortan jeden Anlass zu einem Conflict vermeiden zu wollen. Als Herzen Abends nach Hause kam, erzählte ich ihm die Geschichte und zeigte ihm die Briefe. Er war auch bewegt davon wie ich, dankte mir aber auch für meine Intervention, die er als eine That wahrer Freundschaft bezeichnete. Somit verschwand diese eigenthümliche, höchst begabte, aber unglücklich krankhafte Persönlichkeit aus unserem Leben, um nie wieder darin zu erscheinen. Wenn der eigensinnige Groll, der ihn nun fern hielt, auch vielleicht mit der Zeit verschwunden wäre, so kam doch der Tod dem zuvor. Er zerstörte das arme, entstellte Gefäss einer gross angelegten Natur, die in ihren Gebrechen eine furchtbare Illustration zu dem Elend lieferte, zu welchem eine unsinnige despotische Regierung auf Generationen hin ein Volk verdammen kann — ein Elend, welches Lermontoff in folgenden

bitteren Worten schildert: „Ich sehe unser Geschlecht mit Kummer an; seine Zukunft ist leer und dunkel, es wird in Unthätigkeit altern, es wird unter der Wucht des Zweifels und einer unfruchtbaren Wissenschaft zusammen sinken. — Das Leben ermüdet uns wie eine lange Reise, die keinen Zweck hat. Wir gleichen jenen frühreifen Früchten, welche sich seltsamer Weise zuweilen schon bei den Blüthen finden; sie erfreuen weder das Auge noch den Geschmack und fallen im Augenblicke der Reife ab. — Wir eilen zum Grabe, ohne das Glück, ohne den Ruhm gekannt zu haben und ehe wir niedersinken, werfen wir einen Blick voll bitterer Verachtung auf die Vergangenheit. — Wir werden unbemerkt über die Erde gehen: eine düstere, schweigende, bald vergessene Menge. — Wir werden unseren Nachkommen nichts hinterlassen, weder einen fruchtbaren Gedanken noch irgend ein Werk des Genius. Sie werden unsere Asche verhöhnen mit einem verächtlichen Gedicht oder mit dem Sarkasmus, mit welchem ein ruinirter Sohn seinen ausschweifenden Vater anredet." Mit derselben Empfindung hat Leopardi, dessen kurze schmerzerfüllte Lebenszeit in die Zeit der tiefen Knechtschaft Italiens fiel, ehe auch nur das fernste Morgengrauen einen neuen schöneren Tag verkündete, diesem hoffnungslosen Schmerz Worte gegeben:

„Jetzt wirst Du ruhen für immer, mein müdes Herz. Der ungeheure Irrthum, dass ich mich ewig wähnte, verging. Er verging: Wohl

fühl' ich, dass nicht nur die Hoffnung, nein, dass selbst der Wunsch der süssen Täuschungen erstorben ist. Ruhe für immer, Du schlugst genug. Deine Erregungen helfen zu nichts, auch ist die Erde keines Seufzens werth. Bitter und langweilig ist das Leben, nichts Anderes, und die Welt ist Koth. Beruhige Dich nun. Verzweifle zum letzten Mal. Unserem Geschlecht gab das Schicksal nichts als das Sterben. Verachte Dich selbst, die Natur, die hässliche Macht, die im Verborgenen zum allgemeinen Schaden herrscht, und die unendliche Eitelkeit des Ganzen."

Ach! und Leopardi und Lermontoff waren unter den Edelsten ihres Volkes, Lieblinge der Natur, an der Wiege mit allen Gaben des Geistes und der Poesie ausgestattet!

Ebenso war E . . . eine seltene Intelligenz! Vor welchem Richterstuhle müssen die Despoten antworten für die geknickten Geistesblüthen und die gebrochenen, grossen Herzen, denen sie das Lebenslicht der Freiheit geraubt, die sie im Moderduft des weiten Kerkers, zu dem sie ihre Länder machten, erstickt haben?

Nach dem schmerzlichen Eindruck jener Trennung schlug Herzen selbst vor, wieder für einige Wochen nach dem schönen Ventnor auf der Insel Wight zu gehen. Dies wurde natürlich von den Kindern und mir mit Freuden angenommen. Dort wurde ein bequemes Haus am Meer gemiethet und in der köstlichen Seeluft an der reizend schönen Küste stellte sich die getrübte Heiterkeit wieder her. Pulskys

waren auch wieder dort. Sie kamen oft des Abends und ich erfreute mich des vertrauten Umgangs mit der edlen Therese, deren tief gemüthvolles Wesen sich mir in dieser Stille mehr enthüllte, als es in der ewigen Unruhe und politischen Aufgeregtheit ihres Londoner Lebens der Fall sein konnte. Dort erreichte uns auch die Nachricht von der Einnahme des Malakoff. Damit war der Fall Sebastopols und das Ende des Krieges vorauszusehen. Wir freuten uns der Nachricht, nicht nur aus allgemein menschlichen Rücksichten, sondern insbesondere auch für Russland, da es anzunehmen war, dass der neue Kaiser nach Beendigung dieses von ihm als traurige Erbschaft übernommenen Krieges sich zu inneren Reformen wenden werde.

Nach unserer Rückkehr wurde der Beschluss gefasst, wieder nach London überzusiedeln, da Herzens Sohn die London-University und das Laboratorium des berühmten Chemikers Hofmann besuchen sollte, und auch für Natalie einige Stunden nöthig wurden, die ihr zu geben ich mich nicht für competent hielt. Mit wahrem Schmerz schied ich von der geliebten Landeinsamkeit, von der reizenden Aussicht des Hauses auf die Themse und ihre grünen Ufer, von dem herrlichen Park von Richmond und den Gärten von Kew, in denen ich täglich mit den Kindern so glückliche Stunden verlebt hatte, von jenem in sich geschlossenen und befriedigten Leben, das nun wieder den

Schwankungen und vielleicht störenden Einflüssen einer an uns näher herantretenden Aussenwelt Preis gegeben war und in Gefahr kam, anstatt sich immer sicherer und organischer von Innen heraus zu gestalten, durch ein Unvorhergesehenes, von Aussen her erschüttert oder gar zertrümmert zu werden!

Achtes Kapitel.

Schicksal. Trennung.

Wir waren nach London zurückgekehrt und hatten ein Haus am äussersten Ende des freundlichen St. Johns-Wood, der Vorstadt mit den vielen grünen Gärten, bezogen, von wo aus mannigfaltige Wege in den verschiedensten Richtungen ins Freie führten nach den reizenden Dörfern Hampstead und Highgate hin, so dass wir uns noch beinahe auf dem Lande wähnen konnten. Der Unterricht der Kinder wurde auf das Reichlichste organisirt, und ganz besonders gereichte es mir zur Beruhigung, die musikalische Seite desselben in die Hände Johanna Kinkel's legen zu können, die, obgleich selbst Musikerin ersten Ranges, es sich doch ganz vorzüglich zur Aufgabe gemacht hatte, den ersten Musikunterricht von Kindern zu leiten. Namentlich legte sie Gewicht auf eine Singklasse, durch welche sie das musikalische Gehör und die Fertigkeit im Treffen der Intervalle entwickelte. Dieser Singklasse beizuwohnen gewährte mir ein besonderes Vergnügen, denn unter der vorsichtigen Leitung Johanna's entstanden hier reizende musikalische

Wirkungen, welche das kindliche Organ nicht nur nicht beschädigten, sondern im Gegentheil es durch gesunde Uebung kräftigten und verschönten. Die Wichtigkeit eines so vortrefflich geleiteten Gesangunterrichts in frühester Jugend wurde mir klar, besonders eben in Beziehung auf die harmonische Entwicklung des Stimmorgans im Allgemeinen. Man bereitet hierdurch dem Menschen einen fast unschätzbaren Vorzug, da die Anmuth der Stimme auch beim Sprechen eine der schönsten Eigenschaften der äusseren Erscheinung ist und oft nachhaltiger einnehmend wirkt, als die Schönheit. Dass ich nun wieder Gelegenheit hatte, Johanna Kinkel, diese treffliche, von mir innig geliebte Freundin, öfter zu sehen, gehörte mit zu den Dingen, um derentwillen ich die Rückkehr nach London als einen Gewinn ansah. Ausserdem hatte ich aber Mühe, dem aufs Neue drohenden geselligen Andrang zu wehren, damit er nicht die schöne Ordnung und den Frieden der Häuslichkeit störe, denn nur in dieser fand ich mein eigentliches Glück. Da fand ich es aber auch so durchaus, dass ich eines Tages in einem Brief an meine Schwester schrieb: „Ich kann dir weiter nichts von mir sagen als: möge es so bleiben wie es ist, ich verlange nichts mehr darüber hinaus.“ Wenn das völlig glückliche, und durch die günstige Entwicklung der Kinder sich immer reicher gestaltende Tagesleben mit denselben vorüber war, so waren es des Abends die gemeinschaftlichen Lectüren mit Herzen, die

meinem Geiste neue Spannkraft und Nahrung gaben. Seine leuchtende Intelligenz, sein unfehlbares Gedächtniss und seine universellen Kenntnisse begleiteten dieses Lesen stets mit so werthvollen Bemerkungen und Erörterungen, dass sie dem Vorgelesenen einen zweiten reichen Inhalt beimischten. So lasen wir u. A. eine eben herausgekommene Bearbeitung des Processes der St.-Simonisten, welcher mir ein hohes Interesse einflösste, besonders die Rede des Père Enfantin. Derselbe sprach sich darin über die von dieser Seite angestrebte sogenannte Emancipation der Frauen aus, die vom Publikum so vielfach ins Lächerliche gezogen worden war, hier mir aber als durchaus schön und edel aufgefasst entgegentrat. Die mystisch-religiöse Lebensanschauung der St.-Simonisten theilte der Frau eben dieselbe priesterliche Weihe und Aufgabe zu, als wie dem Manne. Sie erhob die Gesellschaft zu einer grossen patriarchalischen Hierarchie, in der Alter, Weisheit und Würde allein zu den höheren Graden befähigten. Die Frau wurde in jeder Hinsicht dem Manne als ein ebenbürtiges Wesen zur Seite gestellt. Enfantin sagte mit einer damals noch unter den Männern äusserst seltenen Bescheidenheit, dass es dem Manne durchaus nicht zukomme, weder als Gesetzgeber, noch als Lehrer oder Ordner der geselligen Lebensverhältnisse dem Weibe irgendwie eine Grenze setzen zu wollen, sondern dass die Frau hervorkommen müsse und für sich selber sprechen, um ihre wahren Be-

dürfnisse und Ansprüche zu formuliren. Ich war von dieser Darstellung der Sache um so freudiger überrascht, als eben in England eine von zahlreichen Unterschriften der edelsten, gebildeten englischen Frauen bedeckte Bittschrift um Zutritt zum Studium der Medicin an den Universitäten vom Parlament abschlägig beschieden worden war. Ich fühlte tief, wie richtig es sei, dass nur die Frauen selbst ganz sagen können, was ihnen noththut, und dass es daher Pflicht eines jeden denkenden weiblichen Wesens sei, jene Forderungen in sich klar zu machen, um damit im engeren oder weiteren Kreise hervorzutreten. Demzufolge tauchte alsbald der Gedanke in mir auf, auch mein Wort in dieser Angelegenheit zu sagen. Ich setzte mich gleich unter dem Eindruck des Gelesenen hin und schrieb eine Widmung an den Père Enfantin, der damals noch lebte, welche der beabsichtigten Arbeit voranstehen sollte.

Im Uebrigen verlief dieser Winter nach Aussen hin ziemlich ereignisslos. Der Krieg in der Krim war seit Anfang September beendigt, und Herzen's Hoffnungen auf eine neue Aera in Russland waren um so lebendiger, je mehr die politische Demüthigung des stolzen Autokratenthums durch den Pariser Frieden demselben die Nothwendigkeit innerer Reformen und dadurch wiederhergestellten Ansehens aufzuerlegen schien. Seine schriftstellerische Thätigkeit nahm nun einen beinahe ausschliesslich

politischen Charakter an. Ganz besonders war es die Emancipation der Leibeigenen, welche das Hauptthema seiner Besprechungen bildete und von ihm als die unerlässliche Bedingung einer neuern bessern Zukunft für Russland hingestellt wurde. Er hatte dabei jedoch immer die Beibehaltung des russischen Gemeindewesens mit Vertheilung der Erde und dem gemeinschaftlichen Besitz derselben im Auge. In der Erhaltung dieser primitiven Einrichtung sah er die einzig mögliche Abwehr gegen das Elend des europäischen Proletariats und zugleich ein gerechtes staatliches Princip, dass die Erde dem gehören solle, der sie bebaut. Es kamen ihm zu dieser Zeit auch schon immer häufigere Mittheilungen aus Russland zu und seine in London gedruckten Schriften gelangten mit immer grösserer Leichtigkeit dorthin. Alles dieses brachte die zufriedenste Stimmung im Hause hervor, und ich glaubte wirklich nicht, dass der Ausdruck übertrieben war, mit welchem Johanna Kinkel einmal ihre Empfindung nach einem Besuch bei uns schilderte; sie sagte: „Es war mir ganz, als träte ich in ein kleines Himmelreich.“

Der Kreis von Bekannten, der sich bei uns zu bestimmten Zeiten versammelte, war aus weit weniger leidenschaftlich aufgeregten politischen Persönlichkeiten zusammengesetzt, als der frühere im ersten Winter in London. Es waren viele junge Leute verschiedener Nationalitäten darin, welche sich mit begeisterter

Anhänglichkeit um Herzen gruppirten, von ihm lernten und durch ihre verschiedenartigen Bestrebungen die Unterhaltung auch auf andere Gebiete, als die rein politischen, hinüberlenkten. Zu diesem jüngeren Kreis gehörte in dem Winter auch Carl Schurz, welcher wegen der Gesundheit seiner Frau für einige Zeit nach Europa gekommen war. Zwischen ihm und Herzen entspann sich eine ganz besondere Freundschaft, und wenn Schurz mit seiner lebendigen Auffassung und seinem Scharfblick uns die interessantesten Schilderungen des amerikanischen Lebens gab, so lernte er dagegen mit hohem Interesse aus Herzen's Mittheilungen jenes nebelhafte Russland kennen, dem Beide, zusammen mit Amerika, die Suprematie der nächsten Culturepoche voraussagten. Es war ein Lieblingsgedanke Herzen's, auf den er immer und immer wieder zurückkam, dass der grosse Ocean in der nächsten Zukunft dieselbe Rolle spielen werde, die das Mittelmeer in der alten Welt gespielt hatte, das heisst: das Centrum der Culturstaaten dieser Zukunft zu sein.

Es waren dem nächsten Kreise auch jetzt mehrere Frauen beigesellt, wodurch ebenfalls der ausschliesslich politische Charakter der Gesellschaft geändert und durch Musik und andere heitere gesellige Anregung unterbrochen wurde, was besonders für die Kinder erfreulich und anregend war. Anna freilich erschien nicht mehr so häufig, da ihre vorrückende Schwanger-

schaft sie mehr an das Haus fesselte. Ich ging dagegen so oft ich konnte auf ein Stündchen zu ihr, und genoss so recht von Herzen das Zusammensein mit dieser lieblichen und edlen Natur, die durch die Erwartung des späten Mutterglücks eine noch höhere Weihe erhielt. So war ich auch in den letzten Tagen des Januar am Nachmittag eine Stunde bei ihr. Wir hatten die anmuthigsten Gespräche natürlich in Beziehung auf das neue Wesen, das sie erwartete. Sie sprach dabei auch von der Möglichkeit ihres Todes mit grosser Ruhe und Klarheit, obgleich sie gewiss in diesem Augenblick mehr als je zu leben wünschte. Ich trennte mich von ihr in herzlicher Liebe und sie trug mir noch lachend allerlei scherzhafte Dinge zur Bestellung an Herzen auf. Am folgenden Morgen wurde ich früh, als es draussen noch ganz finster war, durch ein Klopfen an meiner Stubenthür geweckt. Ich fuhr erschreckt empor, als Herzen, mit einem Licht in der Hand, bleich und verstört eintrat, und auf meine bestürzte Frage, was denn vorgefallen sei, mit zitternder Stimme erwiderte: Ich habe eben eine Botschaft von Charlotte bekommen — Anna ist diese Nacht plötzlich gestorben." Ich war wie versteinert bei dem unerwarteten Schlag. Mich ankleiden und hineilen war das Werk einiger Augenblicke. Da war es denn wirklich so! Die ich am Abend vorher in anscheinender Gesundheit, in voller Geistesfrische verlassen hatte, lag nun kalt und still, zusammen

mit der noch ungeborenen Blüthe, durch die uns wenigstens ein lebendiger Abdruck der holden Mutter geblieben wäre. Mein Schmerz verstummte vor dem des armen Friedrich, dem in einer Hülle zwei Kleinode, Gegenwart und Zukunft, entrissen waren. Der Tod war ganz plötzlich, bei vollem Bewusstsein, eingetreten, und es war keine Zeit gewesen, wenigstens das eine junge Leben zu retten. Bald nach mir erschien auch Herzen, und es ist nicht zu sagen, wie warm und liebevoll er sich erwies. Er brachte eine Menge der schönsten Blumen, um das Todtenbett nach der freundlichen italienischen Sitte zu bestreuen, wie er vor noch nicht allzulanger Zeit ein Todtenbett geschmückt gesehen hatte, auf dem das Liebste ruhte, was er auf der Welt besessen. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich ganz die tiefe, gemüthvolle Seite seiner Natur, welche Diejenigen kaum ahnten, die ihn nur als den scharfen, polemisirenden Politiker oder den geistvollen witzigen Gesellschafter kannten.

Die folgenden Abende waren wir stets im Trauerhause im engsten Kreis versammelt: Friedrich und Charlotte, Schurz und seine Frau, Herzen, sein Sohn und ich. Herzen las uns eine seiner schönsten Sachen vor, die er am Morgen rasch zu dem Zweck aus dem Russischen in das Französische übersetzt hatte. Es war dies eine Erinnerung aus Rom und der begeisterten Zeit von Achtundvierzig, wo er mit seiner Frau und mehreren Freunden an

den künstlerisch schönen, vom seligsten Freiheitstraum verklärten Volksscenen des römischen Lebens theilgenommen hatte. Die Behandlung war so schön, so dramatisch, so in ideelle Sphären hinüberschauend, dass sie vollkommen für unsere Stimmung passte und unsern Schmerz in einer höheren Rührung milderte. Innig dankbar empfand ich das Zeichen zarter Freundschaft, als er am Schluss der Lesung mir die Uebersetzung überreichte mit den Worten, die er auf das Titelblatt geschrieben: „Ich lege diese Blätter als einen kleinen blassen Immortellenkranz neben die Blumen, welche unsere Verstorbene schmücken, und ich widme sie Ihnen an dem Tag, nachdem Sie Ihre Freundin verloren.“

Einige Tage darauf zog ein stiller kleiner Trauerzug, nur aus den obenerwähnten Personen bestehend, zu dem schönen Kirchhof von Highgate hinaus, wo ich schon einmal an einem Grabe mit Herzen gestanden hatte. Es war ein schöner Platz, an dem wir Anna zur ewigen Ruhe betteten. Nichts Störendes, kein Priester, kein fremder, unfühlender Zeuge war zugegen; Schurz sprach ein paar herrliche Worte, die wie Frühlingsrosen auf das Grab fielen und es uns scheinen liessen, als schwebe die Geschiedene mit dem Lächeln der Erlösten auf den Lippen, über der Gruft, in der wir ihr Irdisches versenkten. Den ganzen Tag über blieben die Freunde bei uns im Hause, und wenn etwas die Bewunderung und Freundschaft hätte steigern

können, die wir Alle für Herzen empfanden, so wäre es sein Benehmen bei dieser Gelegenheit und an diesem Tage gewesen.

Anfang April war der Geburtstag Herzen's, und ich hatte zur Feier ein kleines Examen vorbereitet, bei welchem die Kinder ihm von ihrem Erlernten Rechenschaft ablegen sollten. Des Morgens auf dem Frühstückstisch fand er an seinem mit Blumen geschmückten Platz eine schriftliche Einladung dazu und nach dem Frühstück begann die Prüfung, welche das allerbefriedigendste Resultat lieferte. Eine festlich frohe Stimmung verbreitete sich davon über den ganzen Tag, der sich am Abend durch den Besuch einiger vertrauterer Freunde, welche an der Anmuth und dem Gedeihen der Kinder lebhaften Antheil nahmen, auf das Heiterste abschloss. Als wir uns trennten, sagte ich lachend zu Herzen: „Nun, über das Antipodenthum, die Zweifel und Stürme, sind wir nun glücklich hinaus und hoffentlich im Hafen angelangt für alle Zeit."

Ist es Vermessenheit des Menschen auf einen dauernden Zustand der Befriedigung zu hoffen, selbst wenn derselbe das Ergebniss redlichster Bemühung, reinsten Strebens ist? Oder lauern tückische Dämonen, wenn irgendwo der Friede in eine Existenz einzog, neidvoll darauf, um die sicher werdende Seele gewaltsam aus der schönen Täuschung zu wecken? Ich weiss es nicht, gewiss aber ist, dass nur zu oft im Leben dem friedlichsten Zustande der

jähe Wechsel folgt, gleichsam als wollte das Schicksal uns auf die Probe stellen, ob wir immer den Panzer unter dem Friedenskleide tragen und dessen stets eingedenk sind, dass unser Leben Kampf ist und nicht Ruhe. Wenige Tage nach dem eben erwähnten Geburtstagsfest sassen wir gerade beim Mittagsessen, als ein mit Koffern bepackter Wagen vor dem Hause vorfuhr. Ich konnte denselben von meinem Platz am Tisch aus sehen, sprang auf und rief: „Das ist Ogareff! — dies war der Name von Herzen's Jugendfreund, den er über Alles liebte und von dem er mir so oft und so ausführlich gesprochen hatte, dass es mir war, als kenne ich ihn bereits selbst. Er war es, der sich kürzlich mit jener Dame verheirathet hatte, welche die Erziehung der Kinder hatte übernehmen sollen und welche Herzen eine Zeitlang vergebens erwartet hatte. Es war auch nicht die leiseste Nachricht angelangt, dass Ogareff, welcher seiner bekannten politischen Gesinnung wegen immer unter einer Art von polizeilicher Aufsicht stand, Russland würde verlassen können, aber eine bestimmte Ahnung sagte mir, dass er es sein müsse und kein Anderer. Herzen, immer ängstlich, dass etwas Störendes in das Leben kommen könne, ging dem aussteigenden Fremden scheu entgegen, bis er wirklich den so viele Jahre lang nicht gesehenen Jugendfreund erkannte. Er führte denselben nebst seiner ihn begleitenden Gattin zu mir und den Kindern in das Zimmer

und machte uns miteinander bekannt. Wie es zuweilen zu gehen pflegt, dass eine innere Stimme fast mit unumstösslicher Sicherheit bei gewissen Ereignissen oder Begegnungen uns eine plötzliche Wendung unseres Schicksals voraussagt, so ging es auch mir hier. Es waren solche ahnungsvolle Momente, die bei den Alten zu den Stimmen warnender Gottheiten wurden, welche den Menschen am Rande des Abgrunds zurückhielten, oder aber, wenn er sich über den Inhalt der Warnung täuschte, gerade in das Verhängniss, dem er entfliehen wollte, hineinrissen. Ich war auf das Günstigste für die Freunde des mir so sehr befreundeten Hauses gestimmt und doch fühlte ich jetzt, als sie vor mir standen, mich von der eisigen Hand jenes Schicksals berührt, welches mitleidslos Bande knüpft und sie wieder löst, ohne zu fragen, ob Herzen dabei brechen oder nicht.

Es war natürlich, dass dieser Besuch von vorn herein eine grosse Umwälzung in unserem geordneten täglichen Leben hervorbrachte. Mit diesem Freunde kam sozusagen Herzen's Vergangenheit fast von der Kindheit her, es kam das Vaterland und die Heimath, es kamen die vergangenen Freuden und Leiden und alle gemeinsamen Hoffnungen zurück. Es war derselbe Freund, mit dem Herzen einst, als dreizehnjähriger Knabe, auf dem Hügel bei Moskau beim Schein der Abendsonne geschworen hatte, Pestel und die anderen Opfer des vierzehnten December zu rächen. Musste schon dies allein

Herzen auf das Tiefste erregen, so musste es noch mehr der Umstand, dass dieser Freund schwer leidend ankam, so dass sein Zustand ernste Besorgnisse einflösste. Seine Frau war die intimste Freundin von Herzens Gattin gewesen. Sie hatte mit der damals noch glücklich vereinigten Familie die freudig bewegte erste Zeit, welche dieselbe im Ausland verlebte, in der glorreichen Erregung von 48 in Italien und Frankreich verbracht. Auch mit ihr kam daher eine Welt von glückseligen, aber auch ebenso tief schmerzlichen Erinnerungen zurück, da sie Herzen seit dem Tode der von Beiden leidenschaftlich geliebten Frau nicht wieder gesehen hatte. Ich ehrte die Ausschliesslichkeit, mit welcher alle diese Dinge im Anfang Besitz von Herzen nahmen und den Charakter unseres häuslichen Lebens völlig umwandelten. Ich erkannte an, dass bei einer so tief und wahr für alle wirklichen Bande der Neigung empfindenden Natur wie die Herzen's, ein solches Erlebniss vorerst völlig die Oberhand behalten und alle andern Rücksichten in den Hintergrund drängen musste. Doch hoffte ich, dass nach und nach auch alles Uebrige wieder in sein Recht treten und der gewohnte Gang des Lebens, den ich der Kinder wegen als für den allein richtigen erkannte, keine dauernde Störung erleiden werde. Ich fühlte allerdings vom ersten Augenblick an, dass ich hier noch ein Mal, und zwar in unendlich verstärkter Weise, mit jenem Antipodenthum des russischen Wesens würde zu

kämpfen haben, welches ich seit einiger Zeit so glücklich und vollständig, in Beziehung auf die Kinder, bei Herzen überwunden hatte. Es trat mir hier viel ausgeprägter und unmittelbarer entgegen, besonders in der russischen Dame, welche alle die charakteristischen Eigenschaften ihrer Heimath, vereint mit einem fanatischen Patriotismus, in sich trug. Ich hoffte jedoch bestimmt, dass Herzen diesmal, durch frühere Beispiele gewarnt, die Initiative ergreifen, von vornherein den Verhältnissen ihre bestimmte Form geben und mir die Ausübung meiner Wirksamkeit ungeschmälert erhalten werde. So liess ich denn die Dinge anfangs ruhig ihren Gang gehen, indem ich mich bemühte, meinerseits durch jede freundliche Aufmerksamkeit und thätige Theilnahme das Verhältniss auf das Freundlichste zu gestalten. Es ward mir dies um so leichter, als mir Herzen's Freund eine wahrhaftige, tiefe Sympathie und ein ganz unbegrenztes Mitleid einflösste. Ich wusste bereits durch Herzen, welch' eine tiefe und edle Natur mir in diesem Manne entgegentrat. Ich kannte seine Lebensschicksale und wusste, dass ich in ihm eines jener Opfer sah, welche die unglückliche Nicolaus'sche Periode sich gerade unter den besten und begabtesten Menschen in Russland erwählt hatte. Wie viele Namen kannte ich nicht von reich ausgestatteten Persönlichkeiten, welche in der dumpfen Atmosphäre jenes trostlosen, alle geistige Entwicklung hemmenden Despotismus untergegangen waren.

Wo nun aber die Macht der Begabung trotz alledem sich Bahn gebrochen hatte, da hatte eben Alles einen gewaltsamen Charakter angenommen und hatte oft in excentrischen Lebensäusserungen eine Art von Betäubung für das versagte harmonische Schaffen und Wirken gesucht. Auch Ogareff hatte auf europäischen Reisen ein sturmbewegtes und dann wieder in russischen Wäldern und Steppen ein seltsam beschauliches, weltentrücktes Leben geführt. Er hatte eine seltene Organisation, hohe geistige Gaben und ein glänzendes Vermögen mit der Jugend zusammen dahinschwinden sehen müssen, ohne davon in der Welt eine äussere sichtbare Spur zu hinterlassen. Doch konnte man auch auf ihn mit vollem Recht das Schiller'sche Wort anwenden:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.“

Nach dem einstimmigen Urtheil seiner Freunde war die Wirkung nicht gering anzuschlagen, welche seine Persönlichkeit ausgeübt hatte. Herzen hatte mir oft gesagt: „Wer weiss denn, was ich und Andere, die gehandelt haben, der Rede und dem Einfluss dieses Mannes verdanken! Von Natur viel mehr zum Dichter als Politiker angelegt, hatte sich sein inneres Leben nach Aussen hin auch nur in Gedichten kundgegeben, deren mehrere in russischer Sprache, auch durch Herzen in dessen Presse, veröffentlicht worden waren. Im Ver-

kehr war er von jeher äusserst schweigsam gewesen; jetzt war er es doppelt, da leider seine Gesundheit ganz zerstört war und ein tiefes Versunkensein ihn oft stundenlang theilnahmlos am Gespräche dasitzen liess. Blieb er auf diese Weise ziemlich unnahbar, so zogen mich doch die unverkennbare Güte seines Wesens und sein stilles Leiden auf das Innigste an und erweckten meine tiefe Theilnahme.

Ganz anders war der Eindruck, welchen mir die russische Dame machte. Hatte mich schon bei ihrer Ankunft das Gefühl befallen, als wenn hier Jemand in mein Leben träte, der keinen wohlthuenden Einfluss darin ausüben würde, so blieb mir auch, trotz alles Bestrebens meinerseits, das beste Vernehmen einzuleiten, eine gewisse unbehagliche Ahnung, dass dies zu keinem Ziele führen werde und dass unsere zwei Naturen ganz und gar nicht zu einander passten. Ich konnte nicht recht zur Klarheit in mir gelangen über diese seltsame Persönlichkeit. Ich fühlte mich niemals frei in ihrer Gegenwart und ihr eignes, sonderbar scheues Wesen machte auch mich befangen. Ich glaubte jedoch zu sehen, dass ihr meine Stellung im Hause eine unangenehme Ueberraschung gewesen war; sie hatte wohl gedacht, eine gewöhnliche Gouvernante vorzufinden und dabei den Wunsch sich erfüllen zu sehen, die Stellung bei den Kindern, welche deren sterbende Mutter ihr zugedacht, nun einzunehmen. Statt dessen fand sie eine Freundin, welche die Hausfrau

im Haushalte und bei den Kindern die Mutter vertrat. Dazu kam, dass ihr das deutsche Wesen verhasst war, und viele Einrichtungen, die ich im Interesse der Kinder gemacht hatte, ihren russischen Gewohnheiten gänzlich zuwider waren. Um davon nur eine Kleinigkeit anzuführen: ich hatte mit vieler Mühe und Ueberredung Herzen davon abgebracht, fast täglich, bei jedem Ausgang, den er machte, den Kindern unnütze Spielereien und Gegenstände mitzubringen, welche zu nichts Anderem dienten, als sie abzustumpfen gegen die Freude an guten und nützlichen Gaben, und die Zerstörungslust, die ohnehin in Kindern gewöhnlich ein vorherrschender Trieb ist, zu wecken. Nun hatte aber die russische Dame eine wahre Leidenschaft, die Kinder mit Geschenken zu überhäufen. Sie sagte mir einmal, sie könne an keinem der vielen schönen Läden mit Spielwaaren in London vorübergehen, ohne den Wunsch zu empfinden, alles darin Befindliche kaufen und den Kindern mitbringen zu können. Es ist dies ein entschieden russischer Zug. Hatte mir doch eine andere Russin früher einmal gesagt, sie wolle ihren Knaben, ihr einziges Kind, so sehr mit Geschenken aller Art überhäufen, dass er dadurch blasirt werden und die Lust am Besitz verlieren solle. Ich versuchte umsonst, Madame Ogareff meine Ansicht hierüber annehmbar zu machen. Sie fuhr fort, die Kinder in dieser Weise zu beschenken und hörte erst damit auf, als ich Herzen in schonendster

Weise auf das wieder einreissende Uebel aufmerksam gemacht und dieser sein Veto dagegen eingelegt hatte. Aehnliche Verschiedenheiten der Ansichten und noch über wichtigere Dinge fanden sich in Menge vor. Dabei aber wünschte Herzen, wie dies bis zu einem gewissen Grade auch natürlich war, dass die Dame sich viel mit den Kindern beschäftigte, ihnen von der verstorbenen Mutter erzähle, russisch mit ihnen spreche und sie so viel wie möglich mit dem nie gesehenen Vaterland bekannt mache. Wäre dies Alles einfach und natürlich geschehen, nur als ein schönes Mehr in dem schon Vorhandnen, so würde sich Alles leicht und freundlich gestaltet haben. Allein, wie schon erwähnt, es war ein peinliches Etwas in den Persönlichkeiten und den Beziehungen, das ich mir wegzuleugnen suchte, das sich mir aber täglich mehr mit unheilvoller Ahnung aufdrängte. Nach der Tagesarbeit mit den Kindern, die zuweilen, trotz aller Liebe, mit der ich sie that, doch erschöpfend war, fehlte dann auch die gewohnte frühere geistige Erfrischung durch Gespräch oder Lektüre mit Herzen. Die russische Sprache und russische Interessen beherrschten die Unterhaltung, und wenn ich erstere auch etwas kennen gelernt und mit den letzteren mich ziemlich vertraut gemacht hatte, so waren mir doch beide immer noch zu fremd, um ganz ausschliesslich darin zu leben und meine geistige Erholung zu finden. Zu meinem Leidwesen sah ich, dass Herzen, getreu seiner Natur, die

Dinge abermals gehen liess, immer in der Hoffnung, dass sich das Alles von selbst finden werde, und voller Furcht, nach der einen oder der andern Seite hin vielleicht wehe zu thun und zu verletzen.

Derselbe Fehler in den Lebensbeziehungen von Personen, die auf einander angewiesen sind, den er früher schon begangen, wiederholte sich auch hier. Nur sollte er dieses Mal noch unheilvollere Folgen haben als zuvor. Als ich die Verstimmung unaufhaltsam hereinbrechen sah, fing ich an, Herzen leise darauf aufmerksam zu machen und freundschaftlich zu warnen. Mir schien, dass dasjenige. welches mir in Beziehung auf ihn und den Frieden seines Hauses eine nothwendig auszuübende Pflicht gewesen war — nämlich die unbedingte Solidarität und Parteinahme der Freundschaft, auch von ihm unbedenklich vollzogen werden müsse. Es war ja keineswegs die Rede davon, die Rechte seiner Freunde zu schmälern, noch ihm selbst die Wohlthat seiner russischen Erinnerungen zu entziehen. Es kam einzig darauf an, den bisherigen status quo des Hauses, der sich als segensreich für die Kinder und nach seinem eignen Zeugniss zu seiner vollkommenen Zufriedenheit gestaltet hatte, zu erhalten und damit das Leben mit den Freunden sympathisch zu verbinden, ohne es als ein beliebig willkürlich wirkendes, zersetzendes oder erhaltendes Element aufwachsen zu lassen. Es hätte dies in das Kapitel der Lebenskunst gehört, die so Wenige

verstehen, zu der uns der grosse Lebenskünstler Goethe einen noch viel zu wenig beachteten Wink in den Wahlverwandtschaften gegeben hat. Kann man auch nicht allen Verwicklungen und Verwirrungen vorbeugen, die aus Begegnen, Finden, Dazwischentreten und Trennen entstehen, so kann man doch gewiss, in den meisten Fällen, durch ein vernünftiges Einschreiten und Ordnen der Verhältnisse zu rechter Zeit, unzählige Missverhältnisse vermeiden, und, indem man die Rechte eines Jeden wahrt, den Zusammenstoss der Charaktere und seine Folgen verhüten. Aber dies war durchaus nicht Herzen's Art, und, aus einer übergrossen Scheu, einzugreifen und die Freiheit des Einen oder Andern zu gefährden, liess er den Dingen ihren Lauf, bis der gordische Knoten geknüpft war und dann nur mit einem Schwertstreich, der aber auch ins Herz schnitt, gelöst werden konnte.

Es wäre unnütz, alle die Phasen anzuführen, durch welche der innere Conflict immer wachsend ging. Ich wusste durch andere Personen, wie sehr die russische Dame wünschte, die ihr einst im Haus bestimmt gewesene Stelle einzunehmen. Ich sah, wie Herzen täglich mehr dem Wunsch sich hingab, dass das russische Element bei den Kindern wieder das Vorherrschende würde und wie gleichgültig ihm alle nichtrussischen Beziehungen wurden, die er noch vor Kurzem mit Theilnahme und Herzlichkeit gepflegt hatte. Ich litt unsäglich unter diesen Zuständen, denn der Gedanke drängte sich mir mit Macht auf,

dass es zu einer Trennung kommen werde. Ich fühlte, dass ich schon um der Einheit der Erziehung willen die Kinder dem russischen Element allein würde überlassen müssen, da ich nicht mit demselben gehen konnte, gegen dasselbe aber zu arbeiten mich dieser verstärkten Macht gegenüber nicht mehr ausreichend fühlte. Ausserdem hielt ich solch einen Dualismus für das Wohl der Kinder schädlich. Ich muss es Herzen nachsagen, dass er Anfangs mit Entrüstung jede Andeutung auf Trennung zurückwies. Den innern Zwiespalt zu klären, schlug er Unterredungen und Erörterungen bald mit Ogareff, bald mit dessen Frau vor. Dies wies ich jedoch zurück als Etwas, was zu gar nichts führen konnte. Die bestehenden Verschiedenheiten der Naturen, Ansichten und Gewohnheiten konnten unmöglich ausgeglichen werden. Es kam ja überhaupt nur darauf an, dass er erklärt hätte, die Erziehung und die ganze Hausordnung solle fortbestehen wie bisher, ohne jede Einmischung und ohne das Uebergreifen eines Elements, für welches es im besten Falle noch zu früh war.

Es ist möglich, dass wenn ich weniger ausschliesslich an meinem damaligen Leben und den frei übernommenen Pflichten gehangen hätte, wenn ich sie mehr als eine geschäftliche Verpflichtung denn als eine innerste Herzenssache, in der ich mit der ganzen leidenschaftlichen Hingebung meiner Natur stand, behandelt hätte, es ist möglich, sage ich, dass ich dann

die ganze veränderte Lage der Dinge ruhiger aufgenommen und beherrscht hätte. Aber es ging mir eben in der Freundschaft, wie es mir einstmals in der Liebe gegangen war: ich hatte Alles gegeben und erkannte nun mit unmässigem Schmerz, dass das nicht vollkommen gegenseitig war, dass im Gegentheil andere stärkere Bande das Leben beeinflussen und ihm eine andere Richtung geben würden. Ich war allerdings auch zu selbständig und unabhängig in meiner bisherigen Wirksamkeit gewesen, als dass es mir leicht geworden wäre, darin eine Veränderung vorgehen zu sehen. Diese Anforderung an die Fortdauer der unbeschränkten Ausübung meiner Verpflichtung war dadurch gerechtfertigt, dass ich sie mit ganzer Treue und nach tiefster Ueberzeugung, recht zu thun, erfüllte. Dennoch hätte ich hierin kleine Aenderungen eintreten lassen können, wenn die Naturen, denen ich gegenüberstand, andere gewesen wären und sich freier und verständnissvoller zu mir gestellt hätten. Eine ganz unpersönliche Rücksicht gab der Sache den Ausschlag. Ich fühlte, dass sich hier ein natürlicher Kreis um die exilirte Familie schloss, in der auch den Kindern wieder das heimische Element näher treten konnte, wie es des Vaters innigster Wunsch war. Einheit in der Erziehung aber erschien mir ein unerlässliches Erforderniss. Indem ich dieselbe russischen Händen zurückgab, erreichte ich wenigstens dies Eine. Dennoch zerriss es mir das Herz, an Trennung zu denken,

und ich machte noch einen letzten Versuch, mich mit Herzen darüber zu verständigen. Er, gut und sympathisch wie immer, versicherte, dass er Alles thun werde, die Sache harmonischer zu gestalten, und bat mich, nur Vertrauen zu ihm zu haben. Ich fing noch einmal an zu hoffen und versuchte von Neuem eine freundschaftliche Annäherung und ein Verständniss für das, was ich einzig für recht und den Kindern in der Erziehung zuträglich hielt. Allein das Missverständniss blieb dasselbe und ich sah, dass auch Herzen anfing, Bedenken zu finden, wo er früher keine gefunden hatte. Endlich, an einem Morgen, an dem er schon früh fortgegangen war aufs Land, um erst am Abend zurückzukehren, brachte man mir einen Brief, den er für mich zurückgelassen, da ich ihn vor seinem Weggehen nicht mehr gesehen hatte. Dieser Brief enthielt zum ersten Mal auch seinerseits die Annahme der Nothwendigkeit einer Trennung, die er bisher noch stets zurückgewiesen hatte. Nur schlug er vor, dieselbe zu einer Art Feier zu machen, gleichsam zu einem ernsten Fest. Die Nothwendigkeit, dass die Trennung sich nun vollziehen müsse, wurde mir nach diesem Briefe alsbald klar. Er hatte gewählt zwischen den Freunden und mir, und da war für mich keines Bleibens mehr. Der Gedanke aber, aus dem, was mir ans innerste Leben ging, eine Art Fest zu machen, ruhig und gefasst zu scheiden, wo ich mich nur mit blutender Seele losriss, war mir unfassbar. Ich

fühlte, dass ich es nur mit einem gewaltsamen Entschluss und zwar gleich, in einer Art Ekstase, thun musste oder gar nicht. Ich entschloss mich also, das Opfer noch am selbigen Tag zu vollbringen, besonders da Herzen's Abwesenheit mir dazu günstig erschien. Ich fing rasch an, meine Vorbereitungen zu machen, meine Sachen zu packen, schrieb an Herzen einen kurzen Abschiedsbrief, einen andern an die russische Dame, worin ich ihr die Kinder übergab und sie bat, meine bisher an denselben vollzogene Aufgabe weiterzuführen. Dann setzte ich mich zur letzten Mahlzeit mit den zwei Kindern nieder. Ich war in einer jener Stimmungen, in denen allein grosse weltüberwindende Opfer möglich sind. Mein Golgatha war da und diese Mahlzeit war mein Abendmahl, bei dem aber kein Verräther zugegen war. Diese vier unschuldigen Kinderaugen allein waren Zeugen des grossen Kampfes der Entsagung, den ich kämpfte. Ich sprach zu ihnen Worte der heiligsten Liebe und Weihe, nahm zuletzt ihre beiden Hände in die meinen und segnete sie, indem ich sie bat, dieser Stunde, deren Bedeutung sie jetzt noch nicht verständen, zu gedenken. Dann befahl ich dem Mädchen, die Kinder anzukleiden und sie mit dem für dieselbe bestimmten Brief zu der Dame zu bringen. Ich drückte sie, die erstaunt und betroffen nicht begriffen was vorging, noch einmal an mein Herz und entliess sie. Dann nahm ich selbst das Nöthigste mit mir und verliess das Haus.

An der Schwelle hielt der alte Diener, ein Italiener, der mir äusserst ergeben war, mich auf und sagte flehend: „Gehen Sie nicht, es bringt diesem Hause Unglück.“ Ich drückte ihm schweigend die Hand und ging zu Friedrich und Charlotte, da ich im Augenblick noch kein anderes Unterkommen wusste. Diese waren im äussersten Grade bestürzt, als sie das Vorgefallene erfuhren, stimmten aber vorerst mit mir überein, dass ich gehen musste, sobald Herzen selbst sich dafür entschieden. Ich war unsäglich traurig; mehr als das, ich war von einem verzweiflungsvollen Schmerz erfasst und rings um mich gähnte ein offenes Grab. Glaube nur Niemand, dass der unmittelbare Augenblick eines grossen, das Leben erschütternden Opfers das Schwerste sei! Wohl denen, die im Augenblick der Ekstase das Opfer mit dem Leben besiegeln können. Nein, das Kreuz ist der Prüfungen schwerste nicht. Indem wir die höchsten Güter des Daseins hingeben um einer Idee oder eines Gefühls willen, verliert das Dasein seinen Werth und der Tod ist die Erlösung von dem Schmerz, sein zu müssen ohne das, was uns das Sein verklärte. Darum war die Entsagung Buddha's grösser wie die von Christus. Buddha durchlebte die ganze Qual des Daseins, indem er die schmeichlerischen Täuschungen, die beseeligenden Wahngebilde desselben in ihrem wahren Wesen erkannt hatte. Er ertrug diese Qual, um sich in erhabenster Entsagung darüber zu erheben.

Christus ging in der Ekstase der höchsten Stunden seines Lebens, nachdem das Volk ihn als Messias erkannt und ihm zugejubelt hatte, dem Opfertod entgegen, der eine Welt erlösen und ihn aus dem dornengekrönten Leben in die angeborene Herrlichkeit zur Rechten des Vaters zurückversetzen sollte. Mein Opfer war vollbracht, aber nun hiess es: weiter leben, fern von der lieben Heimath, die ich mir selbst gegründet und die kaum erst angefangen hatte ganz sich nach meinem Wunsche zu gestalten. Alles in mir sträubte sich gegen das noch einmal Anfangen müssen, und wenn in dem Augenblick der Tod in irgend einer Form, auch der gewaltsamsten, zu mir gekommen wäre, ich hätte mich ihm wie dem Erlöser entgegengestürzt und hätte gerufen: „O, nur aufhören zu sein, nur Vernichtung, Vernichtung, und Ende dieser grässlichen Qual, leben zu müssen!“ Wohl begreift man in solchen Stunden, wie die christliche Anschauung zu dem hässlichen, jedes Schmucks des Daseins entkleideten Knochenbilde vom Tode kam. Es war der Ausdruck jenes Schmerzes, der verzweifelnd aus dem Dasein flieht und sich lieber in das Reich der Vernichtung rettet, als noch länger die erkannte Täuschung der Existenz fortsetzt. Nur dem Griechen, dem in künstlerischer Verklärung das Leben gleich einem schönen Traum scheinen konnte, durfte der holde Zwillingsbruder des Schlafs mit der umgekehrten Fackel nahen.

Noch am Abend, als wir schweigend zusammensassen in schmerzliches Sinnen verloren, erschienen Ogareff und der junge Alexander, um mir einen Brief von Herzen zu überbringen und mir ihr Leid über den so rasch von mir gethanen Schritt auszusprechen. Dies letztere that besonders Alexander in so herzlicher Weise und mit so rührend kindlichem Gefühl, dass es mich tief bewegte und ich einsah, dass ich in diesem Jüngling eine wahrhafte Sohnesanhänglichkeit gefunden hatte. Als sie fort waren, las ich Herzen's Brief, er lautete:

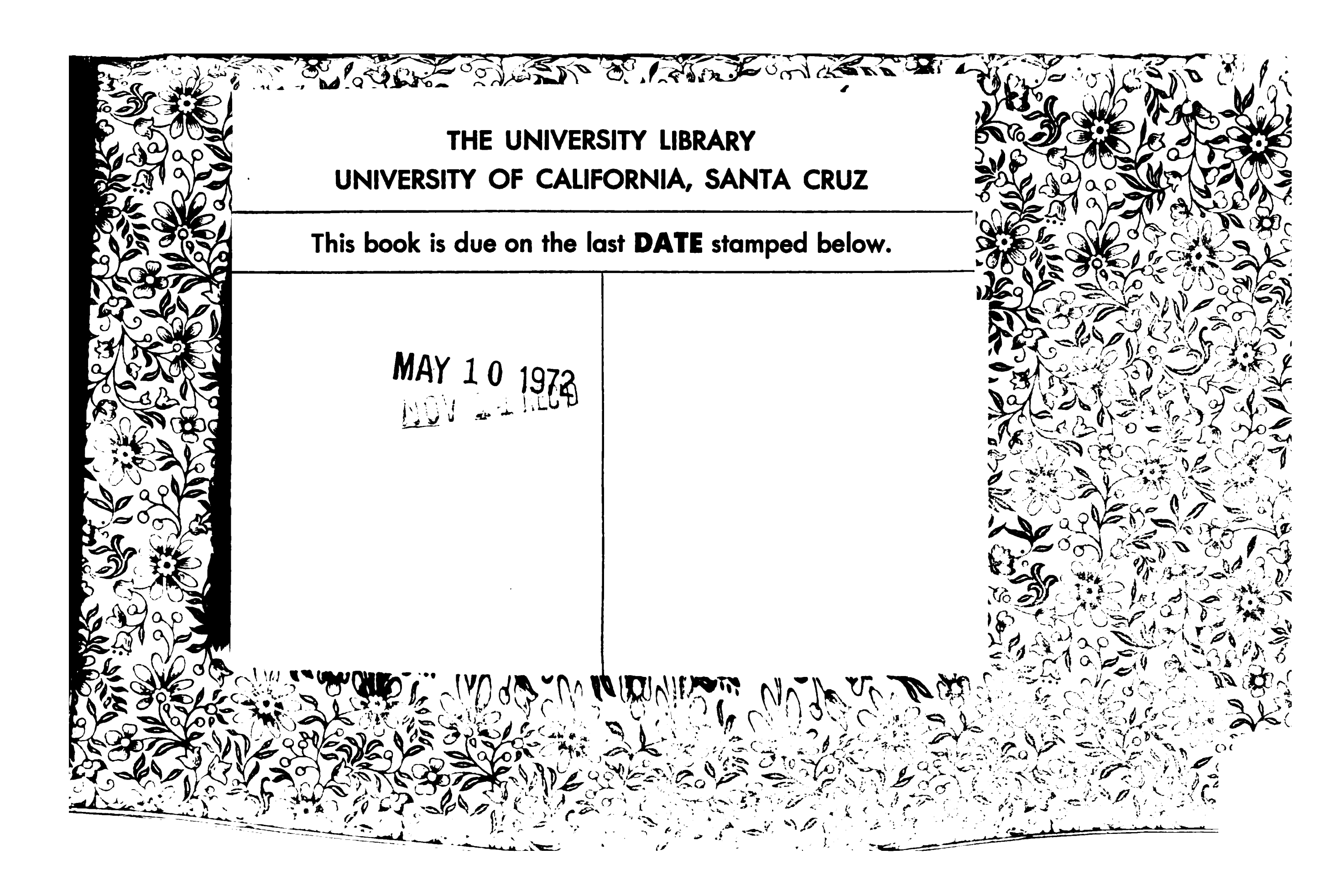
„Liebe Freundin!

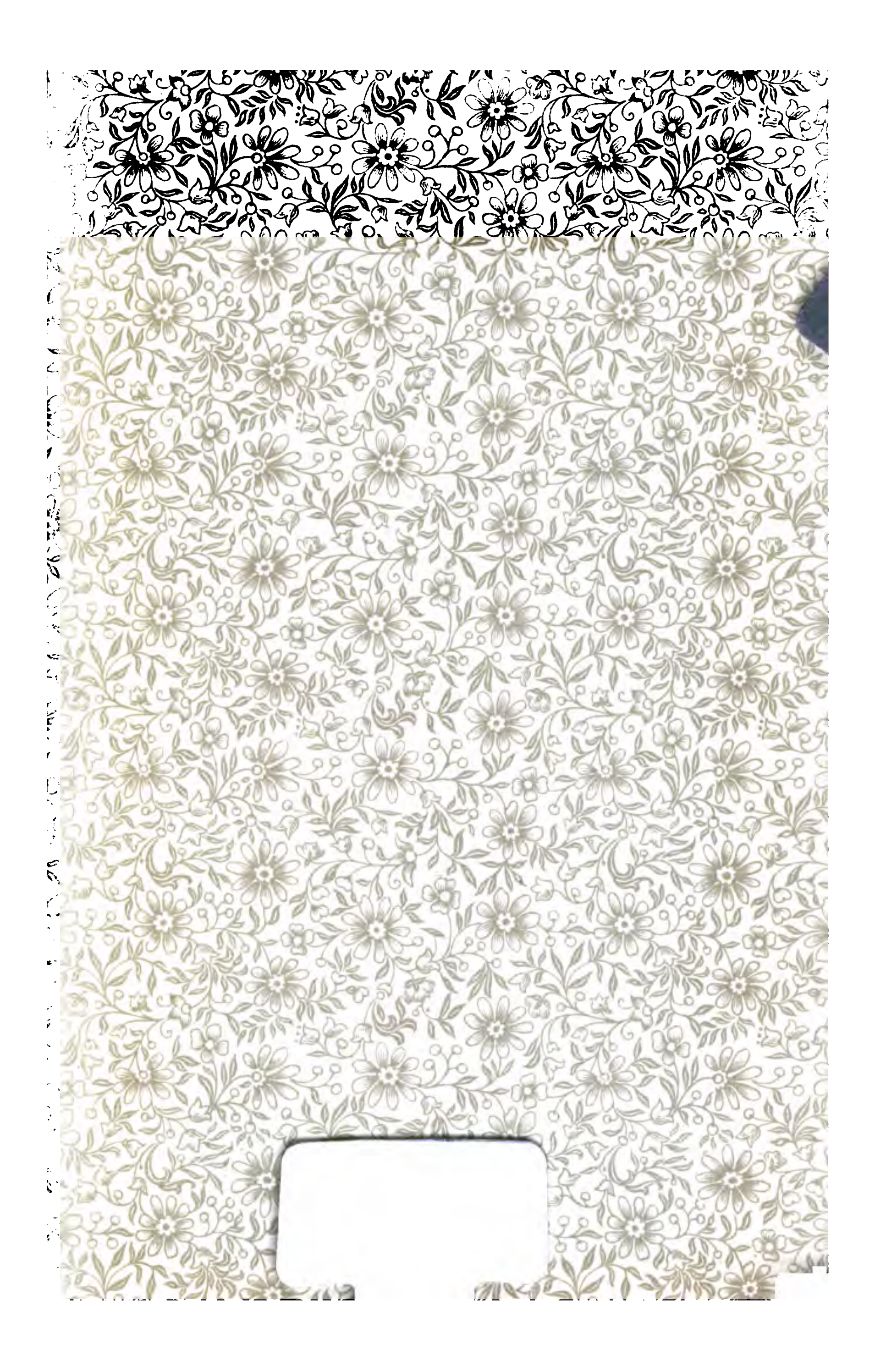
„Mit Thränen in den Augen habe ich Ihren Brief gelesen; nein, nicht so mussten wir uns trennen, nein und abermals nein. Aber wenn es Ihnen einen schweren Schritt erleichtert hat, so sei es. Aber keine Entzweiung. Ogareff und Alexander bringen Ihnen mehr als meinen Brief: meine tiefste Bewunderung, meine unbegrenzte Freundschaft. Ja, von einer Seite haben Sie Recht; das Schweigen und diese vier Kinderaugen, um deretwillen Sie die Schwelle dieses unglücklichen Hauses einst überschritten. — Ja es war schön, so Abschied zu nehmen, und ich nehme Ihren Segen an für meine Kinder; für mich selbst aber verlange ich Ihre Freundschaft.

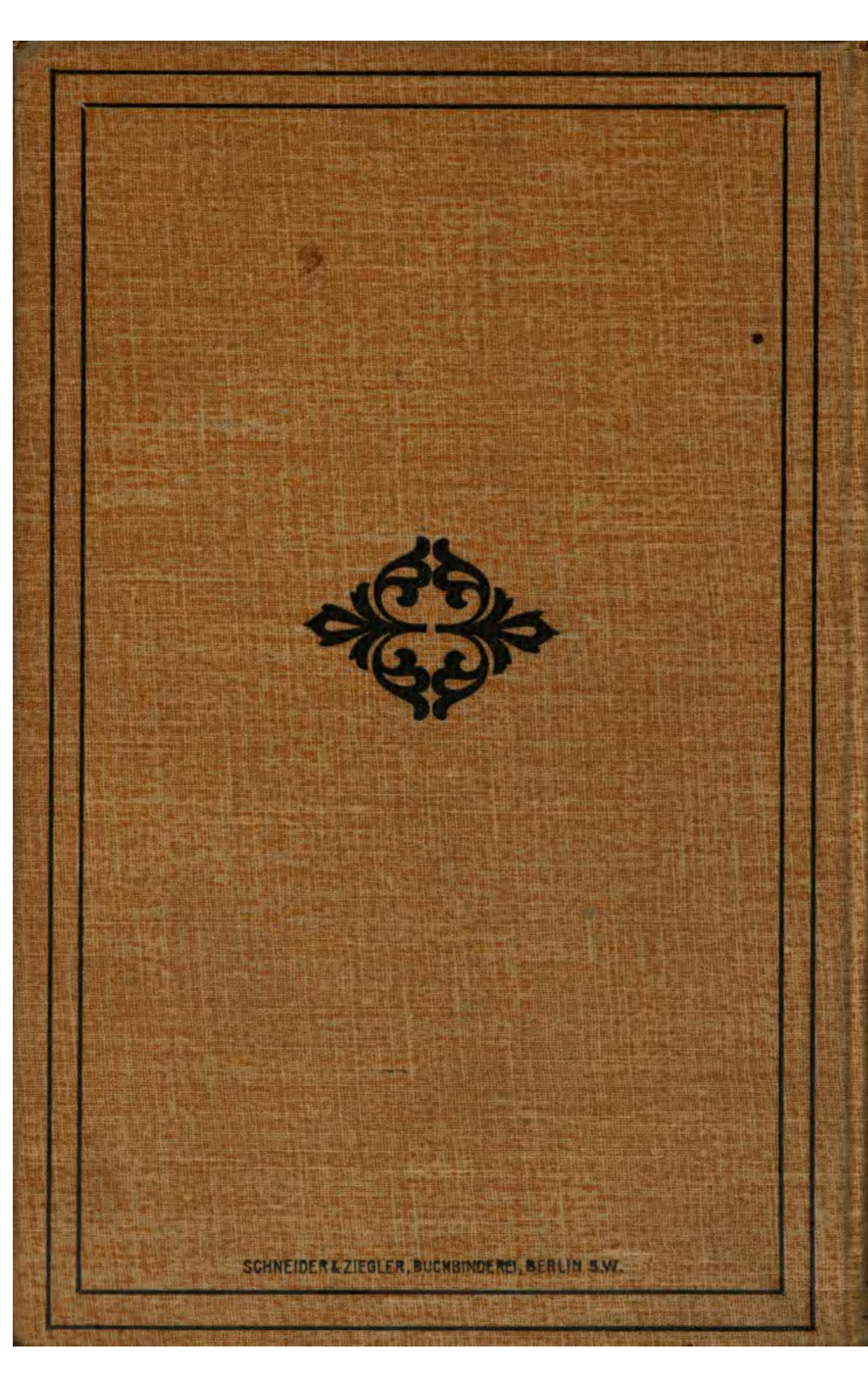
Ihr Bruder und Freund
A. Herzen"

Ich las diese Zeilen mit einem Gemisch von tiefer Rührung und herber Bitterkeit. Warum hatte diese Freundschaft nicht thätiger eingreifen und zu rechter Zeit Alles retten können, was nun unwiederbringlich verloren war? Warum sind auch die besten, die begabtesten Menschen doch nur Spielbälle in der Hand des Zufalls, der den sichersten Pfad plötzlich mit dem Unerwarteten durchkreuzt und für immer von seiner Richtung ablenkt?

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.






SCHNEIDER & ZIEGLER, BUCHBINDEREI, BERLIN S.W.